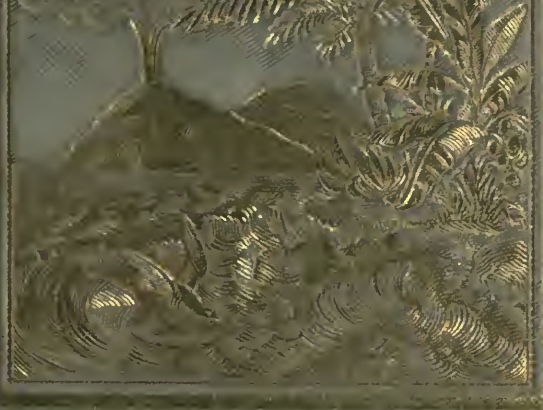
UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 05000477 9

Illustrierte Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde

Das Mittelmeer.

Von

A. v. Zehmeiger-Perchenfeld.



Das Mittelmeer.

Von

Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.

Illustrierte Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde.

HERDER'SCHE VERLAGSHANDLUNG FREIBURG

Das Mittelmeer.

Von

Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 55 Illustrationen und einer Karte.

ST. MICHAEL'S COLLEGE TORONTO
LIBRARY
UNIVERSITY OF

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1888, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herderſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Die große geschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung, welche dem Mittelländischen Meere, beziehungsweise den dasselbe umschließenden Ländern, zukommt, regte mich zu der nachfolgenden Arbeit an, in welcher in gedrängter Form alles Wissenswerte über die Mittelmeerländer und das Binnenmeer selbst niedergelegt wurde. Da das Mittelmeergebiet einerseits im zeitlichen Sinne die historische Entwicklung des wichtigsten Abschnittes der Menschengeschichte umfaßt, andererseits im räumlichen Sinne die großartigsten Gestaltungen örtlich begrenzter oder an das gesamte mediterrane Gebiet geknüpfter Kultur- und Machtperioden — Phönikien, Ägypten, Griechenland, Rom, Palästina u. s. w. — in sich schließt, konnten in einem Buche von so mäßigem Umfange, wie das vorliegende, nur die Elemente unseres Gesamtwissens über den behandelten Gegenstand niedergelegt werden.

Mag nun auch das Gebotene in einen knappen Rahmen gezwängt sein, die Übersichtlichkeit des Ganzen und die zusammenfassende Darstellung wird gewiß von vielen, die einen allgemein orientierenden Überblick über den dem Werke zu Grunde liegenden Gegenstand gewinnen wollen, willkommen geheißen werden. Auf den Reiz der Neuheit durfte ein Werk, welches sich den ehrwürdigsten Überlieferungen der Menschheit anschließen und vielfach bereiste Örtlichkeiten schildernd vorführen mußte, von vornherein nicht Anspruch erheben. Dagegen wird es dem Kenner der

einschlägigen Litteratur nicht entgehen, daß in der Darstellung der ältesten Völkerbewegungen am Mittelmeer mancherlei neue Gesichtspunkte in kulturgeschichtlichen Fragen aufgestellt und festgehalten wurden. Namentlich ist es der innere Zusammenhang gewisser bisher immer getrennt behandelter Momente im Völkerleben des Altertums, welchen ich an der Hand auffälliger Thatsachen darzulegen bestrebt war.

In dieser Richtung, sowie in Bezug auf die Darstellung und Behandlung des Gegenstandes überhaupt, darf ich wohl auf eine freundliche Aufnahme des Buches seitens eines größern Leserkreises rechnen.

Wien, Ende September 1888.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung 1

I. Physikalische Verhältnisse.

1. Vorgeschichtliche Gestaltung des Mittelmeerbeckens 5
2. Umwandlungen der Küstenumrisse in geschichtlicher Zeit 9
3. Vorgänge vulkanischer Natur 17
4. Tiefseeverhältnisse und Meeresorganismen 23
5. Die geographische Gliederung des Mittelmeerbeckens 31
6. Luftströmungen und Meeresbewegung 35
7. Klima und Vegetationsverhältnisse 40

II. Völkerbewegungen.

1. Die Eroberung des Mittelmeeres durch die Phöniker 52
2. Zur Urgeschichte Kleinasiens 64
3. Die Hellenen 74
4. Die Hebräer 81
5. Die römische Weltherrschaft 85
6. Nordafrika (von den ältesten Zeiten bis zum Auftreten des Islam) . 98
7. Das arabisch-islamitische Weltreich 105
8. Die Kreuzzüge und ihre Folgen 111
9. Die letzten Jahrhunderte 117

III. Die heutigen Völker am Mittelmeer.

Übersicht 120

I. Mittelländer.

A. Der baskische Stamm 122
B. Der hamito-semitische Stamm.
   1. Hamiten (Ägypter, Berber) 123
   2. Semiten 129

Seite

C. Der indo-germanische Stamm.
1. Romanen.
a. Die Spanier 143
b. Die Franzosen 148
c. Die Italiener 149
2. Slaven 152
3. Albanesen 156
4. Griechen (Hellenen) 160

II. Hochasiatische Rasse.

Osmanen (Türken) 163

IV. Charakterlandschaften.

I. Die europäischen Küsten.

1. Die Mittelmeerküste Spaniens 166
2. Die Mittelmeerküste Frankreichs 172
3. Ligurische und tyrrhenische Ufer 176
4. Sicilien 181
5. Die Inseln des westlichen Mittelmeerbeckens 185
6. Die Adria.
Die Ostküste von Italien 186
Venedig 191
Der Nordrand der Adria 196
Die Küste von Dalmatien und Albanien 201
7. Die Jonischen Inseln 206
8. Die Küsten des Peloponnes 212
9. Athen 218
10. Das Ägäische Meer 221
11. Die Dardanellen 230

II. Die asiatischen Küsten.

1. Längs der Westküste von Kleinasien 234
2. Die Insel Rhodos 246
3. Die Südküste von Kleinasien. — Kypern 256
4. Der Ostrand des Mittelmeeres 259

III. Die afrikanischen Küsten.

1. Der Nordrand der Sinai-Halbinsel und das Nil-Delta 264
2. Tripolitanien und Tunisien 270
3. Algerien und Marokko 276

V. Handel und Verkehr.

1. Die ältesten Handelsbeziehungen 283
2. Griechen und Römer 291
3. Byzanz und die italienischen See-Republiken. — Das Zeitalter der Kreuzzüge 296
4. Die letzten Jahrhunderte 302

Verzeichnis der Illustrationen und Karten.

Figur		Seite
1.	Reste des Serapis-Tempels zu Puzzuoli	11
2.	Der Schlammsee El Bahira bei Tunis	15
3.	**Die Ruinen von Utica** (Tonbild)	16
4.	**Utica, rekonstruiert** (Tonbild)	16
5.	Fischereivorrichtung im Quarnero (Golf von Fiume)	27
6.	Fischerbarken (Bragozzi) der Thunfischfänger	29
7.	Das Kap Matapan	33
8.	Lorbeerwald	43
9.	Akanthus-Gruppe	44
10.	Ölbaum	45
11.	**Sur oder Tyr — das ehemalige Tyrus** (Tonbild)	63
12.	Das „Sesostris"-Bild zu Nimfi bei Smyrna	65
13.	Ruinen etruskischer Bauten zu Volterra	87
14.	Tuareg (Berber) aus der Sahara	125
15.	Ein Druse	130
16.	Drusische Emirsfrau	131
17.	Ein Maronite	135
18.	Eine Araberfamilie	137
19.	Ein Maure	139
20.	Spanier (Landleute aus Altkastilien und Katalonien)	144
21.	Spanierinnen (Andalusierin und Segovianerin)	145
22.	Mädchen aus Arles. (Nach Hirts Geographischen Bildertafeln.)	149
23.	Italiener (Wasserverkäufer aus Neapel)	151
24.	Italienerin (Bäuerin aus der Umgegend von Neapel)	151
25.	Volkstypen aus Ragusa	155
26.	Albanese von Skutari	158
27.	Albanesin	159
28.	Eine Griechin	161
29.	Ein Osmane	164
30.	**Gibraltar** (Tonbild)	167
31.	Monaco. Terrasse von Monte Carlo	175
32.	**Der Ätna von Taormina aus gesehen** (Tonbild)	182
33.	Venedig (Canal Grande und S. Maria della Salute)	193
34.	**Der Kriegshafen von Pola** (Tonbild)	198
35.	Cattaro	205
36.	Der Leukadische Fels	211
37.	**Athen** (Tonbild)	219
38.	**Smyrna** (Tonbild)	236
39.	Anabato auf der Insel Chios	239
40.	**Ruinen von Ephesos** (Tonbild)	245
41.	Kastell von Lindos auf Rhodos	247
42.	Hafen von Rhodos	248
43.	Straße der Ritter zu Rhodos	249
44.	**Beirut** (Tonbild)	259
45.	Saïda	261
46.	Jafa	263
47.	Ansicht von Tunis	273
48.	**Die alten Häfen und das alte Forum von Karthago** (Tonbild)	274
49.	**Algier** (Tonbild)	277
50.	Phönikisches Handelsschiff	285
51.	Griechische Pentere	293
52.	Venetianische Galeere	299
53.	Der Suez-Kanal (Kärtchen)	309
54.	**Triest** (Tonbild)	310
55.	Ein Ostindienfahrer des Österreichisch-Ungarischen Lloyd	311

Karte: Der Verkehr im Mittelmeer.

Das Mittelmeer.

Einleitung.

Das Mittelmeer, der schönste oceanische Wasserspiegel der Welt, ist ein dankbares Studienfeld für alle geistigen Thätigkeiten. Natur und Kunst, Geschichte und Kultur, Tragödie und Idylle — alles, was die Menschheit seit ihrer Kindheit bewegt hat, spielte sich in dem Raume ab, wo drei Erdteile über die heitere, blaue Wasserflur ihre Gestaltungen und Ereignisse tauschten. Stellen wir vorläufig die Ästhetik voran. Daß die Kunst, in welcher Form immer, zur Verherrlichung dieses Meeres Außerordentliches beigetragen hat, bedarf kaum der Erwähnung. Die große Anziehungskraft, die es ausübt, rührt von einer Summe von Einzelschönheiten her, welche die Einbildungskraft durch Formenschönheit und Farbenstimmung reizen und durch ästhetischen Gehalt das Empfinden mit der vertieften Betrachtung steigern. Zu der reichen Mannigfaltigkeit in den landschaftlichen Einzelheiten, in den stimmungsvollen Wandlungen und Abwechslungen je nach Klima und Zone gesellt sich in zweiter Linie das reiche Doppelleben zu Wasser und zu Land und in dritter Linie die künstlerische Vermittelung abstrakter Dinge in sogenannten „historischen Landschaften". Wir brauchen in letzterer Beziehung nur den Namen Preller auszusprechen, um die Örtlichkeiten zu kennzeichnen, welche uns in diesem Sinne vorschweben. Solche Darstellungen haben uns erst den wahren Zauber enthüllt, der an gewissen marinen Bildern haftet, an denen sonst selbst die regste Einbildungskraft achtlos vorüberstreift. Die „Odyssee" — das hohe Lied oceanischer Irrfahrten — hat sich uns erst in den Prellerschen Darstellungen verkörpert und unsäglichen Reiz über jene Schauplätze gebreitet. Dies hat jeder empfunden, der jene glücklichen Gegenden durchschifft, die Zauber-Eilande homerischer Phantasie vor seinen Blicken über blauer Flut schimmern gesehen. Im fernen Osten, wo das Licht der Welt geboren wurde, nicken vereinsamte Palmen, weht aromatische Brise aus dem Olivendickicht. Der heilige Boden ist silbern überhaucht, Berge und Thäler verschwimmen wie Luftgebilde. Daran schließt das Meer und brandet mit kräftigen Atem-

zügen vom gesegneten Strande bis in die entlegensten Buchten und Baien. Jetzt schlummert die Meeresflut und trinkt das Sternenlicht, das auf sie herabträuft. Wenn seine Wellenringe leise heranwallen, bringen sie Grüße von jenem Gestade, auf dem der Sohn Gottes gewandelt und die frohe Botschaft der Gottes- und Menschenliebe verkündet hat.

Das Mittelmeer eröffnet den weitesten und großartigsten Gesichtskreis, welchen die Menschengeschichte kennt. So war es immerdar, auch in den ältesten Zeiten. Mit der den meisten Menschen eigentümlichen Engherzigkeit hat auch unsere Schulweisheit, die durch die blinden Scheiben geheizter Winterstuben nichts sieht, den Gesichtskreis des antiken Lebens eingeengt. In unserer Jugend hat man uns das letztere so dargestellt, als wäre beispielsweise Hellas das einzige Lichtbild in der kimmerischen Finsternis gewesen, eine abgeschlossene Insel der Phantasie, von ehernen Ringmauern umgürtet, gleich dem fabelhaften Eiland des Äolos. Nichts ist falscher als diese Annahme. So weit Menschen auf der Erde siedeln, haben sie immer Mittel und Wege gefunden, sich einander zu nähern. Warum dies im Altertum anders gewesen sein sollte, ist nicht erfindlich. Die Zeugnisse des Gegenteiles lagen freilich vor, aber man hat sie geflissentlich übersehen. Die Vorstellung von den ausebnenden Ausgleichsbestrebungen der antiken Kultur hat etwas ungemein Schreckhaftes für den geistigen Partikularismus, der alles fein säuberlich in Schachteln und Schächtelchen eingepackt hat. Das schönste Meer auf dem Erdenrund, das gemeinsame Wasserbecken dreier Erdteile: es sollte nach der Ansicht der alten Zöpfe klassischer Gelehrsamkeit eine ungeheure, geheimnisvolle „chinesische Mauer" dargestellt haben.

Die ersten Griechen, die es über ihre heimatlichen Küsten hinausdrängte, waren die Dorer, alsdann folgten die Jonier, welche nach Kleinasien hinübergriffen. Im hellenischen Gesichtskreis lag aber nicht bloß der Osten, sondern auch der Westen, und nicht minder der Süden. Am Hofe des memphitischen Königs Amasis konnte Pythagoras einen Empfehlungsbrief seines Herrn, des Polykrates von Samos, vorweisen. An einer der Nilmündungen lag damals die hellenische Kolonienstadt Naukratis. Im übrigen sehen wir ein Schauspiel, das sich Jahrtausende später im Abendlande zum zweitenmale abspielte: der Reichtum portugiesischer und holländischer Kolonieen im fernen Asien giebt das vergleichende Bild für das ionische Leben an den kleinasiatischen Gestaden. Wir brauchen der Kürze halber nur der Stadt Kolophon, nördlich von Ephesus, zu gedenken, wo im 6. Jahrhundert v. Chr. Reichtum und Luxus so weit gediehen waren, daß tausend parfumierte und in Purpur gekleidete Bürger zur Marktversammlung kamen. Ein Dichter derselben Stadt, Xenophanes, fand Veranlassung, gegen die olympischen Spiele zu eifern — also gegen den „Sport", wie man heute sagen würde —, und wurde dieserhalb vom König Hieron von Syrakus

verwiesen; also eine geistige Verbindung über die halbe Länge des Mittelmeeres hinweg, von der Cyane-Quelle, wo heute der Binsenwald der Papyrusstaude flüstert, bis zum Kaystros-Strome.

Die Ausschau nach Westen verwischt aber vollends alles Pfahlwerk, mit welchem man das hellenische Mutterland zu umgeben angestrebt hat. Dort lag das „Amerika" der Hellenen, der üppige, reiche Westen — Sicilien und Unteritalien. Die hellen Segelbarken, welche auf unserer Reise da und dort an uns vorübereilen, können wir uns durch Ruderschiffe ersetzt denken. Sieht man von unseren großen Dampfern ab, so mag der Verkehr in jener entlegenen Zeit kaum minder lebhaft gewesen sein, als er in unseren Tagen es ist. Die Bilder aber, die seine Geschichte entrollt, übersteigen an Pracht und Glanz alles, was das hellenische Mutterland aufzuweisen hat. Eine Stadt wie New-York mag sich rühmen, die Königin der Neuen Welt zu sein: ihre Bedeutung hält kaum den Vergleich mit den hellenischen Koloniestädten von Großgriechenland aus. Eine „goldene Jugend" wie zu Sybaris, die in Purpurkleidern und mit Goldschmuck im Haar einherging, hat es wohl nirgends mehr gegeben. Mit Staunen liest man, daß ein Edler dieser Stadt zu einem Tempelfeste in einer Galatoga erscheinen konnte, die unter Brüdern 120 Talente, also ungefähr 300 000 Mark nach unserem Gelde, wert war. In Kroton lebten die berühmtesten Sieger aus den hellenischen Nationalspielen. Da ein gewisser Milon im ganzen 31 mal (!) zu Olympia, Delphi, Korinth und Nemea den ersten Siegespreis errungen hatte, können wir mit Fug und Recht an förmliche Vergnügungszüge aus den Kolonieen nach dem Mutterlande denken, ähnlich unseren Wanderzügen zu Schieß- und Turnfesten, Renn- und Wassersport. Auch das Kunstbewußtsein war groß, wie das Vorgehen des Zeuxis, eines Sohnes Unteritaliens, beweist; er schenkte dem Herakles-Tempel zu Akragas sein Alkmene-Bild, „da es ja unbezahlbar" sei. Dieselbe Kunstgröße ließ sich herbei, den Palast der makedonischen Könige zu Pella auszuschmücken — wieder ein Beweis von den lebhaften geistigen Beziehungen innerhalb des antiken Gesichtskreises.

Man hat das Mittelmeer ein „Kulturmeer" genannt, auf die Thatsache hin, wie dasselbe seit ältesten Zeiten alles Leben, alle civilisatorischen Errungenschaften zwischen drei Erdteilen vermittelte. Mit dieser Sachlage fällt die großartige Völkerbewegung zusammen, welche durch Jahrtausende an seinen Küsten sich abspielte. Wie das alles gekommen und sich vollzogen, wird weiter unten Gegenstand unserer Betrachtung sein. Zu wiederholten Malen haben die Ausbreitungsbestrebungen von Völkern und Rassen durchgreifende Umgestaltungen an den Küsten von Südeuropa, Westasien und Nordafrika hervorgerufen. Keines der großen und berühmten Völker, welche der Reihe nach in diesem Bereiche herrschten, ist ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen wieder vom Schauplatze verschwunden. Alle

diese Bewegungen und Überflutungen haben „Kulturgeschichten" zurückgelassen, die nun aufeinander lagern; aus ihren Tiefen hat der Forschertrieb jene Merkmale und Beweisstücke hervorgescharrt, welche die Aufeinanderfolge bedeutsamer geschichtlicher und kultureller Umgestaltungen klar zum Bewußtsein bringen. Aber auch alles, was aus alten Tagen geblieben und in ergreifenden Erinnerungszeichen über das weite Meer — das Bleibende im Wechsel — schaut, spricht eine Sprache, welche überzeugender wirkt, als alle gelehrte Leichengräberei. Wir werden im Verlaufe unserer Schilderungen sehen, wie es sich damit verhält. Vorher aber erscheint es uns nötig, den Schauplatz selbst kennen zu lernen.

I.

Physikalische Verhältnisse.

Vorgeschichtliche Gestaltung des Mittelmeerbeckens. — Umwandlungen der Küstenumrisse in geschichtlicher Zeit. — Vorgänge vulkanischer Natur. — Tiefseeverhältnisse und Meeresorganismen. — Die geographische Gliederung des Mittelmeerbeckens. — Luftströmungen und Meeresbewegung. — Klima und Vegetationsverhältnisse.

1. Vorgeschichtliche Gestaltung des Mittelmeerbeckens.

Aus den Lehrbüchern der physikalischen Geographie weiß der Leser, daß das Meer, weit entfernt davon, ein toter, passiver Bestandteil unseres Erdkörpers zu sein, die hauptsächliche Ursache von Vorgängen ist, welche fortwährend umgestaltend auf die Küstenränder wirken. Diese Vorgänge sind indes nur unbedeutend gegenüber den Ereignissen, welche in vorgeschichtlicher Zeit durch großartige Umwälzungen auf die Verteilung der Land- und Wassermassen hervorragenden Einfluß nahmen. Das beste Beispiel dieser Art liefert uns die mutmaßliche (zum Teil wohl auch erwiesene) Umgestaltung der Land- und Wassermassen seit Beginn der sogenannten Tertiärzeit.

Damals war auch die Gestaltung des Mittelmeerbeckens eine wesentlich andere als heute. Das westliche Frankreich war von Meereswogen bedeckt, desgleichen der Boden der großen Thäler der Iberischen Halbinsel bis hoch hinauf zu ihren Wurzeln. Über den Nordwesten von Afrika bestand eine offene oceanische Verbindung, und zwar in der mutmaßlichen Ausdehnung vom Golfe von Sidra über die jetzige Berberei hinweg bis zu der Canarischen Inselgruppe. Als Beweis für diesen Sachverhalt wird auf die Gleichartigkeit des Sandes und der Muschelschalen in dem vorbezeichneten Wüstengebiete und an den Gestaden des Mittelmeeres hingewiesen. Das Depressionsgebiet (Teile des Festlandes, welche unter dem Meeresspiegel liegen) der algerisch-tunisischen „Schotts" mit ihren Salzsümpfen ist der Überrest jenes vorgeschicht-

lichen Meeres, welches das Atlasgebiet von dem übrigen afrikanischen Festlande trennte. Daher auch die außergewöhnliche Seichtheit des Syrtenmeeres bei Gabes und des Meeresabschnittes zwischen Tunisien und Sicilien. Hier würde eine Erhebung des Meeresbodens um nur etwa 300 m genügen, eine festländische Verbindung zwischen Afrika und Europa, beziehungsweise eine Trennung des Mittelmeeres in zwei selbständige Becken, herbeizuführen. Dasselbe Erhebungsmaß, für die Meerenge von Gibraltar angenommen, würde auch hier die beiden Festländer wieder aneinander gliedern, wie es in vorgeschichtlichen Zeiten der Fall war. Auf dem Fels von Gibraltar hausen noch heute die berberischen Affen als letztes Merkmal eines frühern Zusammenhanges beider Erdteile.

Der Gelehrte Eduard Desor, einer der besten Sahara-Kenner, hat mit großer Sachkenntnis auf die verschiedenen Formen der Wüste hingewiesen und danach die Dreiteilung in Plateauwüste, Auswaschungswüste und Dünenwüste geschaffen. Diese drei Typen der Wüste sind übrigens, trotz ihrer Verschiedenheit nach Form und Aussehen, gleichwohl nach Ursprung und Zusammenhang eng miteinander verbunden. Der Boden ist überall derselbe, doch auf verschiedene Weise geformt und gemodelt, je nach den Ereignissen, die ihn während des Abflusses oder seit dem Abflusse des Sahara-Meeres betroffen haben.

Nach Desor wäre die Plateauwüste die ursprüngliche Form, der Boden des innern Beckens, so wie er nach Abfluß des Sahara-Meeres gestaltet war: eine flache oder leicht gewellte Ebene. Diese Form nimmt fast drei Viertel des ganzen Sahara-Gebietes ein; sie weist im allgemeinen, wenn ihre Einförmigkeit nicht von Dünen unterbrochen wird, ebene Flächen auf, die fern am Horizont mit dem Himmel verschwimmen und unwillkürlich in uns den Gedanken an das Meer wachrufen.

Die Auswaschungswüste zeichnet sich durch ihre merkwürdigen Erosions- oder Auswaschungs-Erscheinungen aus. Es sind dies ausgedehnte Senkungen des Terrains oder Becken mit flachem Boden ohne augenfällige Unterbrechungen. Die Senkungen sind manchmal von dem Plateau durch hohe Böschungen getrennt, welche sich am Horizont wie Gebirgslinien hinziehen. Es liegt auf der Hand, daß diese Einsenkungen, seien sie nun trocken oder mit Wasser bedeckt, nur die Wirkung des letztern sein können, freilich unter Bedingungen, die weit verschieden sind von denen, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen vorherrschen. Denn heutzutage besteht keine sichtbare Beziehung mehr zwischen der Ursache und der Wirkung, zwischen der Winzigkeit der Flüsse und dem Umfang der Auswaschungsflächen in der Sahara. Die Thäler, welche vom Atlas abgehen, überraschen durch ihre Breite, die in gar keinem Verhältnisse zu dem eigentlichen Thalweg steht. Nicht selten ist dieser schwer zu erkennen, und oft entdeckt man erst im

Schatten einiger dürrer Büsche eine schmale Wasserrinne oder auch nur ein weißes, ausgewaschenes Kieselbett.

Die dritte Form der Wüste ist die Dünenwüste. Dieselbe ist, wie Desor treffend bemerkt, die gemeinfaßlichste Form der Wüste, diejenige, welche das Gemüt am schaurigsten ergreift, da sich hier zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unstätigkeit desselben gesellt. Indessen ist das Pflanzenleben nicht vollständig erloschen, solange der Sand durch das Bindemittel des Gipses eine gewisse Festigkeit bewahrt. Die Höhe der Dünen ist sehr verschieden. Trotz ihrer Starrheit reißen sie doch zur Bewunderung hin durch die Schönheit ihrer Linien, welche auf der Windseite, besonders da, wo der Sand Festigkeit genug bietet, um sichern Schrittes auf demselben einherzugehen, die anmutigsten Wellenformen beschreiben. Die Rückseite der Düne ist gewöhnlich steiler, besonders an ihrem Gipfel, welcher in der Regel einen kleinen Absturz bildet, ungefähr wie bei uns die Schneewehen. Wenn die Gipfel oder Kanten dieser Hügel sich bei Wind in einen leichten Schleier feinen Sandes hüllen, wird die Täuschung vollständig. Wenn nun auch Gipfel und Wände einer Düne von Jahr zu Jahr, ja von einem Sturme zum andern sich verändern, bleibt die Düne selbst gleichwohl stationär, und man hat sich überzeugt, daß ihr eine natürliche Bodenerhebung als Kern dient.

Was die bereits erwähnten „Schotts" anbetrifft, welche als Rest des ehemaligen Sahara-Meeres gelten, hat man dieses Depressionsgebiet mit Herodots „Golf von Triton" in Zusammenhang zu bringen gesucht. Die eingehenden Untersuchungen des Geologen Stache haben ergeben, daß die von dem französischen Kapitän Roudaire aufgestellte Behauptung, die Schottdepression hätte in geschichtlicher Zeit mit dem Golfe von Gabes in Verbindung gestanden, nicht aufrecht zu erhalten sei. Auch der deutsche Gelehrte Fuchs kehrt sich gegen diese Anschauung. Nach ihm wäre der das Mittelmeer von den Schottbecken trennende Landriegel schon zu der Zeit, als sich diese mit Wasser füllten, vorhanden gewesen. Aus der entgegengesetzten Ansicht französischer Fachmänner hat sich als wissenschaftliche Folgerung der Gedanke einer künstlichen Unterwassersetzung der Schottbecken durch Kanalverbindung mit dem Mittelmeere herausgestaltet. Daß die Franzosen diese bedingungsweise zu erreichende Überflutung mit der hochtrabenden Bezeichnung „Sahara-Meer" benennen, nimmt sich erheiternd genug aus. Die Wasserfläche des Überschwemmungsgebietes würde nämlich höchstens 13000 qkm betragen, während der Gesamtflächeninhalt der Sahara ungefähr 6,3 Millionen qkm beträgt, d. h. einen Raum einnimmt, welcher $2^1/_2$mal so groß als das Mittelmeer, $11^1/_2$mal so groß als Deutschland ist. Das „Sahara-Meer" der Franzosen würde sonach nur den 485sten Teil der ganzen Sahara einnehmen.

Gleichwie der äußerste Westen des Mittelmeergebietes, hat auch dessen nordöstlichster Abschnitt in vorgeschichtlicher Zeit eine wesentlich andere Gestalt besessen. Die thrakisch-anatolischen Seestraßen (Bosporus und Dardanellen), welche die Merkmale eines gewaltsamen Meeresdurchbruches aufweisen, gestatten den Rückschluß, daß das Schwarze Meer früher ein Binnengewässer, ohne Seeverbindung mit dem Mittelmeer, war. Gegen Mitte des Miocän brandete ein und dasselbe große brackische Binnenmeer an den östlichen Ausläufern der Alpen und an dem Ust-Urt-Plateau in Mittelasien. Das „Sarmatische Meer", wie man diese Wasserfläche der mittlern Tertiärzeit zu nennen pflegt, bedeckte auch den größten Teil des heutigen russischen Tieflandes. Nach Süden aber griff es nicht weiter hinaus als derzeit. Ein breiter Landrücken, in welchen auch der heutige griechische Archipelagus einbegriffen war, trennte das Sarmatische Mittelmeer von dem Europäisch-Afrikanischen Meer, welches damals noch kein Binnengewässer war, da es im Süden des Atlas mit dem Ocean in Verbindung stand.

Mit dem Übergange des Miocän in das Pliocän erscheint das Sarmatische Meer in eine Reihe großer Becken mit brackischem Wasser aufgelöst. An Umfang erheblich beschränkter als vorher, schrumpften diese Becken, welche wir uns hauptsächlich um den Inselstock des Kaukasus-Massivs gruppiert zu denken haben, noch mehr zusammen, während im Westen — d. h. in dem jetzigen ungarischen Tieflande und den Nachbargebieten — große Süßwasserseen vorhanden waren. Unterdessen erfolgte die Hebung des nachmaligen Sahara-Bodens (und als Gegenwirkung gleichzeitig die Trennung an der Straße von Gibraltar), während gegen Nordosten hin das Wassergebiet erheblich an Raum gewann. Hier wurde der breite Landrücken zwischen Nordost und Südwest immer schmäler und löste sich zuletzt in das Inselgewirre des heutigen griechischen Archipelagus auf. Die schmale Scheidewand ward endlich in der quartären Periode durchbrochen, der Isthmus zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspi-See trockengelegt, dagegen waren die Meeresdurchbrüche, welche man heute Bosporus und Dardanellen nennt, bewirkt.

Die Erddarstellungen des Altertums geben vom Mittelmeere Kartenbilder, welche mit den wahren Umrißlinien desselben ziemlich genau übereinstimmen — wieder ein Beweis, daß man sich auf dieser Wasserfläche fleißig umgesehen hatte und nicht hinter der „chinesischen Mauer" unserer Klassicisten versteckt blieb. Noch etwas verzerrt ist die kartographische Darstellung nach Homerscher Auffassung. Namentlich auffällig ist die übertriebene Breite des Mittelmeeres, das zwischen dem Nordrande des Adriatischen Golfes (der, beiläufig bemerkt, fast kreisrund gedacht wurde) und der Großen Syrte fast zwei Drittel der ganzen Erdscheibe einnimmt. Die Italienische Halbinsel ist

ein unförmlicher, der quadratischen Grundform sich nähernder Landklotz, die Küste von Afrika stark verzeichnet, d. h. in ihrem westlichen Verlaufe stark nach Nordwesten hinaufgezogen. An der Straße von Gibraltar liegen die „Quellen des Okeanos".

Die Erdkarte des Herodot zeigt ein wesentlich anderes Bild als diejenige Homers. Sie weist einen Ister auf, der ziemlich korrekt eingezeichnet ist, wenngleich er eine ungeheure Länge einnimmt und seine Quellen in den Pyrenäen liegen hat. Die Italische und die Hämus-Halbinsel sind von Küstenlinien umrissen, welche mit den heutigen fast übereinstimmen, was auf eine ausreichende Länderkenntnis in verhältnismäßig so früher Zeit (Ausgang des 5. Jahrhunderts v. Chr.) schließen läßt. Auch an Spott gegenüber den geographischen Ansichten seiner Vorgänger ließ es Herodot nicht fehlen. „Ich muß lachen," bemerkt er, „wenn ich sehe, wie viele die Erde zeichnen ohne allen Sinn und Verstand. Da lassen sie den Okeanos rings um die Erde strömen, runden sie ab wie gedrechselt, machen dabei Europa und Asien gleich groß" (nebenbei bemerkt, hielt Herodot nicht Asien, sondern Europa für größer), „und ich kenne doch gar keinen Okeanos; Homer oder ein anderer Dichter hat ihn erfunden. Ebenso wenig kann ich begreifen, warum man die Erde in drei Teile geteilt, diese Teile nach drei Weibern benannt und die Flüsse Nil und Phasis zu Grenzen derselben gemacht hat."

Gleichwohl hat die Erdkarte des Herodot nur in Bezug auf das Mittelmeer Wert, während seine Gesamtdarstellung unseres Planeten noch immer fast so abenteuerlich wie die des Homer ist. Da er sich gegen die „gedrechselte" Gestalt der Erde verwahrt, erscheint dieselbe bei ihm als unregelmäßige Scheibe, welche (statt vom Okeanos, wie bei Homer) von zwei Meeren — dem Atlantischen und dem Erythräischen — bespült wird. Die europäischen und asiatischen Küstenlinien sind ziemlich genau; die afrikanische Küste dagegen verläuft in gerader Richtung von Westen nach Osten, ein Irrtum, der sich auch auf der Erdkarte des Eratosthenes (3. Jahrhundert v. Chr.) wiederholt. Ein wesentlicher Fortschritt des letzteren ist die keulenkopfartige Darstellung der Iberischen Halbinsel, welche bei Herodot noch fehlt. Die Apenninische und die Hämus-Halbinsel nähern sich ihrer heutigen Gestalt.

2. Umwandlungen der Küstenumrisse in geschichtlicher Zeit.

Wir haben nun jener Wandlungen zu gedenken, welche die Küstenränder des genannten Binnenmeeres in geschichtlicher Zeit durch das Zusammenwirken von mancherlei Naturvorgängen erfahren haben. Charles Darwin sagt irgendwo: „Es wird die Zeit kommen, wo die Geologen die Ruhe der Erdrinde in jeder Epoche ihrer Geschichte für ebenso unwahrscheinlich halten werden, wie die Unbeweglichkeit der Atmosphäre in irgend einem

Zeitmomente." Wie die Untersuchungen lehren, verhält es sich thatsächlich so: die Erdrinde ist einer fortwährenden Wellenbewegung unterworfen, und man findet die Merkmale derselben an den Küsten, welche bald unter den Meeresspiegel hinabsinken, bald über denselben emporsteigen. In dem Gange derselben herrscht eine majestätische Ruhe, eine so allmählich und unmerklich vor sich gehende Umgestaltung, daß dieselbe unmittelbar gar nicht zu erkennen ist.

Dazu kommen geophysische Wirkungen auf weite Entfernungen. Das Vorhandensein eines ehemaligen Sahara-Meeres vorausgesetzt, wäre zunächst zu bedenken, daß eine solch große, in einem sehr heißen Himmelsstriche gelegene Wassermasse durch die Mengen ihres nordwärts getriebenen Wasserdunstes, der sich auf den Alpenhöhen niederschlug, Mitursache zu der großartigen Gletscherbildung während der Eiszeit sein mochte. Lyell neigt entschieden zu dieser Ansicht hin. Nun ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Alpen durch die seit der Eiszeit im Süden des heutigen Mittelmeeres stattgehabte Erhebung eine verhältnismäßige Erniedrigung erfahren hätten. Es ist keineswegs unsinnig, anzunehmen, daß dieselbe Schwankung der Erdrinde, welche den Boden des ehemaligen Sahara-Meeres emporhob und trocken legte, ein Niedersinken des Alpenmassivs zur Folge gehabt habe; denn es fehlt nicht an ähnlichen Vorgängen, welche solche Wechselwirkungen darthun.

Merkmale von schleichenden oder säkularen Hebungen und Senkungen der Mittelmeerküsten giebt es in ausreichender Menge. Auf den Höhen von Palermo sieht man bis zu 50 m hinauf Grotten, deren Aushöhlung vom Meere bewirkt wurde; in denselben sind Ablagerungen von den noch jetzt vorhandenen Muscheltieren aufgefunden worden. Lamarmora berichtet, daß nicht weit von Cagliari auf der Insel Sardinien in Höhen von 70 und 130 m Muschellager mit Topfscherben untermengt sich vorfänden; dadurch ist unzweifelhaft erwiesen, daß diese Plätze so hoch aus dem Meere emporgehoben worden sind, und zwar zu einer Zeit, wo das Land bereits von Menschen bewohnt war. Ähnliche Erscheinungen wurden auf den Balearen, dann an der Riviera di Ponente (Ventimiglia, Mentone) durch das Vorhandensein alter Meergrotten festgestellt.

Die italienischen Küsten weisen einige auffällige Thatsachen in dieser Richtung auf. An den toscanischen Gestaden geht die Angliederung ehemaliger Inseln an das Festland so zu sagen unter unseren Augen vor sich. So bei Piombino, wo landeinwärts der gleichnamigen bergigen Halbinsel ebenes, in früherer Zeit versumpftes Land sich ausbreitet. Ein Blick auf eine genaue Detailkarte genügt, um in der Halbinsel Piombino eine ehemalige Insel zu erkennen. Ganz dasselbe gilt von der Halbinsel des Monte Argentario bei Orbetello, südlich der vorgenannten Örtlichkeit. Hier ist die Angliederung der ehemaligen Insel an das Festland erst im Entstehen;

denn es sind nur zwei schmale, ebene Landzungen, welche die Verbindung herstellen. Zwischen beiden breitet sich ein großer Strandsee aus.

Das Vorhandensein eines Circeischen Vorgebirges an der Südwestecke der Pontinischen Sümpfe läßt uns erkennen, daß dieses Kap noch in geschichtlicher Zeit eine Insel — die „Insel der Circe" des Homer — war. Das auffälligste Beispiel aber geben die durch diese Thatsache

Fig. 1. Reste des Serapis-Tempels zu Puzzuoli.

berühmt gewordenen drei Säulen des Serapis-Tempels zu Puzzuoli (Fig. 1) im Golfe von Neapel. Über 14 m hoch ragen sie empor. Sie sind bis zu einer Höhe von 4 m über dem Sockel unbeschädigt, darüber aber befindet sich eine meterbreite Zone, innerhalb welcher sie von Bohrmuscheln angebohrt sind, welche zum Teile noch in den Höhlungen sitzen. Über dieser Zone sind die Säulen wieder glatt. Der Fußboden des Tempels liegt derzeit

etwa 40 cm unter dem Spiegel des Hochwassers. Da es unwahrscheinlich ist, daß man den Boden eines Tempels, der nur etwa 30 m von der Küste entfernt ist, unter den Meeresspiegel gelegt habe, muß angenommen werden, daß sich hier der Boden nach Erbauung des Tempels zuerst gesetzt und hierauf wieder, jedoch nicht bis zur frühern Höhe, gehoben habe. Heute ist die Küste wieder im Sinken begriffen. Die äußerste Entfernung zwischen dem nachweisbar tiefsten Senkungspunkte und der ursprünglichen Höhe wurde mit 7 m gemessen. Das ist also in der That „schwankender Boden". Der Beobachter kann diesen Erscheinungen auf den Phlegräischen Feldern überall folgen, sei es am Lago d'Agnano, am Averner See, am Krater von Astroni, bei der Solfatara oder bei der berühmten „Hundsgrotte" u. s. w.

Sehr bemerkenswerte Thatsachen in Bezug auf die senkrechten Schwankungen der Küsten ergeben die Mündungsstriche vieler Flüsse. Diese letzteren selbst haben im Laufe der Zeit so vielfach ihren Lauf geändert, daß sie das ursprüngliche Kartenbild völlig umgestalteten. So ist beispielsweise die ehemalige Laufrichtung des kleinen, aber wegen eines berühmten geschichtlichen Zwischenfalls denkwürdigen Küstenflusses Rubikon mit Sicherheit nicht mehr festzustellen; ja man ist überhaupt nicht eins darüber, welcher der betreffenden Wasserläufe für den Rubikon zu gelten habe. Durch Dekret von 1756 wurde der heutige Uso für den einstigen Grenzfluß zwischen Gallia Cisalpina und dem eigentlichen Italien erklärt. Mit Dekreten macht man aber keine Geographie; die ganze topographische Lage spricht eher dafür, daß wir an Stelle des Uso den Pisatello zu setzen haben.

Ravenna war einst zum Teile in Lagunen erbaut worden und einer der belebtesten Häfen des alten Italien; heute liegt es eine Meile vom Meere entfernt. Dazu kommt, daß sich hier ein ähnlicher Vorgang fühlbar macht, wie im Nil-Delta und an der Landenge von Suez: die italienische Küste in der Nordwestecke des Adriatischen Meeres sinkt, indes die Aufschwemmungen der Flüsse den Landverlust möglichst zu ersetzen trachten. Ein weiteres Beispiel bietet die Stadt Adria, nach welcher das Meer den Namen hat. Auf den Trümmern des alten Adria erbaut, liegt sie heute drei Meilen von der Küste entfernt, während dieses unter Roms Weltherrschaft Seehafen und Flottenstation war. Durch die Aufschwemmungen des Po und der Etsch, zwischen welchen die Stadt eingekeilt liegt, hat sie ihre Küstenlage verloren; auf dem aufgeschwemmten Boden aber liegen zwei neue Städte: Corea und Contarina. Nach den Untersuchungen des Ingenieurs Lombardini führt der Po jährlich an 614 000 cbm Schlamm seinem Delta zu. Eine andere Berechnung hat ergeben, daß der Rand des Po-Deltas im Jahre um 70 m vorrückt, ein ganz erstaunliches Maß!

Ein bezeichnendes Beispiel von störenden und hemmenden Einwirkungen sinkender Küstenstriche auf die Deltabildung bietet der kleine Fluß Isonzo

im österreichischen Küstenlande. Die örtliche Lage des Gestadelandes zwischen Aquileja und Grado und der Unterläufe der Bäche und Flüsse, die es durchziehen, war in verschiedenen Zeitabschnitten immer eine wesentlich andere. Die Umgestaltungen des Küstenrandes stehen freilich nicht einzig und allein mit den Senkungserscheinungen im Zusammenhange. Gleichwohl sind es letztere, welche die Deltabildung verhinderten und an ihre Stelle die Lagunen-Bildung treten ließen.

Die Lagunen-Bildung herrscht an der ganzen nordwestlichen Küste, vom Isonzo bis zum Po-Delta, vor. Anteil an diesen Bildungen haben die Alpenströme, welche in den Golf von Venedig münden: Tagliamento, Piave, Meduna-Livenza, Sile, Brenta und selbstverständlich auch Etsch und Po. Als bekanntes Beispiel solcher Bildungen erwähnen wir die Lagunen von Venedig. Man unterscheidet die sogenannte „Laguna Viva" (den eigentlichen Strandsee) und die „Laguna Morta" (den toten Strandsee); letzterer ist ein brauner, dampfender Sumpfboden, den unzählige Wasseradern durchfurchen. Vom Festlande ist, wenn man sich auf der Lagune befindet, keine Spur zu entdecken; Nebel und Dünste, welche auf dem Horizont aufliegen, verdecken es. Dieses Festland ist übrigens so flach wie das Meer selbst, und es bedürfte sonach eines erhöhten Standpunktes, um nur jenen an die Lagune zunächst angrenzenden Strich zu überblicken. Er wird von dem Flusse Brenta und seinem großen Kanale (der Trennungslinie zwischen Sumpf- und Kulturland) durchfurcht. Dort, an der Grenzscheide, aber noch im Lagunenbereiche gelegen, heißt ein Streifen der toten Lagune „Valle di Mille Campi" (die Bucht der Tausend Felder), denn Legion sind der Sumpfinselchen, die zwischen den verschlammten Kanälen, Fondi genannt, liegen. Gegen das Meer wird die venetianische Lagune durch zwei langgestreckte Wehre aus Dünenbildungen, Lidi genannt, gedeckt. Die nördliche Düne heißt kurzweg Lido, die südliche Palestrina. Auf der letztern befinden sich Schutzdämme, die berühmten Murazzi. Es sind gewaltige, durch Mauerdämme verstärkte Uferschutzbauten, welche mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen venetianischer Lire hergestellt wurden. Ihre Länge bis Chioggia beträgt 5227 m, die Dicke des Mauerwerkes stellenweise nicht weniger als 13—14 m bei 10 m Höhe. Die Schutzbauten ziehen sich übrigens jenseits der Porta di Chioggia auf dem Littorale von Sottomarina fort.

Ein anderer Schauplatz, auf welchem man das Zusammenwirken von Flußanschwemmungen mit Hebungserscheinungen beobachtet hat, ist die Westküste von Kleinasien. Dieser ganze Uferstrich, vom Hellespont bis hinab zu den Sporaden, ist im Laufe der Jahrhunderte beträchtlich emporgestiegen. Die alten Kulturstätten Troja, Smyrna, Milet, Ephesus, deren einstige Lage durch Ruinenreste topographisch vollkommen sichergestellt

ist, befinden sich derzeit in bedeutend größerer Entfernung vom Meere als im Altertum. Schon in der Blütezeit Griechenlands hatte eine Verschmelzung der drei (früher getrennten) Eilande Lesbos, Issa und Antissa stattgehabt. Das untere Mäander-Thal (Menderez) war im Altertum ein Meerbusen, in welchem man Seeschlachten schlug. Ein kleiner Felsenhügel erhebt sich mitten in der Ebene; es ist die vormalige Insel Lada, bei welcher einst die 353 Schiffe der aufständischen Jonier der stärkern phönizischen Flotte des Dareios erlagen. In diesem Kampfe hatte Milet 80 Schiffe, Priene 12, Myus 3: lauter ehemalige Seestädte, während deren Ruinen jetzt tief im Binnenlande liegen. Die Ebene des einstigen Golfes, von den zahllosen Windungen des Mäander durchwühlt, erstreckt sich ostwärts längs der Halbinsel Mykale. Priene gegenüber vertiefte sich der Meeresarm als Latmischer Busen in südlicher Wendung bis an den Fuß des Latmos-Gebirges, wo die gleichnamige Stadt lag. Dieser südliche Seitengolf ist noch vorhanden, aber als — Binnensee, das salzige Becken von Baffi. Zu Strabos Zeit war der vorrückende Boden des Mäander-Thales noch 30 Stadien hinter oder östlich von Milet, zu Plinius' Zeit noch 10 Stadien; zu Pausanias' Zeit war der See bereits geschlossen und Milet erreicht. Noch später wurde die Insel Lada festgelegt. Milet liegt auf der Südseite des Thales zwischen dem jetzigen See und der Küste, also auf einer einstigen Halbinsel, die nach Nord und Ost von dem Golf umgeben war. Priene sieht man gegenüber im Nordosten, jenseits des einstigen Golfes, sich steil emporbauen.

Ähnliche Vorgänge hat man an den Küsten von Syrien und Palästina ausfindig gemacht. Dort wechseln Erhebungen und Senkungen miteinander ab. Während die Ufer des Golfes von Issus (Iskanderun) durch Erhebungsthätigkeit fortwährend an Breite und Höhe gewinnen, zeigt sich bei Beirut eine Küstenstrecke, welche dem Senkungsprozesse unterworfen ist. Tyrus, einst eine Insel, ist nun Halbinsel und mit dem Festlande verwachsen. Desgleichen wurden am Gestade von Palästina mehrfach Senkungserscheinungen beobachtet.

In Ägypten weist die Deltabildung des Nil darauf hin, daß früher hier die Küste im Aufsteigen begriffen war. Die Bitterseen sind jedenfalls Überreste des Meeres, das einst über den Isthmus von Suez flutete. Der Hafen von Suez, der heute eine große Sandbank und eine seichte Lagune zeigt, hat im Jahre 1542 noch eine große Kriegsflotte Sultan Suleimans II. aufgenommen. Auf dem genannten Isthmus belauschen wir, wie Oskar Peschel sagt, das Ringen zweier ebenbürtiger Naturkräfte, einer schöpferischen und einer zerstörenden. Der Nil rückt beständig seinen Uferrand ins Meer hinaus, gleichzeitig aber senkt sich die Flur des angeschwemmten Landes. Seit etwa zwei Jahrhunderten ist nämlich eine rückwärtige Bewegung eingetreten. Die Küstenbildung am Deltarand ist übrigens so gering (1 m

im Jahre), daß die gewaltigen Massen abgelagerter Sedimente die jährliche Terraineinbuße durch den Senkungsprozeß zur Not decken. Dabei ist zweifellos, daß am Küstenbau auch Wind und Meer teilnehmen, da der Deltarand aus einer Mischung von Nilschlamm und Meersand besteht. Bei Alexandria liegen die alten, aus der Zeit der Ptolemäer stammenden Grabgrotten und Katakomben derzeit unter dem Meeresspiegel, und man hat ihnen deshalb den (an sich ungerechtfertigten) Namen „Bäder der Kleopatra" gegeben.

Was den Nilstrom als Faktor in den Landumgestaltungen betrifft, ist bekannt, daß sich derselbe, nach einer Lauflänge von etwa 6300 km, eine kurze Strecke unterhalb Kairo in zwei Mündungsarme: in den west-

Fig. 2. Der Schlammsee El Bahira bei Tunis.

lichen (oder den Mündungsarm von Rosette) und in den östlichen (oder den Mündungsarm von Damiette) spaltet. Das war nicht immer so. In alter Zeit gab es sieben Mündungen: die kanopische, bolbitinische, sebennytische, phatnitische, mendesische, tanitische und pelusische. Die Mündungsstellen sind zwar noch alle vorhanden, doch sind dieselben nichts weiter, als in die Küstendünen eingerissene Einlaßthore, durch welche das Meer mit den weitläufigen Strandseen hinter jenen Dünen in Verbindung steht. Die Strandseen ihrerseits werden aber durch zahlreiche, von den beiden Delta-Armen ausgehende Wasseradern gespeist, und zwischen diesen breitet sich ein engmaschiges Netz von Kanälen aus, welche ausschließlich zur Bewässerung des Kulturbodens im Nil-Delta dienen.

Wir wandern an der afrikanischen Mittelmeerküste weiter nach Westen und gelangen so in das ungemein seichte Syrtenmeer, welches die Küsten von Tripolitanien und Tunisien bespült. Es ist dies nächst der Adria der seichteste Abschnitt des Mittelmeeres. Wenn hin und wieder die Meinung laut wird, in vorgeschichtlicher Zeit hätten Sicilien und Afrika zusammengehangen und wäre die Trennung erst zur Zeit der Erhebung des Sahara-Bodens bewirkt worden — also auf die Wirkung des Aufstieges die Gegenwirkung des Niedersinkens —, so ist zu bemerken, daß alle Merkmale auf ein fortgesetztes Aufsteigen jenes Meeresabschnittes hinweisen. Zu diesen Merkmalen zählt in erster Linie die Versandung und Verschlammung des tunisischen Küstenstriches. Die Bucht von Tunis (El Bahira, Fig. 2) ist gegenwärtig größeren Schiffen nicht mehr zugänglich. Bei Susa, welches auf der Stelle von Hadrumetum liegt, sieht man die alten Moli im — Sandfeld liegen. Als Hannibal heimlich aus Karthago flüchtete und sich zunächst auf der kleinen Insel Cercina (im Golfe von Gabes) in Sicherheit brachte, traf er dortselbst eine Flottille großer phönizischer Kauffahrer an. Heute sind die Ufer des Eilandes von Sandfeldern und Lagunen umlagert.

Sehr bedeutend ist der Landzuwachs an der Nordküste von Tunisien. Bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. reichte das Meer so weit landeinwärts, daß die derzeit dortselbst sich ausbreitende große Lagune von Ruan noch offenes Ufermeer war. Ein überraschendes Beispiel derartiger Umgestaltung giebt die Stätte von Utica ab (Fig. 3). Diese Stadt, älter als Karthago, war einst Seestadt (Fig. 4); aber der Fluß, der sie berührt (die Medscherda), hat unter dem Schutz eines nördlichen Vorgebirges die Küste weit hinausgeschoben. Der Höhenrücken der einstigen Burg, jetzt mit Gestrüpp bewachsen, hat auf seiner Nordseite noch den alten Hafen als Binnenteich, mit einer Insel in der Mitte, und sumpfigen Grund auf allen Seiten. Leicht erkennbar ist im Osten, jenseits des Flusses, ein anderer Hügel, das einstige Vorgebirg, auf welchem Scipios Winterlager stand. Auch auf dem Boden von Karthago sind die einstigen beiden Häfen zu Binnenteichen geworden, von welchen der eine noch immer ein kleines Eiland umschließt. Auf diesem stand das Admiralitätsgebäude.

An der Küste von Spanien weist nur die Strecke bei Valencia eine Änderung der ursprünglichen Strandlinie auf. Dagegen hat das Gestade von Südfrankreich erheblich vorgebaut. Vom Kap Creus, dem östlichen Endpunkte der Pyrenäen, bis über das Rhône-Delta hinaus ist aufsteigendes Land. Die vielen Seitenbuchten und Lagunen zwischen Perpignan und Narbonne, bei Cette und Montpellier sind sämtlich Neubildungen. Daß das Delta des Rhône vormals eine bedeutend größere Ausdehnung hatte, beweist die jetzige Plaine de la Crau, wenn diese mit Kies und Geröllmassen bedeckte Fläche von 200 qkm nicht vollends als früherer Meeres-

Fig. 3. Die

n von Utica.

boden anzusehen ist. Das Kieselgerölle ist von einem überaus harten Tuff bedeckt, auf welchem eine sehr dünne Schicht von Ackererde liegt. Bäume fehlen, aber zwischen den Steinen sprießen Gras und aromatische Futterkräuter hervor. Indes ist durch künstliche Bewässerung bereits ein größeres Stück der Crau urbar gemacht worden.

Der Rhône gabelt sich bei Arles in zwei Mündungsarme, von denen der östliche als der größere für den Hauptstrom gilt; der westliche führt die Bezeichnung Petit-Rhône. Beide Arme schließen die große Insel Camargue mit einem Flächeninhalte von 800 qkm ein; hiervon entfällt mindestens ein Drittel auf die großen Strandseen, welche sich hinter den Dünen ausbreiten. Zur Zeit des Hochwassers steht der größte Teil der Camargue unter Wasser, und Anbau ist überhaupt nur im nördlichen Winkel des Deltas möglich. In der trockenen Jahreszeit bilden die Marschen Weideland, auf welchem sich große Herden von Schafen, Pferden, halbwilden Ochsen und Büffeln einfinden. Das Rhône-Delta wächst mit außerordentlicher Schnelligkeit. Man ersieht dies am besten aus der sogenannten „Tour St. Louis", welche, 1630 am Meeresufer erbaut, derzeit eine Stunde von demselben entfernt liegt. Es ist daher nicht erklärlich, was einige Gelehrte bestimmte, dem Rhône-Delta ein nur mäßiges Wachstum zuzuschreiben. Nach Elisée Reclus betrüge nämlich dieses Wachstum nur etwa 58 m in anderthalb Jahrhunderten, nach Lyell vollends nur 3 m in acht Jahrhunderten. Als Erhebungsmerkmal an dieser Küste sei noch erwähnt, daß eine der Hyères-Inseln (bei Toulon) durch zwei schmale Dünenstreifen (welche, wie bei Orbetello, einen Strandsee zwischen sich nehmen) nunmehr mit dem Festlande verwachsen ist und die Halbinsel Giens bildet. Eine im Entstehen begriffene Halbinsel sind die beiden Eilande Ste. Marguerite und St. Honorat bei Cannes, welche nur mehr durch ein seichtes Ufermeer von einer Maximaltiefe von 20 m vom Festlande getrennt sind. Ein solch künftiges Verwachsen mit dem Festlande steht auch der östlich von Cannes sich öffnenden Bucht von Antibes bevor.

3. Vorgänge vulkanischer Natur.

Die vorstehend gemachten Mitteilungen über die säkularen Schwankungen der Uferränder des Mittelmeeres wären unzureichend, wenn wir nicht auch jener Vorgänge gedenken würden, welche auf die vulkanische Thätigkeit zurückzuführen sind.

Es giebt in Europa kaum ein Gebiet, welches sich gleich jenem im Bereiche von Neapel zwischen dem Posilippo und dem Kap Miseno in ähnlich günstiger Weise zur praktischen Veranschaulichung der Theorieen des Vulkanismus eignete. Dies gilt in erster Linie von den sogenannten Phlegräischen

Feldern und ihrer Umgebung. Dort befindet sich der kleine Vulkan Monte-nuovo, der im Jahre 1538 in wenigen Tagen vor den Augen der entsetzten Bewohner aus dem Erdboden emporstieg. Es war am 27. September. An diesem und an den nächstfolgenden Tagen machten sich heftige Erdbeben bemerkbar, die eine Hebung der Küste auf eine Strecke von mehreren hundert Metern zur Folge hatten. Mit Staunen schritten die Leute über ein großes Stück plötzlich trockengelegten unterseeischen Küstenbodens. Der Vorgang griff so rasch Platz, daß mit der Uferhebung eine große Zahl von Fischen ins Trockene kam. Damit war aber das unheimliche Schauspiel nicht abgeschlossen. Am vierten Tage nach Beginn der vulkanischen Erscheinungen hob sich plötzlich die Erde, zuerst aufquellend wie eine riesige Blase, dann platzend, daß Asche, Bimsstein und Wasser in großen Mengen hervorbrachen und alles Land ringsum mit diesen Auswürflingen überschüttet wurden. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte dieser Ausbruch. Als sich der Aschenregen verzogen hatte, zeigte sich ein neuer Berg, 150 m hoch, mit tief eingesenktem Krater.

Was der Boden der Phlegräischen Felder an vulkanischen Erscheinungen darbietet, sind durchweg solche, an denen uns „die letzten Regungen herabgestimmter vulkanischer Thätigkeit" deutlich gemacht werden. Hier befindet sich die berühmte, vielbesuchte Solfatara, deren ovaler Krater einen Durchmesser von fast einem halben Kilometer hat. In der südöstlichen Kraterecke öffnet sich ein tiefer Spalt — die Bocca Grande —, aus dem mit sinnbetäubendem Brausen und mit ungeheurer Gewalt heiße Wasser- und Schwefeldämpfe hervorbrechen. Wirft man einen Stein auf irgend eine Stelle der Krateroberfläche, so dröhnt es dumpf-hohl, als wenn der feste Boden nur eine dünne Decke über einem ungeheuern Hohlraum bildete.

Dieser Boden, sowie jener der Inseln Procida, Vivara und Ischia hat ein und dasselbe geognostische Gerüste. Procida ist ganz und gar eine Tuff-Insel. Mittelpunkt dieses insularen Tuff-Gebietes ist der Berg Epomeo auf Ischia. Über 700 m hoch, mählich emporschreitend über die paradiesische Campagna, die so häufig zum grünen Totenkranz zerstörter Ortschaften geworden, geht die Wanderung dorthin. Was ein solcher Aufstieg zu bedeuten hat, ist sicherlich manchem Italienfahrer in Erinnerung geblieben. Es ist ein Zauber voll unwiderstehlicher Gewalt. Trotz aller vulkanischen Schrecken hat hier die Natur ihr Meisterwerk vollbracht. Wir achten während des Emporklimmens nicht der verdächtigen heißen Quellen (Kohlensäuerlinge und Schwefelquellen), noch der Lavablöcke, die uns ab und zu den Weg verlegen, und sind endlich oben bei der Warte des Klausners, der — wie sein Kamerad auf dem Monte Solaro auf Capri — sein Heim in den höchsten Gipfelfelsen hat. Dieses Zauberland Capri liegt dicht vor uns im Süden. Dort ist kein vulkanischer Boden, so wenig als an der Küste von Sorrento, die mit dem weit vorspringenden Minerva-Kap nach der Insel hinausgreift.

Fig. 4. Ut

onſtruiert.

Das ist das südliche Zangenende des Golfrandes von Neapel. Das nördliche ist alles Tuff, Bimsstein, vulkanische Asche, Fumarolen und Mofetten — schwankender Boden. Beide Zangenenden umschließen den Golf von Neapel, dessen herrlichste Staffage — der Vesuv — über die sonnbeschienene Meeresfläche wie ein Schattenbild aus einer andern Welt in die uns umgebende hereinragt.

Haben wir uns an dieser Pracht gesättigt, dann ist es von Nutzen, auch auf die nächste Umgebung einen Blick zu werfen. Fast bis auf zwei Drittel Höhe des Berges reichen die Ablagerungen von Muschel- und Schneckenschalen; sie gehören insgesamt zu jenen Arten, die man noch heute in der Tiefe des neapolitanischen Golfes findet. Der größere (untere) Teil der Insel Ischia ist also nichts anderes, als aus den Meeresfluten emporgehobener Boden. Hat diese Hebung einstmals in besonders energischer Weise stattgehabt, dann freilich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Innenraum der Insel teilweise hohl ist und Palmieri recht hat, wenn er die Erdbeben in diesem Bereiche Einstürzen zuschreibt. Die „Einsturztheorie" gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir den ungeheuern Lavastrom „Arso" am Abhange des Epomeo einer eingehenden Untersuchung würdigen.

Dieser Lavastrom bricht in etwa 320 m Höhe über den Meeresspiegel hervor und bildet in gewaltiger Breite, Länge und Tiefe einen Teil der Mantelfläche des Berges. Der Ausbruch des „Arso" erfolgte im Jahre 1302. Gegenwärtig bedeckt die gewaltige, starre und dürre Trümmermasse desselben einen Flächenraum von mehr als 2 qkm; sie ist 5 km lang, 150 m breit und circa 5 m tief, besitzt also ein Volumen von rund 3,7 Millionen cbm. Wandelt man über dieses wilde, zerklüftete, wellenstarre Terrain, so meint man ein in der Bewegung plötzlich erstarrtes Meer vor sich zu haben. Fast 600 Jahre sind an diesem Felsenchaos vorübergegangen, ohne es zu verändern. Es ist noch immer so öde und vegetationslos wie damals, als der verheerende Strom aus dem Innern der Insel hervorbrach und in dieser möglicherweise einen Hohlraum zurückließ, der nun stückweise einstürzt — alle paar Jahrzehnte einige hunderttausend Kubikmeter.

Den Mittelpunkt des vulkanischen Gebietes am Tyrrhenischen Meer bildet, wie nicht anders zu denken, der Vesuv. Er ist gewissermaßen der Vulkan κατ' ἐξοχήν. Sein Gipfel hat eine durchschnittliche Höhe von 1200 m, doch ist derselbe infolge der fortwährenden Ausbrüche großen Veränderungen unterworfen; das gleiche gilt auch hinsichtlich des im Durchschnitte mit 750 m Durchmesser angegebenen Kraterrandes. Die Ost- und die Südseite der Mantelfläche des Berges sind steiler als die West- und die Nordseite. Der Umkreis seines Fußes beträgt fast 30 Miglien (30 km). Man unterscheidet übrigens zwei Gipfel: die „Somma", im Norden und Osten, den Hauptgipfel mit halbmondförmig eingebogenem Kamme umklammernd, und

den südlichen (centralen) Hauptgipfel, den „eigentlichen Vesuv". Die Somma zeigt sehr regelmäßig gelagerte Auswurfstoffe und ist der Rest des ältern ringförmigen Kraters, aus dessen Mitte sich der Vesuvkegel nachmals erhoben hat, und zwar in verhältnismäßig naheliegender Zeit.

Die Thätigkeit des Vesuv erkennt man hauptsächlich an den Dampfausströmungen, den sogenannten „Fumarolen", welche nach Palmieri nichts anderes sind als Verbindungswege der obern, erkalteten Lava mit ihrem noch glühenden Innern. Die Dampfentwicklung ist also um so energischer, je weiter die Abkühlung der obern Lavaschichte fortgeschritten ist. Die Flammen, welche aus der glühenden Masse hervorbrechen, sind brennendes Wasserstoffgas. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Feuergarbe, welche bei Ausbrüchen aus dem Krater himmelhoch emporzüngelt, keine wirkliche Feuersäule ist, sondern eine von der Lavaglut beleuchtete Dampfsäule. Auch die vielen schwebenden glühenden Aschenteilchen tragen zur Erhöhung des Flammeneffektes bei.

Der großartigste Vesuv-Ausbruch war wohl der im Jahre 79, durch den die Städte Herculanum, Stabiä und Pompeji zu Grunde gingen und der jetzige Vulkankegel sich bildete. Er erfolgte zu einer Zeit, da man den Vesuv für längst erloschen hielt. Die Täuschung war eine verhängnisvolle. Seitdem erfolgten erneute Ausbrüche, meist in Zwischenräumen von etlichen Jahrhunderten; am verheerendsten war jener vom Jahre 1631, der heftigste seit 79. Damals ergoß der Vulkan eine ungeheure Lavamasse, welche die Westabhänge des Berges überflutete. Bei 3000 Menschen kamen um. Ausnehmend reich an Ausbrüchen war das 17. Jahrhundert, dann im 18. Jahrhundert die Jahre 1704—1708, 1751—1754, 1767—1778, und das Jahr 1794, in welchem Torre del Greco, wo die Lavaschichte stellenweise eine Mächtigkeit von 12 m hatte, zerstört wurde. Auch das 19. Jahrhundert hat eine große Zahl zum Teile sehr verderblicher Ausbrüche zu verzeichnen (1804, 1805, 1818—1820, in den fünfziger und sechziger Jahren), worunter der vom Jahre 1872 als letztes bedeutsames Ereignis dieser Art zu erwähnen ist. Die Masse der damals ausgeflossenen Lava betrug circa 20 Millionen cbm. Merkwürdig für das Verhältnis der Erdgeschichte zur Weltgeschichte ist die Thatsache, daß das Vesuvgebirge, trotz seiner Schrecken und der zahlreichen entsetzlichen Zerstörungen, doch für eine kräftige Bevölkerung von mehr als 80000 Menschen Nährboden geblieben ist, während der Kalkboden des Apennin, falls der Vesuv hier stehen würde, kaum den zwanzigsten Teil jener Bevölkerungsmenge ernähren könnte.

Das Tyrrhenische Meer hat noch einen zweiten vulkanischen Herd — die Liparischen Inseln. Sie sind durchweg Ausbruchsgebilde, eine Erscheinung, welche eng mit den gleichen Vorgängen an der neapolitanischen Küste in Verbindung steht. Wie hier, so unterscheidet man auch bei den

genannten Inseln ältere und neuere Bildungen. Unter den Liparischen Vulkanen ist der Stromboli der hervorragendste. Er ist die „Leuchte" des Tyrrhenischen Meeres; denn seit 2000 Jahren — so weit reichen die Nachrichten über ihn zurück — erfolgen seine Ausbrüche ununterbrochen in Zwischenräumen von wenigen Minuten. Dagegen ist der Krater der Insel Volcano kein eigentlich thätiger Vulkan, da er nur Schwefelgase und Wasserdämpfe ausstößt.

Auf der Insel Sicilien sind, ganz abgesehen von dem gewaltigen Ätna, vulkanische Erscheinungen allenthalben nachweisbar. Der Ätna selbst aber ist der König unter den vulkanischen Bergen Europas. Er ist 3313 m hoch und ragt mit seinem Kraterkegel bis in die Schneeregion. Im Einklange mit den gewaltigen Dimensionen dieses Berges stehen seine großartigen Ausbrüche. Im Jahre 1852 entstanden innerhalb weniger Stunden anderthalb Dutzend Kraterschlünde, aus welchen eine Lavamasse, breiter und tiefer als der größte Strom der Welt, floß. Ein ganzes Thal — das Val di Bove — ist im Laufe der Jahrhunderte durch Schlammbäche und seitliche Lava-Ausbrüche über 100 m tief in die Mantelfläche des Vulkans eingerissen worden. In dem obengenannten Jahre ergoß sich durch das Val di Bowe ein Lavastrom mit furchtbarem Getöse, demjenigen des Niagara-Falls zu vergleichen.

Das Ätna-Gebiet beginnt bei Taormina. Hier stößt man auf die ersten Lavalager, und einer dieser Ströme erstarrten Gesteines mißt in der Länge die Kleinigkeit von 25 km. Südlich hiervon führt der gewöhnliche Weg aufwärts. Der Erdboden ist stahlgrau, und der Staub, welcher aufwirbelt, erinnert an Eisenfeilspäne. Zu beiden Seiten erheben sich Mauern, welche aus Metallblöcken aufgeführt zu sein scheinen. Zu dem allem bietet die grüne Landschaft mit ihrem tropisch üppigen Pflanzenkleide einen prächtigen Gegensatz. Da sind Haine von Oliven-, Orangen- und Citronenbäumen, und stellenweise zeigen sich auch Palmen. Der ganze Raum zwischen dem Vulkane und dem Meere ist wie ein Garten, in welchem zahlreiche Landhäuschen liegen. Im übrigen reihen sich die Ortschaften wie eine Perlenschnur um das ganze Gebirge herum. Und diese ganze Herrlichkeit ruht auf einem Boden, der jeden Augenblick auseinanderbersten, oder über welchen sich mit furchtbarer Wut eine feurige Sündflut ergießen kann! Man hat hinreichende Anhaltspunkte für derlei Befürchtungen. Die Lava, welche 1696 dem Berge entquoll, zerstörte 49 Ortschaften, wobei 90 000 Menschen den Tod fanden. Die Lavamasse teilte sich in drei Hauptströme, diese wieder in zahlreiche Äste; der am weitesten geflossene Hauptstrom zerstörte die Stadt Catania, wobei er einen Weg von 22 km zurücklegte. Die damals entstandenen Ausbruchskegel (Monti Rossi) sind gleichsam als Denkmäler des furchtbaren Ereignisses am Ursprungsorte des Lava-Ergusses

zurückgeblieben. Im ganzen weist die Geschichte des Ätna einige 80 Ausbrüche auf, von welchen 11 auf die Zeit vor Christi Geburt fallen.

Das zweite große mittelländisch-vulkanische Gebiet befindet sich im Archipel der Griechischen Inseln. Mittelpunkt desselben ist das Eiland Santorin, oder richtiger eine Gruppe von Eilanden, von denen Santorin, Therasia und Aspronisi den Kraterrand des ehemals oberseeischen Vulkans bilden, während im innern Becken (also im frühern Kraterschlund) die Eilande Neo-Kaimeni, Paläo-Kaimeni und Mikro-Kaimeni liegen. Der innere Rand der das Kraterrund bezeichnenden Inseln besteht aus einem steilen, fast senkrechten Absturz, während das äußere Gehänge sich sanft nach dem Meere abdacht. Die Steilküsten erheben sich bis zu 240 m, die Wassertiefe im Becken beträgt durchschnittlich 300 m, so daß also die Wände des (teilweise unterseeischen) Kraters circa 540 m hoch sind. Der längere Durchmesser des oval geformten Beckens mißt 10 000 m, der kürzere 6000 m. In der Mitte des Beckens erheben sich die obenerwähnten Inselchen, die „Verbrannten" (Kaimeni) genannt. Sie sind durch vulkanische Thätigkeit entstanden und bestehen aus Trachyt, sind also geognostisch ganz anders zusammengesetzt, als die äußeren Inseln, welche aus Tuff bestehen.

Leopold von Buch war der Ansicht, daß der Krater von Santorin ein Erhebungskrater sei. Da man aber vor einiger Zeit, bei dem Abbau eines Steinbruches auf Therasia in einer Tiefe von 20 m auf menschliche Wohnungen, Gebäude von cyklopischer Bauart, also auf Reste von Niederlassungen stieß, welche ins graue Altertum hinaufreichen, ist es erwiesen, daß wir es hier mit einem im Sinken begriffenen Vulkankegel zu thun haben. Alfons Stübel, der sich gelegentlich einer Eruption auf Santorin eingehend mit dieser Erscheinung an Ort und Stelle beschäftigte, sagt: „Während am Vesuv die vulkanischen Kräfte den vorhandenen Kraterschacht immer wieder benützen und kein dem Eruptionskegel vergleichbares Werk an die Seite stellten, ist im Golfe von Santorin jedes zeitweilige Erwachen der vulkanischen Thätigkeit durch ein besonderes Gebilde charakterisiert, das sich als solches auch unter dem Wasser bis herab zu einer gemeinschaftlichen Basis kennzeichnet. Diese Gebilde entstehen durch langsames Hervorquellen von großen Lavamassen, welche ruhig an den Ausbruchsstellen überquellen, die Unebenheiten des Meeresbodens erfüllen und sich allmählich als Inseln über die Wasserfläche erheben." So entstand im Jahre 196 n. Chr. in der Mitte des Kraterbeckens das Eiland Paläo-Kaimeni, 1573 Mikro-Kaimeni, 1709 Neo-Kaimeni. Im Jahre 1866 begann ein Teil von Neo-Kaimeni plötzlich zu sinken, und bald hierauf entwickelte sich an dieser Stelle ein Vulkan von furchtbarer Eruptionsgewalt. Die hervorbrechende Aschen- und Feuersäule erhob sich bis zu der riesigen Höhe von 3000 m; durch vulkanische Bomben wurde ein Kauffahrer in Brand gesteckt u. s. w.

4. Tiefseeverhältnisse und Meeresorganismen.

Als hydrographisches Gebiet gehört das Mittelmeer zu den bestgekannten und meistuntersuchten Meeresabschnitten. Wir besitzen ausgezeichnete Tiefsee-Schichtenkarten, welche es ermöglichen, uns ein genaues Bild von den bodenplastischen Verhältnissen dieses Beckens zu machen. Zwei Dinge sind es, welche bei solchem Studium in erster Linie auffallen: die stellenweise vorkommende außergewöhnliche Verflachung, und die ebenso in örtlicher Beschränktheit auftretenden Tiefen — man möchte sagen trichterartigen Vertiefungen. Eine Erhöhung des Meeresbodens um nur 200 m würde den größten Teil des Adriatischen Beckens trockenlegen und nur einen schmalen, aber langgestreckten Golf, etwa bis auf die Höhe von Ragusa, zurücklassen. Dasselbe Ausmaß der Erhöhung hätte zur Folge, daß der gesamte Cykladen-Archipel zu einer einzigen Insel zusammenwüchse, während die Westküste von Kleinasien bis über Lemnos, Chios und die südlichen Sporaden hinausgreifen würde. Eine Erhöhung des Meeresbodens um 500 m hätte eine vollständige Umgestaltung des mediterranen Kartenbildes zur Folge. Die Meerenge von Gibraltar bestünde nicht mehr, durch einen breiten Landrücken zwischen Sicilien und Tunisien zerfiele das Mittelmeer in zwei getrennte, annähernd gleich große Becken. Die südliche Adria würde zu einem Binnensee von der beiläufigen Größe der Insel Corsica zusammenschrumpfen, im griechischen Archipel blieben nur einige winzige Becken zurück.

Die seichtesten Stellen im Mittelmeer sind — nächst der bereits erwähnten Adria — das Syrtenmeer, namentlich der Golf der Kleinen Syrte, die marinen Umgebungen von Sicilien, das Toscanische Meer, die Küste von Spanien, einschließlich des Löwengolfes, die Westküste von Kleinasien und das Gestade von Ägypten. In all den genannten Abschnitten reicht die Hundert-Meter-Tiefschichte weit vom Uferrande der jetzigen Festländer hinaus. Zwischen der spanischen Küste und dem Balearen-Archipel sinkt der Meeresboden nirgends unter 500 m herab.

Die tiefsten Stellen zeigen sich als ein großes und drei kleine, voneinander isolierte und über das ganze Mittelmeer verteilte Becken. Das große Becken ist das des Jonischen Meeres, von Kandia bis Sicilien, von Korfu bis in die Nähe des Hochlandes von Barka. Die durchschnittliche Tiefe dieser Einsenkung beträgt 3000 m; der tiefste Punkt wurde mit 3968 m (fast genau in der Mitte des Beckens) gemessen. Von den drei kleinen Becken (gleichfalls mit der durchschnittlichen Tiefe von 3000 m) liegen zwei im westlichen Mittelmeer, eines im östlichen. Die ersteren sind: das Tyrrhenische Meer zwischen Süd-Italien, Sicilien und Sardinien mit der größten gemessenen Tiefe von 3731 m südwestlich von Gaeta; das Sardinische Meer zwischen der gleichnamigen Insel, den Balearen und

der Küste von Algier, mit der größten gemessenen Tiefe von 3731 m; das kleinste der Dreitausend-Meter-Tiefseebecken erstreckt sich zwischen dem Nil-Delta und der Insel Kandia; größte gemessene Tiefe 3347 m in der Nähe des tripolitanischen Gestades. Das Ägäische Meer weist eine größte gelotete Tiefe von 2195 m (nördlich von Ost-Kandia), das Adriatische Meer eine solche von etwa 1590 m (zwischen Durazzo und Brindisi) auf.

Besonders lehrreich sind die Tiefseeverhältnisse der Adria, als demjenigen Golf des Mittelmeeres, welcher geographisch und geschichtlich der merkwürdigste, in Bezug auf die Wechselwirkungen der Erdgeschichte und der Menschengeschichte der bedeutsamste ist. Die geringsten Einsenkungen dieses Beckens befinden sich längs der venetianischen Küste und überhaupt im Golfe von Triest. Die Sonden sinken dortselbst nirgends unter 50 m herab. Vom Golfe von Fiume (Quarnero) gilt dasselbe. Auf dem Gebietsteile, der sich von der Südspitze von Istrien bis auf die Höhe von Zara im Osten und bis Ancona im Westen erstreckt, wechselt die Tiefe zwischen 50 und 100 m. Auf einer Linie, welche man sich quer über die Breite des Adriatischen Beckens von Nordost nach Südwest (etwa zwischen Sebenico und der Pescara-Mündung) gezogen denkt, findet sich eine tiefere Einsenkung von 200 m. Auf dem Gebietsteile zwischen den mitteldalmatinischen Inseln (Lagosta, Lissa, Lesina, Curzola) und der Halbinsel Gargano wechseln die Tiefen zwischen 100 und 200 m.

Die Tiefenverhältnisse in den nördlichen zwei Dritteln des Adriatischen Beckens weisen sonach ein gewisses Gleichmaß auf. Im südlichen Drittel liegen die Dinge wesentlich anders. Von einer Linie, welche man sich von der Insel Meleda im Osten nach dem Kap Gargano im Westen gezogen denkt, fällt der Meeresboden nach Südosten in kurzen Abständen von 200 auf 500, dann auf 1000 und zuletzt auf etwa 1590 m herab. Die letztere Stelle ist, wie bereits erwähnt, der tiefste Punkt im Adria-Becken. Man erhält diesen Punkt, wenn man Cattaro mit Brindisi durch eine gerade Linie verbindet und von ersterer Örtlichkeit um zwei Drittel der Länge auf vorerwähnter Verbindungslinie vorschreitet. Noch südlicher, gegen die Straße von Otranto und in dieser selbst, steigt der Boden wieder bis 500 m, und dann östlich und westlich in kurzen Stufen bis auf 200, 100 m u. s. w.

Überblickt man eine Karte, auf welcher die Tiefenverhältnisse des Mittelmeeres dargestellt sind, so macht man die Wahrnehmung, daß von Nord nach Süd zwischen dem nördlichen Ende der Adria und der Kleinen Syrte, mit Einschluß der größten (ganz dem Mittelmeer angehörigen) Halbinsel, eine Zone der Erhebung, der Verflachung des Meeresgrundes vorhanden ist. Südöstlich und nordwestlich von diesem Erhebungsrücken liegen die großen Einsenkungen, mit welchen das Mittelmeer in bedeutende Tiefen abstürzt. Da die durchschnittliche Tiefe von 2000 m den größten Teil des Mittel-

ländischen Meeres einnimmt, darf dasselbe nicht zu den seichten Meeren gezählt werden. Selbst in den Oceanen sind Tiefen bis zu circa 4000 m selten, und im räumlich beschränkten Mittelmeer sind sie ein relativ bedeutsamer Faktor.

Trotz der stellenweise großen Einsenkungen herrscht in den mittelländischen Gewässern eine Gleichmäßigkeit der Wassertemperatur, welche Erstaunen erregt. Am besten überzeugt man sich von dieser Thatsache, wenn man die Oberflächen- und Tiefsee-Temperaturen des Atlantischen Oceans mit denen des Mittelmeeres einer Vergleichung unterzieht. Es beträgt die durchschnittliche Oberflächen-Temperatur (in derselben geographischen Breite) im Atlantischen Ocean 20° C., im Mittelmeer 24° C.; auf der Bodenschwelle von Gibraltar, d. i. in einer Tiefe von 400 m, sind die Wassertemperaturen da und dort fast gleich, nämlich circa 12° C. Von da ab nach größeren Tiefen tritt aber die merkwürdige Erscheinung auf, daß das Mittelmeer eine konstante Wassertemperatur, nämlich die mittlere von 12,7° C., beibehält, während jene im Atlantischen Ocean rapid herabsinkt: in 1500 m circa 7,5° C., in 2000 m 3,3° C., in nicht ganz 3000 m 3° C., in nicht ganz 4000 m vollends nur 2° C.

Diese gleichmäßigen Temperaturverhältnisse in allen Tiefen des Mittelländischen Meeres lassen sich aus dessen Binnenlage zwischen großen Ländermassen, aus der Gleichförmigkeit des mediterranen Klimas, besonders aber aus den klimatischen Einflüssen des heißen, trockenen Nordafrika erklären. Die höhere Wassertemperatur und der größere Salzgehalt ist denn auch unmittelbare Ursache, daß das südeuropäische Binnenmeer in Bezug auf sein organisches Leben viel reicher ist als der unter gleicher Breite gelegene Teil des Atlantischen Oceans. Von den Walen kommen im Mittelmeer der Pottwal, der Finnwal und der Delphin vor; sie bilden aber nirgends den Gegenstand eines regelrechten Fanges. Denn die beiden ersteren kommen nur gelegentlich auf hoher See in Sicht; höchst selten verirren sie sich in den Bereich der Küsten, um von den Fischern gejagt zu werden, oder gar um zu stranden. Die Delphine aber, die im Mittelmeer durch acht Species (wovon drei in der Adria) vertreten sind, schützt meist der Aberglaube vor Verfolgungen. Die Fischer glauben nämlich unter anderen Märchen auch daran, daß der Delphin ihnen die Fische zutreibe, und lassen sich daher gerne den Schaden gefallen, den ihnen dieses gefräßige Tier an Fischen und Netzen anrichtet.

Die größte Wichtigkeit behaupten unstreitig die beiden Familien der Makrelen und der Heringe; unter den ersteren sind die gemeine Makrele (Scombro) und der Thunfisch (Ton) von besonderer Bedeutung als Nahrungsmittel an Ort und Stelle oder konserviert als Handelsartikel. Der Fang der Thunfische wird an vielen Orten im Bereiche des ganzen Mittel-

meeres als großartige Unternehmung seit Jahrtausenden betrieben. Es stehen aber Art des Betriebes und Ertrag in der Adria weit hinter jenen in anderen Mittelmeerabschnitten zurück. In der Familie der Heringe fehlen die für die nordische Fischerei so wichtigen Pilcharde, Sprotten und der eigentliche Hering, sowie die echte Alose; aber Sardellen und Anchovis (Sardoni) sind so häufig, daß sie einen Hauptzweig der Fischerei bilden. Die Krustaceenfauna ist reich und liefert vorzugsweise Garneelen, Spinnenkrebse, Taschenkrebse, Hummern, Langusten und die gemeine Krabbe. Örtlich beschränkt tritt der Scampo oder „norwegische Krebs" auf. Er kommt nur im Golfe von Fiume vor, wo er in großen Scharen den Meeresboden bewohnt und daher centnerweise mit den Netzen gefangen wird. Der Austernfang ist nur von lokaler Bedeutung; in dieser Hinsicht sind die Bänke von Stagno in Dalmatien erwähnenswert. Dagegen weist das Mittelmeer von sonstigen Muscheltieren viel mehr Arten als die Nordsee auf. Ihrem kommerziellen Werte nach kommen die Miesmuscheln unmittelbar nach den Austern.

Unter all den vorerwähnten Nutztieren des Mittelmeeres spielen die Sardellen, Thunfische und Makrelen die Hauptrolle. Die Sardelle ersetzt gewissermaßen den Hering, wenn sie auch lange nicht in solchen Mengen gefischt wird, als letzterer. Die Thunfische haben für die Anwohner des Mittelmeeres dieselbe Bedeutung wie die Heringe für den Norden der gemäßigten Zone. Sie sind, wie bereits erwähnt, ein Hauptnahrungsmittel, und ihr Fang ist einer der wesentlichsten Erwerbszweige der Küstenbewohner. Der Thunfisch wird bis 6 m lang und bis 500 kg schwer. Überall in den europäischen Meeren vereinzelt zu finden, streicht er im Frühjahr in gedrängten Zügen durch das Mittelmeer und das Schwarze Meer und drängt sich hierbei in den Meerengen zwischen beiden so dicht zusammen, daß ein Netzzug zwanzig Fahrzeuge füllt. Der Fang erfolgt entweder derart, daß man den Zug in ein großes Netz treibt, das sich am Ufer befindet, wobei die ganze Beute auf einmal ans Land gezogen wird; oder man errichtet sogenannte „Kammern": senkrechte Netze in vielfacher Anordnung, zuletzt ein großes Grundnetz, mit welchem die Beute eingezogen wird.

Die letztere Fangmethode wird hauptsächlich in der Adria, und zwar im Quarnero betrieben. Die Vorrichtung heißt „Tonaro" und besteht außer den eben erwähnten Kammern aus einer großen, vom Ufer aus schief über das Küstenwasser vornübergebeugten Leiter, auf deren Spitze der Späher (Spia) stundenlang — häufig im sengenden Sonnenbrande — das Nahen des Zuges abwartet (Fig. 5). Ist dieser in den Kammern, dann giebt der Späher das Zeichen, worauf das Grundnetz aufgezogen wird. Auch in offener See ist die Beute mitunter reichlich. Hier aber kann es sich zutragen, daß die mit Thunfischen geladenen Schiffe (Bragozzi, Fig. 6) Windstille bekommen, die ganze Ladung verdirbt und die Fischer gezwungen sind, dieselbe ins Wasser zu

werfen. Im Gefolge des Thunfischzuges findet sich häufig der Hai, fast immer der Delphin, welch letzterer bereits erwähnt wurde.

Die Makrelenfischerei ist namentlich im westlichen Mittelmeerbecken von Bedeutung, und zwar insbesondere an der französischen Küste. Man zählt hier bei 10 000 Fischer mit fast 3900 Fahrzeugen, welche jährlich Seeprodukte im Gesamtwerte von über 8,3 Millionen Francs einbringen. In

Fig. 5. Fischereivorrichtung im Quarnero (Golf von Fiume).

dieser Beute spielt die Makrele eine große Rolle, und ebenso die Bonite, die gefährlichste Feindin der Sardelle. An der französischen Mittelmeerküste wird auch die Ausbeute der Miesmuschel in großartigem Maße betrieben und bildet einen Haupterwerbszweig der Küstenbevölkerung. Die Miesmuschel ist die „Auster" der unteren Stände und wird in der That von diesen in großen Mengen verspeist. Die Miesmuschel gehört zu jenen Arten, welche sich mittelst eines feinen, aber erstaunlich festen Gespinstes („Byssus") an

harten Gegenständen anheften. Keine Meeresströmung vermag sie abzulösen, und wo sie sich in dichten Massen ansetzt, schützt sie das betreffende Stück besser als der härteste Cement.

Im Port du Bouc bei Marseille wird die Miesmuschel künstlich gezogen. Die Anlagen befinden sich in dem Kanal, welcher den genannten Hafen mit Martigues verbindet. Es ist der Hauptsache nach ein circa 500 m langes Pfahlwerk, dessen einzelne Pflöcke in Entfernungen von $2^1/_4$ m stehen. An dieses Pfahlwerk werden Rahmen von Flechtwerk angebracht, an welches sich die freischwimmende Brut, die im März und April massenhaft erscheint, mittelst des Byssus festsetzt. Die Rahmen sind dann von Muscheln förmlich besäet und wiegen häufig 150 kg. Diese Anlagen gehören Privaten, die in denselben das ganze Jahr hindurch die Muscheln sammeln. Bei Ebbe besteigt der Fischer ein kleines Fahrzeug (halb Boot, halb Schlitten, 2 bis 3 m lang, 50—70 cm breit, 40 cm tief), kniet mit dem linken Beine im Boote und stößt mit dem heraushängenden rechten Beine auf den Schlamm, um sich ruckweise vorwärts zu bringen. Auf eine Flechtwerklänge von 1 m kommen durchschnittlich 150 kg Muscheln als Beute. In ähnlicher Weise zieht man auch in den Lagunen von Venedig die Miesmuschel.

Der großen wirtschaftlichen Wichtigkeit wegen, die dem Fischereibetriebe zukommt, ist man von Amts wegen bestrebt, den schädlichen Fangmethoden mit gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten. So wurden beispielsweise in den letzten Jahren seitens der österreichischen Seebehörde diesbezügliche Verordnungen erlassen, die von allgemeinem Interesse sind. Man regelte zunächst den Sardellenfang mittelst Hängenetzen, indem man diese Fangmethode für jene Seeabschnitte gestattete, wo die Verwendung der Zugnetze keine Beeinträchtigung erleidet. Die bereits früher einmal streng untersagte Verwendung von Dynamit und anderen explodierenden Stoffen zum Fischfange wurde neuerlich auf das nachdrücklichste und unter Androhung strenger Bestrafung verboten, weil wiederholt Fälle vorgekommen waren, daß Fischer sich verleiten ließen, durch Betäubung der Fische mittelst Dynamitpatronen eine ergiebige Ausbeute zu erzielen. Es liegt auf der Hand, daß durch diese Methode die Fischbrut zerstört wird und außerdem ein großer Teil der durch die Explosion betroffenen, aber nicht eingebrachten Fische zu Grunde geht.

Eine andere für die Fischbrut gefährliche Fangweise, wie sie in der Adria ausgeübt wird, beruht in der Anwendung einer der Familie der Euphorbiaceen angehörigen Pflanzengattung, namentlich der Euphorbia Wulphenii Hopp (auch Titimalo oder Mlečac genannt), durch deren Saft die Fische betäubt und getötet werden. Diese Pflanze kam besonders in Dalmatien viel in Gebrauch, wurde aber, da deren schädliche Wirkung sichergestellt war, für den Fischfang verboten. Andererseits wurde der sogenannte Fischfang a ludro (auch a spavento, a fronzata genannt), der bereits

verboten war, wieder freigegeben, und zwar aus dem Grunde, weil diese Methode in Betreff der Erhaltung der Fischbrut als nicht so schädlich sich erwies, wie man angenommen hatte. Das Eigentümliche des Fanges a ludro besteht darin, daß die Fische durch Lärm und großes Geräusch in die Netze getrieben werden.

Die in einzelnen Abschnitten des Mittelmeeres betriebene Ausbeute von Edelkorallen und Badeschwämmen ist beachtenswert. Die Edelkoralle ist eine Rindenkoralle aus der Familie der Gorgoniden. Eigentümlich an ihr ist, daß sie von dem Gesteine, an welchem sie sich festsetzt, abwärts wächst. Dadurch entzieht sie sich den Blicken und Fangvorrichtungen des Menschen,

Fig. 6. Fischerbarken (Bragozzi) der Thunfischfänger.

der diesem edlen Schatze des Meeres seit ältesten Zeiten nachspürt. Es ist zu bemerken, daß die Edelkoralle nur im Mittelmeer vorkommt; hier wird ihre Ausbeute noch immer mit denselben einfachen Mitteln betrieben, wie vor zwei Jahrtausenden. Es ist eine harte Arbeit, das Erträgnis aber gleichwohl bedeutend. Besonders wertvoll sind die dicken Stücke von reiner rosaroter Farbe, welche auf dem Marseiller Markt als Peau d'ange in den Handel kommen. Die vielgepriesene schwarze Koralle ist keine besondere Art, sondern hat ihre Farbe nur durch chemische Einwirkungen geändert, nachdem sie geraume Zeit von dickflüssigem Schlamme umhüllt gewesen. Die Korallenfischer bringen ihre Ausbeute zumeist nach Genua, Livorno

und Neapel. Ihre Schiffe zerfallen in zwei Klassen; die der ersten sind Lugger von 10—12 Tons (1 Ton = 1000 kg) und 12—14 Mann Besatzung, die der zweiten noch kleiner, meist nur an 3—6 Tons Tragfähigkeit und 5—6 Mann Besatzung. Die größeren Barken besuchen die Küsten von Afrika und Sardinien; sie halten sich in Entfernungen von 15—30 Seemeilen und laufen nur dann einen Hafen an, wenn es unbedingt nötig ist. Die Mannschaft ist ununterbrochen Tag und Nacht thätig und lebt während der langen, anstrengenden Dauer des Fanges nur von Schiffszwieback und Maccaroni.

Die Ausbeute der Edelkoralle in der Adria, welche namentlich in den Gewässern von Sebenico betrieben wird, erweist sich als geringfügig. Diese mißliche Sachlage wird hauptsächlich den unzureichenden Fangapparaten zugeschrieben, welche eine ergiebige Ausbeute von vornherein ausschließen. Dasselbe gilt von der Schwammfischerei. Die Region des Badeschwammes erstreckt sich von Triest angefangen längs den Küsten von Istrien, Dalmatien, Griechenland, der europäischen und asiatischen Türkei (den Ägäischen Archipel inbegriffen), von Syrien und der ganzen nordafrikanischen Küste entlang bis zur Meerenge von Gibraltar. Dagegen fehlt der Badeschwamm an den Küsten von Frankreich, Spanien und Italien. Dieses tierische Produkt ist eine Specialität des Mittelmeeres, und es sind alle Versuche, dasselbe an nordischen Küsten einzubürgern, mißglückt. In den griechischen Gewässern ist die Ausbeute des Meerschwammes uralt; denn bereits der rußige Hephästos im Homer wäscht sich mit dem Schwamme, und Patroklos vergleicht höhnend einen getroffen vom Wagen stürzenden Troer mit dem Taucher. Am lebhaftesten wird die Schwammfischerei derzeit im Archipel der südlichen Sporaden betrieben. Die Taucher dringen bis in eine Tiefe von 50 m hinab. Ein weißer Stein, an einen Strick gebunden, wird hinabgeworfen, um einen Zielpunkt abzugeben, und ihm nach stürzt sich der Taucher, um (für gewöhnlich allerdings in geringerer Tiefe) soviel Schwämme als möglich loszuschneiden und in die umgebundene Tasche zu stecken. Dann steigt er am Strick herauf oder wird emporgezogen. In diesem Meeresabschnitte ist der Hai nicht gerade selten, läßt sich aber verscheuchen und greift nicht an, wo er heftige Bewegung sieht. Doch ist es vorgekommen, daß statt der Taucher nur einige blutige Körperteile an der Oberfläche erschienen, zumal dort, wo der Raubfisch hinter einem Felsen unbemerkt lauern und vorschießen kann. Sehr ergiebige Schwammfischerei wird auch auf der Insel Ruad (dem altphönizischen Arad) an der syrischen Küste betrieben.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß das Mittelmeer sich einer wissenschaftlichen Anstalt erfreut, welche zur Erweiterung unserer Kenntnis über die Meeresfauna schätzenswertes Material geliefert hat. Es ist dies die von Professor Anton Dohrn im Jahre 1871 ins Leben gerufene deutsche Zoologische Station zu Neapel. Für die einzelnen Wissenszweige bestehen

besondere Räumlichkeiten, welche alle wünschenswerten Einrichtungen und Behelfe aufweisen. Vor allem erwähnenswert ist das Aquarium. Hier sieht man die Tiere nicht unter künstlichen, für den schönen Anblick berechneten Bedingungen, sondern so, wie das Meer sie bietet. Die Becken, in denen die Tiere gehalten werden, welche im Sande leben, sind ebenso eintönig, wie die großen Sandwüsten des Meeresgrundes; nur die Hummern, Polypen und andere Arten, welche die felsige Küste bewohnen, genießen das Vorrecht eines künstlerischen Grottenbaues. So wie der Forscher in gewissen Abteilungen der Station den anatomischen Bau und die Entwicklung der Tiere studiert, kann er hier im Aquarium ihre Lebensgewohnheiten belauschen. Hier schwimmen die zierlichen Soligo, eine Tintenfischart, rastlos wie ein Weberschiffchen hin und her; dort sind „fliegende" Muscheln, Seesterne, Seeigel, Haie, Rochen, Hummern, Meeraale. Da liegen verschiedene Polypen „zu scheußlichen Klumpen geballt" zwischen Steinblöcken; an einer andern Stelle sieht man Korallen, Ringelwürmer, wieder anderwärts Krabben in buntem Gewimmel. Hier pumpt sich eine Meduse langsam durch die Flut, dort kommt eine meterlange Salpenkette in eleganter Schlangenwindung, weiter eine Siphonophore, so schön und zart gefärbt wie ein Blumenstrauß u. s. f.

5. Die geographische Gliederung des Mittelmeerbeckens.

Aus den Tiefen des Mittelländischen Meeres kehren wir auf dessen herrlichen, sonnbeschienenen Spiegel zurück, um seinen Bereich zu überschauen, seine Grenzlinien an den Festlandsküsten zu verfolgen, seine zumeist reizvollen Inseln in ihrer Gruppierung und räumlichen Verteilung kennen zu lernen. Das alles wird sich in ausreichendem Maße freilich erst später ergeben, wenn wir die Gestade schrittweise absuchen und bei besonders schönen oder denkwürdigen Punkten uns länger aufhalten werden. Der Leser muß also vor Entschleierung aller Herrlichkeiten, welche hinter den einstweilen ausgebreiteten Umhüllungen sich vorläufig noch verborgen halten, mit einer allgemeinen Topographie des Mittelmeerbeckens vorlieb nehmen. Wir verschmähen die Anführung von unzähligen Namen; es wäre nur eine Gedächtnisbelastung von geringem Werte, welche späterhin zu unliebsamen Wiederholungen führen müßte.

Dem unterseeischen Bodenrelief des Mittelmeeres entsprechend, teilen wir dasselbe in drei Becken: in das westliche, in das nördliche (Adria) und in das östliche.

Das westliche Becken wird begrenzt von den Küsten Spaniens, Frankreichs, Italiens und der ehemaligen „Barbareskenstaaten", Tunisien, Algerien und Marokko. Einzelne Abschnitte führen besondere Namen, die indes nicht allgemein üblich sind. So nennt man die sackartige Verengung im

äußersten Westen, zwischen Afrika und Spanien, das Iberische Meer, den Abschnitt zwischen den Balearen und der spanischen Küste das Balearische Meer, jenen zunächst der Küste von Frankreich das Gallische Meer, und südlich hiervon, zwischen den Balearen und der Insel Sardinien, das Sardische Meer (eine der vier großen Depressionen). Der Golf von Genua wird auch das Ligurische Meer genannt. Der bedeutsamste Abschnitt des ganzen Beckens ist das Tyrrhenische Meer (die zweite große Depression), wie man gemeinhin den Meeresraum an der Westküste von Italien nennt. Dasselbe ist hauptsächlich deshalb bemerkenswert, weil es die größten Inseln des Gesamt-Mittelmeeres aufweist: Sicilien, Sardinien und Corsica, dann den Doppel-Archipel der Balearen und Pityusen — von welchen die ersteren ausgezeichnet sind durch ihr mildes Klima und ihre herrlichen Landschaften —; etliche kleine, der Küste Frankreichs vorgelagerte Eilande; den Toscanischen Archipel mit der Hauptinsel Elba; die kleine Tyrrhenische Inselgruppe mit dem hohen Ischia und dem seit Jahrtausenden verherrlichten Fels von Capri; alsdann die Liparischen oder Äolischen Inseln im Norden und die Ägadischen Inseln im Westen von Sicilien.

Das östliche Mittelmeerbecken, das größte von den drei genannten, besteht aus dem Jonischen Meer, der weiten, inselleeren Depression zwischen Griechenland, Italien und Afrika, an welches südwärts als unterseeischer Gegensatz (im bodenplastischen Sinne) das seichte Syrtenmeer anschließt, mit der Kleinen Syrte (Golf von Gabes) im Westen und der Großen Syrte (Golf von Bengasi) im Osten; dem Ägäischen Meer mit seiner reichen Gliederung an den griechischen und den kleinasiatischen Küsten und seinen geologisch, geschichtlich und kulturgeschichtlich hochwichtigen Inselschwärmen, unter welchen die langgestreckte große Insel Kandia hervorragt. Sie ist zugleich der Damm, welcher die insulare Welt des hellenischen Archipelagus von dem inselleeren Ägyptischen Meere scheidet. Die Hauptgruppen der vorerwähnten Inseln sind die Cykladen und die Sporaden, Reste und Gipfelhöhen niedergesunkener Landgebiete. Dieses Niedersinken fand, wie bereits erwähnt, in der Tertiärzeit statt und dürfte als Gegenwirkung einerseits die Hebung Kleinasiens und andererseits das Aufsteigen der vulkanischen Inseln veranlaßt haben. Solche vulkanische Inselbildungen sind die Santorin-Gruppe, Milos, Kimolos, Polinos und Nisyros. Dagegen gehört Cypern zu den durch langsame Hebung entstandenen Inseln. Nachweisbar mit dem Festlande hingen zusammen: Thasos, Samothrake, Imbros, Lesbos und Samos. An der Südspitze des Peloponnes liegen die Eilande Cerigo und Cerigotto gleich Pfeileransätzen zu einer idealen Brücke nach dem nahen Kandia. Alle diese Inseln sind ausgezeichnet durch herrliches Klima, üppigen Pflanzenwuchs, landschaftliche Schönheit, Reichtum an

Fig. 7. Das Kap Matapan.

Naturschätzen aller Art und bewohnt von einem schönen, unternehmenden Volke. In diesem Bereiche liegt auch der südlichste Punkt des europäischen Festlandes, das Kap Matapan (Fig. 7).

Hellenisch im kulturgeographischen Sinne, wenn auch von der neuern Geschichte einer andern Rasse zugewiesen, ist auch die Westküste von Kleinasien. Vielfach durchbuchtet, besitzt dieselbe prachtvolle Häfen, von denen freilich viele durch den Erhebungsprozeß der Gestade versandet sind, oder sogar — wie der ehemalige Hafen von Milet — derzeit ganz trocken liegen. Die schönsten Golfe sind jene von Kos, Mendelia, Scalanuova, Smyrna, Bergama und Edremit. Große, schlammreiche Flüsse, wie der Menderez (Mäander) und der Gedis (Hermos), tragen gleichfalls dazu bei, das Ufer zu versleichten. Die intensive Deltabildung des Gedis, der sich in den Golf von Smyrna ergießt, droht sogar letztern ganz abzuschnüren und in einen Binnensee zu verwandeln. Durch die Meerenge der Dardanellen (Hellespont) hängt das Mittelmeer mit dem Marmara-Meer — einem Außenbecken des Schwarzen Meeres — zusammen.

Die Südküste von Kleinasien ist nicht mehr so reich gegliedert, besitzt aber noch immer zwei bemerkenswerte Einbuchtungen, den Golf von Adalia im Westen, den Golf von Iskanderun (Issus) im Osten. Der erstere wird zum Teil von den Steilstürzen des lykischen Alpenlandes begrenzt und hat an seiner Westseite einen Kranz von Klippen und Felseilanden. Vom Kap Chelidonia genießt man einen überraschend schönen Ausblick auf das imposante, in Terrassen aufsteigende Hochland und in ein grünes Alpenthal, das sich, im Süden mit Lorbeerhainen geschmückt, nordwärts zwischen Schneehöhen schließt. Weiter östlich wird die Küste von dem hohen, reich gegliederten Taurus-Gebirge begleitet; im Golfe von Iskanderun schwenkt sie endlich nach Süden, um in die Küste von Syrien überzugehen. Sie hat einen auffallend geradlinigen Verlauf; aber in ihrem Hintergrunde ist sie erfüllt von dem schneebedeckten Libanon-Gebirge, welches nordwärts bis zu dem Durchbruche des Orontes reicht, wo das syrische Küstengebirge (noch immer beträchtlich hoch) seinen Verlauf nimmt. An dieser — einst phönikischen — Küste liegt das moderne, seiner Entstehungszeit nach indes gleichwohl uralte syrische Emporium Beirut und schauen von vereinsamten Gestaden die vormals berühmten phönikischen Mutterstädte Tyrus (jetzt Sur) und Sidon (jetzt Saida) über das Meer, welches alle Wandlungen überdauert hat.

Die Küste von Palästina ist meist flach und mit Dünen besetzt, mit Ausnahme des nördlichen und des südlichen Teiles. Dort ragt das Kap des Berges Karmel empor, hier stehen die Klippen von Jaffa. Südlicher ist wieder allenthalben Dünenstrand, und er setzt sich auch durch die Biegung fort, mittelst welcher das asiatische Küstenland in das afrikanische

übergeht. Diese Küste bildet den Uferrand von Ägypten mit seinen Strandseen und Nehrungen; dann das kreideweiße Felsufer von Tripolitanien mit der keulenförmigen Halbinsel von Barka; ferner die lange, meist verödete Gestade-Ebene des Syrtenmeeres, wo die große afrikanische Wüste bis ans Meer herantritt — das stillste Ufer des Mittelmeeres, wo sich kein Handel und Verkehr regt und eine sehr dünn gesäete Bevölkerung ein Leben voller Entbehrungen in Trägheit und Armut verbringt.

Als drittes und letztes Mittelmeerbecken öffnet sich nordwärts das Adriatische Meer, von der italischen und der illyrischen Halbinsel eingeschlossen und in nördlicher Richtung so zu sagen bis an den Fuß der Alpen reichend. Ost- und Westküste der Adria sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Längs der erstern, von Triest bis zu dem albanesischen Gestade hinab, finden sich unzählige Inseln, verborgene Klippen und Syrten. Dagegen ist der Küstenstrich von Triest über Venedig bis Rimini flach, sandig, enthält Meeressümpfe und Sandbänke infolge des Geschiebes, welches sich an den Mündungen der Flüsse ansetzt. In erster Linie sind es die Alpenflüsse, welche an jenem Nordweststrande der Adria weithin ihre Geschiebe und Erden ablagern. Die verminderte Stromschnelle treibt diese Zuflüsse in eine Menge von Armen auseinander. Flut und Ebbe bereiten nun in diesem von unzähligen Kanälen durchzogenen Salzsumpfboden das Doppelbild des kanalisierten Festlandes und des Inselgebietes. Im Kampfe mit den Meereswellen bilden die Geschiebe der Alpenströme weitab eine Kette von natürlichen Dämmen, Lidi (Stranddünen), hinter welchen sich Strandseen (Lagunen), geschirmt vor den Wogen des Meeres, ausbreiten. Im weitern Verlaufe gegen Süden treten an dem italienischen Küstenrande der Adria zunächst einige Ausläufer des Apennin, später (in Mittelitalien) das Hauptgebirge selbst (als Abruzzen) heran, dessen höchster Gipfel, der Gran Sasso d' Italia, in die Schneeregion hineinragt. In der Folge tritt das Gebirge wieder landeinwärts zurück, so daß die Küste von Apulien meist flachuferig und hafenlos bis zur südöstlichsten Spitze der italischen Halbinsel, dem Kap Leuca, verläuft. Wir befinden uns hier an der schmalen Straße von Otranto, dem Eingangsthore zur Adria.

6. Luftströmungen und Meeresbewegung.

So knapp der vorstehende topographische Umriß ist, so genügt er doch, um die außerordentliche Mannigfaltigkeit des mediterranen Ländergebietes darzuthun. Wir verschweigen noch vorläufig die reiche Fülle des geschichtlichen Lebens, das innerhalb dieses herrlichen Rahmens sich abspielt. Wie die ersten Eindrücke, welche eine Fahrt dort hinab hervorruft, weniger den geschichtlichen Erinnerungen als dem unmittelbaren Seebilde entspringen, so

sollen auch die nachfolgenden Zeilen zuvörderst mit den greifbaren Dingen sich befassen, sofern sie zur Charakterisierung der mediterranen Natur beitragen. Wärme, Licht, Wind und Wetter, kurz alle Faktoren, welche zur Charakterisierung eines Himmelsstriches die Erkennungszeichen abgeben, sollen uns den weitern Gesichtskreis öffnen, in welchem — eben unter den Einwirkungen eines typischen Klimas — die Bilder eines eigenartigen, Herz und Sinn erfreuenden vegetativen Lebens sich zeigen.

Bleiben wir vorerst bei dem Seebilde. Niemand hat die Schönheit, die Launen und die Tücken des Mittelmeeres besser gekannt als der älteste Sänger am Mittelmeer — Homer. Sein Seebild einer Windstille ist nie erreicht, geschweige übertroffen worden; es begreift nur zwei Worte in sich: „luftfarbige Tiefe". Das ist die höchste Ökonomie in Worten, aber sie sagt alles; die zwei Worte zeigen uns Himmel und Wasser in harmonischer Farbenverschmelzung, den Abglanz der Höhe in den nassen Abgründen, das allgegenwärtige Licht in beiden Elementen. Unsere Reisebeschreiber haben, wenn sie mit dem feuchten Element in Berührung kommen, immer einen vollen Malkasten bei sich. Die homerische Technik beschränkt sich auf etliche Worte: purpurn, weinrot, violettfarbig. Das ist alles so treffend und bezeichnend, daß es keiner Erläuterung bedarf. Und erst die Bilderskala eines homerischen Seesturmes! Da wir hier keine Ästhetik schreiben, verweisen wir einfach auf die betreffenden Stellen der „Odyssee".

Der scharf ausgeprägte Gegensatz, der zwischen dem Idyll der Windstille und dem Elementarkampfe in der Sturmnot zum Ausdrucke kommt, ist lehrreich genug für jene, welche sich beispielsweise die griechischen Gewässer als ein riesiges, lauwarmes Waschbecken ohne Trübung und Erregung vorstellen. Gerade das Gegenteil ist der Fall; im Süden des Peloponnes ist die See fast niemals ganz ruhig, und der Fels von Matapan ist ein berüchtigtes Sturmkap. Aber die Schiffer des südeuropäischen Binnenmeeres, welche zu den tüchtigsten der Welt gehören, sind gegen solche elementare Gewalten gefeit. Große Unerschrockenheit, ja Tollkühnheit legen namentlich die griechischen und die dalmatinischen Schiffer an den Tag. Kein Wetter ist ihnen zu schlecht, um nicht die hohe See aufzusuchen und eines jener schauerlichen Tänzchen zu wagen, von denen der biedere Festländer nur vom Hörensagen weiß. Ein Bild von ergreifender, wilder Schönheit ist's, wenn die graugrüne See in breiten Wogen einherrollt, gesäumt von dem weißen Gischt, der über die Wellenkämme flattert — Wasserberge und Thäler in regellosem Getriebe, sich gegenseitig verschlingend und erneuend, aufwallend und versinkend im Rollen und Stampfen der Flut! Und nun vollends die zerbrechlichen Nußschalen darin, die kleinen Barken mit den spitzen lateinischen Segeln, von zwei, drei sehnigen, wettertrotzigen Schiffern gelenkt! Jeder Wellengang droht sie zu verschlingen, jeder Stoß des Orkans neigt

sie so tief zur Seite, daß die Gefahr des Kenterns an einem Haare hängt. Bald gewahrt man nur die oberste Spitze des Gaffelsegels, bald gleitet das Fahrzeug, wie emporgeschleudert, über den höchsten Wellenkamm. Wie ein riesiges Pendel schwankt der Mast nach allen Windrichtungen, und unregelmäßig, wie das Wellenchaos, sind auch die Bewegungen des Schiffes. Das Steuer aber ist in sicheren Händen, und aller Gefahr zum Trotze findet die Nußschale die schützende Bucht, von der aus der Schiffer das empörte Element kaum eines Blickes würdigt.

Ein wesentlich anderes Bild giebt die Meeresruhe ab. Die See liegt regungslos vor den Blicken des Beobachters. Wohl fühlt man ab und zu den linden Hauch einer ungemein matten Brise, denn an den Küsten befindet sich die Lufthülle niemals ganz im Gleichgewichtsverhältnis; auf der See, dem glatten Spiegel derselben, gewahrt aber das Auge kaum das Bestehen dieser ganz unbedeutenden, man möchte sagen wirkungslosen Luftströmung. Sieht man jedoch genauer zu, so gewahrt man, daß es sich gleichwohl anders verhält. Die Ruhe ist Täuschung; denn das Farbenspiel der Wasseroberfläche an sich beweist, daß zum mindesten die obersten Wasserteilchen in leiser Erregung sich befinden. Das Sonnenlicht verbreitet einen milchigen Schimmer, der Mond einen silbernen Schein über die Spiegelfläche. Auf größere Entfernungen schillert sie in violetten, grünen, tiefblauen und selbst purpurnen Farbentönen. Die Grenzen dieser Farbenabstufungen sind aber derart verschwommen, daß wenige Minuten genügen, um das ganze Farbenbild zu verschieben, grellere Nuancen abzuschwächen, neue Töne hinzuzufügen. In scheinbar regungslosen Abschnitten der See bilden sich wolkige Flächen, lösen sich Ringe ab, die langsam wieder ineinander fließen. Wenn vollends das grelle Licht des Vollmondes die ruhende Oberfläche trifft, dann deutet das unstete Flimmern, das Aufblitzen von tausend und abertausend Silberschuppen an, daß hier von einer absoluten Ruhe nicht die Rede sein könne. Der leiseste Atemzug der Luft, auf dem Festlande kaum verspürt, wird auf der Meeresfläche zum großen Zauberer, zum Schöpfer von Lichteffekten, die zu dem Herrlichsten gehören, was das südliche Meer dem Beobachter zu bieten vermag. Man spricht von einer „Lichtfeier" auf dem Meere, und sie besteht in der That in überwältigender Pracht. Ein einziger aufschnellender Fisch vermag die Täuschung der scheinbaren Erstarrung zu zerstören: die Wasserfläche kräuselt sich, erzittert in weiten Wellenringen und verändert die unendlich mannigfaltige Farbenskala mit dem Aufgebote immer neuer Lichtwirkungen.

Man rühmt an dem Mittelmeere besonders die herrliche blaue Farbe. Sie ist nichts anderes als der Widerschein der ungetrübten, lichtgetränkten Sturzglocke, welche sich über den Wassern wölbt. Auch der größere Salzgehalt und die mehr oder minder starke Beimengung anorganischer Stoffe

dürfte auf die Farbe des Meeres Einfluß nehmen. Eigentümlich ist dem Mittelmeere noch ein zarter, perlmutterartiger Glanz vor Sonnenaufgang. Dazu kommt ein ganz außergewöhnliches nächtliches Schaustück: das Meeresleuchten. Es ist ein Wunder, von dessen Großartigkeit jedermann mächtig ergriffen wird. Am eindrucksvollsten gestaltet sich dieses Phänomen an den Küsten Griechenlands. Die dunklen Fischerboote, welche über die schwarzblaue Flut gleiten, verraten sich durch ihre lichte Spur bis zu undurchdringlichen nächtlichen Fernen. Am Ufer aber setzt es seltsamen Spuk ab. Wir sehen Thunfische, deren Umrisse durch flimmernde Pünktchen angedeutet sind. Wenn ein fliegender Fisch aus dem Wasser sich emporschnellt, beschreibt er eine Feuerlinie in der Luft; sein triefender Leib wirft flammige Tropfen auf die Wasserfläche. Medusen, welche ihren Glockenrücken bis knapp unter den Seespiegel emporheben, verbreiten eine matte Lichtsphäre und erscheinen von glimmenden Pünktchen eingesäumt. Wenn aus der Tiefe der eine oder andere Stern heraufschimmert, so ist dies kein Spiegelbild des Himmels, sondern ein wirklicher Seestern, der dort mit seinen Lichtzacken die dunkle Flut erhellt. Ringelwürmer und Schaltiere bleiben nicht zurück, und alle im Vereine sorgen dafür, daß ihren Tummelplätzen die nächtliche Beleuchtung nicht fehle.

Der Leser weiß wohl, daß die sogenannten Protisten oder „Urwesen" es sind, welche diese Zauberei hervorrufen. Im Mittelmeere sind die Feuerzauberer zwei winzige Geschöpfe: das Ceratium und die Röhrenqualle. An manchen Orten, besonders in der nördlichen Adria, beobachtet man die sogenannte Phosphoreszenz des Meeres, welche keiner Anregung von außen bedarf. Das Leuchten ist örtlich beschränkt und beruht auf Schüttelung von Zersetzungsstoffen, die sich gerade an der betreffenden Stelle befinden. Man kann also das Leuchten nicht überall beliebig hervorrufen. Im Golfe von Fiume hat Dr. Lorenz einen lehrreichen Versuch nach dieser Richtung angestellt. Er nahm nämlich in einer Sommernacht nach Verlauf der Flut einen größern, zwischen den Steinen zurückgebliebenen Leuchtkörper auf, der sich als ein in sehr vorgeschrittenem Zustande der Fäulnis befindlicher kleiner Krebs von kaum einem halben Centimeter Länge erwies. In eine dunkle Schüssel gelegt und mit Wasser übergossen, zerfiel der kleine Kadaver, und die einzelnen Teile erschienen in dem dunklen Zimmer als intensive Lichtpunkte. Durch heftiges Umrühren wurde die Verkleinerung der Teile fortgesetzt, die leuchtende Fläche vergrößert und schließlich jede Phase des Meeresleuchtens beobachtet.

Die Luftströmungen, welche ihren Entstehungsherd im Mittelmeerbecken haben, sind von größter Bedeutung für die klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes. Letztere prägen sich hauptsächlich in der Regenlosigkeit des Sommers und in der Milde des Winters aus. Durch die Gestaltung der Oberfläche des so weit von Osten nach Westen gestreckten Gebietes erfährt

das Klima einen mannigfaltigen Wechsel, und gerade diese Mischung verschiedener Klimate, die sich in den Produkten der einzelnen Landstriche abspiegelt, hat zu der alten Blüte, zu den vielfach gesonderten nationalen Entwicklungen der Mittelmeerländer mächtig beigetragen. Wir bringen in Erinnerung, daß die Luftströmungen durch ihre thermischen (Wärme-) und atmischen (Feuchtigkeits-) Eigenschaften hervorragende klimatische Faktoren sind. So leitet Dove den mildernden Einfluß des Südwestwindes auf das Klima der von diesem berührten Länder vornehmlich von der Wärme her, welche bei der Verdichtung des Wasserdampfes, den derselbe in sich enthält, frei wird.

In der That, die Leistungen dieses Windes sind überraschend. Am meisten genannt wird der Föhn, dessen Ursprung bislang in der Sahara gesucht wurde, richtiger aber auf die Luftaufsaugungen der barometrischen Minima und den stärkern Luftdruck auf schwächere Luftschichten, insbesondere an Hochgebirgsabfällen, zurückgeführt werden muß. Hingegen liegt der Ursprung des Scirocco zweifellos in der großen Afrikanischen Wüste. In Italien bezeichnet man alle Süd- und Südwestwinde, welche durch hohe Temperatur auf den menschlichen Organismus erschlaffend wirken, als „Scirocco". Er bricht nie plötzlich los, steigert sich nicht sehr rasch, geht aber nach kürzerer oder längerer Dauer in Sturm über. Der eigentliche Scirocco ist von niedrig streichenden, schweren, bleigrauen Wolkenmassen begleitet, aus welchen reichliche Niederschläge ausgeschieden werden. Die Temperatur ist dabei schwül, selbst in den Wintermonaten zuweilen unerträglich. Das Barometer steht tief, Gewitter sind häufig. Wenn die bewegende Kraft des Scirocco-Windes nicht bis zu dem Meeresabschnitt heraufreicht, in welchem er das Meer aufgewühlt hat, so dauert das Scirocco-Wetter fort, trotz der herrschenden Windstille. Die Temperatur ist dabei noch höher und schwüler als bei dem eigentlichen Scirocco. Dieser ruft beträchtlichen Wellenschlag hervor. In den Golfen der nördlichen Adria wurde die Höhe der Wellen mit 3 m gemessen; in der offenen Adria, namentlich aber im Mittelmeer, sind dieselben noch beträchtlich höher. Eines der großartigsten Schauspiele bietet hier die aufgeregte See an dem Teilungspunkte des Wogenganges, am Kap Matapan, wo die Wellen eine ungewöhnliche Höhe erreichen. Alle Schiffe, welche aus dem Ägäischen Meer kommen und nach Westen oder Nordwesten steuern, erhalten den mächtigen, breiten Wogengang von der Seite her. Die Brandung an den Vorgebirgen und Küsten übersteigt an Großartigkeit alles, was man zur See im südeuropäischen Binnenmeere zu Gesicht bekommt.

Aus der Zahl der heißen Wüstenwinde, welche auf Teile des Mittelmeerbeckens Einfluß ausüben, sind Samum und Chamsin die bekanntesten. Die schädlichen Wirkungen derselben erklären sich aus ihrer glühenden Hitze, ihrer versengenden Trockenheit und aus den Massen heißen Wüstenstaubes, welche namentlich der Samum mitführt. Der Chamsin steht ihm aber in

dieser Beziehung wenig nach. Er verdankt seinen Namen seiner periodischen Dauer von genau 50 Tagen (arabisch hamza = „fünfzig"), die sich auf je 25 Tage vor und nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche verteilen. Der Chamsin hat durch seine Sandmassen das Kulturland westlich des Nil im Laufe der Jahrtausende um ein beträchtliches Stück verschmälert und viele der denkwürdigen alten Plätze, die vorher in blühenden Ländereien lagen, mit seinen beweglichen Massen zugedeckt.

Zu der Gattung der Scirocco-Winde gehören auch der Levecho und der Solano in Spanien. Außerdem kennt man eine große Zahl von lokalen Winden, deren wichtigste die Bora in der nördlichen Adria und der Mistral in Südfrankreich sind. Erstere, welche sich durch heftige, explosionsartige Stöße auszeichnet, wird von den Seeleuten weit mehr gefürchtet als der Scirocco. Nach der subjektiven Empfindung erscheint die Bora im höchsten Grade erkältend und erstarrend bis zur Sinnesverwirrung, doch sinkt das Thermometer selten unter Null; jene Empfindung rührt also nur von der Heftigkeit des Windes her. Der Mistral ist ein heftiger Westwind, der in kalten Nordwestwind und Nordwind übergeht. Er hat seinen Entstehungsherd im Hochland von Mittelfrankreich, wird von den Alpen in der Richtung des Rhône-Thales abgelenkt, wobei er schon nach dem Überschreiten der Sevennen seine Feuchtigkeit abgesetzt hat. Dadurch wird er dann zum trockenen Nordwind, der sich namentlich an der Küste der Provence empfindlich bemerkbar macht. Gleich der Bora währt der Mistral im Sommer nur kurze Zeit, andauernder, aber nicht so heftig, im Winter.

In dem größten Bereiche des Mittelmeeres ist die herrschende Luftströmung während des Sommers, der regenlosen Zeit, der Nordostwind. Ursache hiervon ist das Vorrücken der Sonne gegen den nördlichen Wendekreis, wobei auch der Passatwind in höhere Breiten vorrückt und die Afrikanische Wüste außergewöhnlich erhitzt wird. Trockenheit ist die Haupteigenschaft des mediterranen Sommers. Am ausgeprägtesten zeigt sich dieselbe in den klimatischen Verhältnissen der Iberischen Halbinsel, wo sie aber mehr eine Eigentümlichkeit des Winters ist. Denn die feuchten, aus der Sahara herüberwehenden Süd- und Südwestwinde scheiden diesseits der Küstengebirge ihre Wassermengen aus, während die nach den Gestaden hin offenen Thäler den Einwirkungen des Scirocco ausgesetzt sind.

7. Klima und Vegetationsverhältnisse.

Mit den vorstehenden Bemerkungen haben wir bereits auf das Gebiet der Klimatographie hinübergegriffen. Das Mittelmeer bildet in Bezug auf die klimatischen Eigentümlichkeiten seiner Uferländer und das in ihnen herrschende vegetative Leben ein in sich abgeschlossenes, eigenartiges Gebiet.

Am ausgebildetsten zeigt sich das Mittelmeerklima an der Küste von Frankreich, und nirgends kennen wir einen plötzlichern Übergang aus einem Florengebiet in das andere, als da, wo zwischen Montélimart und Orange im Rhône-Thal die Olivenkultur beginnt. Der Eindruck ist um so bedeutender, weil man nicht, wie beim Eintritt in Italien, die Alpen überstiegen hat, sondern die südlichen Pflanzenformen der Mediterran-Flora in der engen Thalebene von Donzère unmittelbar mit der Vegetation des nördlichen Europa zusammentreffen sieht, und zwar in solcher Fülle, daß man in Frankreich über 600 Gewächse zählt, die auf das Dreieck zwischen Nizza, Orange und Perpignan eingeschränkt sind. Immerhin repräsentiert der Sommer der Provence den extremen Typus des mediterranen Sommers. Bei aller vegetativen Fülle giebt es weite sonnverbrannte Gebiete, nackte rote Felsen, staubgeschwängerte Luft, glühende Sonne, düstern Ernst, Ströme zwischen breiten bloßgelegten Steinbetten. Im Frühling stürmt der Mistral eiskalt und gelbnebelig das Rhône-Thal hinab.

Viel gleichmäßiger ist das Klima Italiens, obwohl man hier drei Zonen unterscheidet: die nördliche (in dem norditalienischen Tieflande), welche unter dem Einflusse der nahen Alpen steht, größere Witterungsgegensätze in den einzelnen Jahreszeiten und zeitweilig Sommerregen aufweist; die mittlere Zone (zwei Drittel der Italischen Halbinsel umfassend) mit geringeren Temperaturunterschieden und vorherrschenden Frühlings- und Herbstregen; schließlich die südliche Zone mit gleichmäßiger Wärmeverteilung in den einzelnen Jahreszeiten und regelmäßigen Niederschlägen im Winterhalbjahr. Ganz den gleichen klimatischen Typus weisen die ostadriatischen Gestadeländer, Istrien, die Küste von Kroatien, Dalmatien und Albanien, auf. Als klimatisch ungünstige Striche haben wir in Italien die berüchtigten Maremmen an der toscanischen Küste (deren Entwässerung und Urbarmachung übrigens stetig fortschreitet), die römische Campagna (hauptsächlich die Pontinischen Sümpfe) und die Niederungen des Po und der Etsch in der Nähe der Mündungen zu verzeichnen. Die Sumpfgegend bei Aquileja im österreichischen Küstenlande ist im Sommer gleichfalls ein gefährlicher Fieberherd. Dagegen zählen die vielgepriesenen Gestade der Riviera di Ponente, das hohe Capri, Sorrent, der Salerner Golf, der Nordrand von Sicilien, die Quarnerischen und Dalmatinischen Inseln zu den reizvollsten und gesundesten Winteraufenthalten im Mittelmeerbecken. Die Balearen-Inseln wetteifern an Schönheit und Annehmlichkeit mit dem vielgerühmten Korfu, dem lieblichen Zante und den Küstenebenen auf Kandia. In Afrika sind Algerien und Ägypten durch ein mildes, angenehmes Winterklima bevorzugt. Griechenland jedoch, was gewiß überraschen mag, tritt gegenüber Italien und anderen Mittelmeerländern sehr zurück. Dies gilt überhaupt von der ganzen Balkanhalbinsel, denn hier

kommen klimatische Gegensätze vor, wie sie in anderen Erdräumen innerhalb so naher Entfernungen sich wohl kaum wiederfinden. Von den rauhen Hochländern Montenegros und Albaniens bis zu den subtropischen Strichen Griechenlands, von der strengen Winterkälte im Balkan und in anderen innerbalkanischen Hochgebirgen bis zu den heißen Strichen am Golfe von Messenien und den gemilderten klimatischen Verhältnissen auf den Inseln liegen alle Abstufungen und Übergänge, Sprünge und Gegensätze, welche bei Fragen klimatischer Natur in Betracht kommen. Einen merkwürdigen Anhaltspunkt in Bezug auf Gegensätze bietet Albanien, dessen Küsten im Sommer zu den heißesten Strichen der Balkanhalbinsel gehören, während im rauhen Hinterlande, das kaum eine Tagreise entfernt ist, im Winter das Thermometer zu Zeiten bis 25° C. unter Null sinkt.

Besser daran ist die östliche Hälfte der Illyrischen Halbinsel südlich des Balkanzuges. Von Winterstrenge an den griechischen Küsten zu reden, geht natürlich nicht an. Dort kommt Schnee, der noch in Konstantinopel Verkehrsstörungen hervorrufen kann, nur auf den höchsten Bergspitzen vor. Man preist die unbeschreibliche Schönheit des klaren griechischen Himmels und die Durchsichtigkeit der Luft. Allerdings hat Griechenland, und das ist das Bezeichnende, auf engstem Raume große klimatische Gegensätze aufzuweisen. Während die Küstenstriche dem wohlthätigen Einflusse des Seeklimas ausgesetzt sind, erreicht in den bergumschlossenen Thälern des Innern die Hitze mitunter 50° C., die Kälte 12° C. unter Null. Manche Gegenden sind ihrer Sümpfe wegen höchst ungesund. In Bezug auf Gleichmäßigkeit des Klimas läuft die nördliche albanesische Küste allen anderen Gebieten auf der Balkanhalbinsel den Rang ab. In Antivari, Dulcigno und anderen Orten blühen die Rosen das ganze Jahr hindurch und herrschen klimatische Verhältnisse, wie man sie in ganz Europa nur noch an der weltberühmten Riviera antrifft.

Zu den landläufigen Irrtümern gehört auch die eingelebte Vorstellung von Naturreizen und Bodenreichtum im alten Hellas. Man hat sich Bilder dieser Art zurechtgelegt, weil man für den Schwung und die Heiterkeit des öffentlichen Lebens der Antike den harmonischen Hintergrund suchte. Sicher ist, daß Verödung und Verwilderung im Laufe von zwei Jahrtausenden ungeheure Fortschritte gemacht haben. Aber Hesperidengärten, allgemeine vegetative Üppigkeit gab es auch in alten Tagen nirgends in Hellas. Die Schriftsteller jener Zeit haben das Genre der Landschaftsschilderung gar nicht gekannt, auch Homer nicht, der beispielsweise in der „Odyssee“ alle bekannten Örtlichkeiten nur kurzweg erwähnt und nur die erfundenen (zum Zwecke des Gedichtes) beschreibt. Anhaltspunkte ergeben sich aber aus unzähligen Bemerkungen allgemeiner Natur. Von den nördlichen Staaten, Phthiotis, Lokris, Phokis und Böotien, wissen wir bestimmt, daß es mit ihrem Klima schlecht bestellt war. Hesiod schildert sein Leben auf dem Helikon

derart Grau in Grau, daß man an ein einsames Alpenthal denken möchte. Um der Kälte des Winters zu begegnen, hält er sich an den Essen der Schmieden und in den Wirtshäusern auf. Er sucht Arbeit, „damit nicht Hilflosigkeit im Winter einen überrasche und man mit magerer Hand die geschwollenen Füße drücke". Seinen Heimatsort Askra nennt er den „allertrübseligsten Flecken, wo bös ist der Winter und schlecht auch der Sommer, und nichts gut".

Die Sümpfe am Spercheios in der Thermopylen-Enge, die öden Strecken auf dem Öta, das rauhe Othrys-Gebirge, die Wildnisse von Ätolien und Akar-

Fig. 8. Lorbeerwald.

nanien geben weitere Anhaltspunkte. Manche Mythen haben vielleicht ihren Ursprung in klimatischen oder sonstigen örtlichen Übelständen, so der „Erymanthische Eber", der in Arkadien Schrecken verbreitete, der „Nemeische Löwe" in Argolis, die gräßlichen Stymphaliden in Arkadien, die ihre eisernen Federn wie Pfeile abschießen konnten: lauter mythische Ausgestaltungen von widrigen Verhältnissen, welche möglicherweise auf das Schalten von Raubtieren zurückgeführt werden könnten. Die „Lernäische Schlange" giebt den Schlüssel zu weiteren Deutungen ab. Das Ungetüm haust noch immer in den Sümpfen der

Lerna an der Westseite des Golfes von Nauplia. Aber es ist unsichtbar und äußert sich nur in dem verderblichen Sumpffieber, das dem dortigen Moorboden entsteigt. Beiläufig bemerkt, erblickt auch die Mythologie in dem 50köpfigen Drachen, dem Herakles nicht anders beikommen konnte, als daß sein Waffenträger Jolaos einen ganzen Wald anzündete, um nach jedem Hiebe die Wunde mit Feuerbränden abzutöten, „die schädlichen Wirkungen des ungeregelten Wassers".

Das Klima des Mittelmeergebietes ist gekennzeichnet durch ein eigen-

Fig. 9. Akanthus-Gruppe.

artiges vegetatives Leben. Es sind immergrüne Bäume, Sträucher und Halbsträucher mit charakteristischen, dicken, fleischigen oder lederartigen Blättern von meist dunkler Farbe, welche durch den Glanz des Sonnenlichtes belebt wird. Nur die hierher gehörigen Pflanzentypen prägen den Landschaften das Merkmal südlicher Fülle und Üppigkeit auf, während die Pflanzen, welche der Verdorrung anheimfallen, den auffälligen Gegensatz zwischen sommerlicher Dürre und Abgestorbenheit und neuem Lebenserwachen in der Regenzeit zur Geltung bringen. Es gilt dies selbstverständlich nur von den Gräsern und

Kräutern. Die Fluren, welche sie bedecken, sind in der heißen Jahreszeit sonnverbrannte Steppen, in der feuchten Jahreszeit üppige Triften.

Die hauptsächlichsten Vertreter der mediterranen immergrünen Flora sind, soweit Baumgewächse in Betracht kommen, der Lorbeer (Fig. 8), der Judendorn, die Karube (Johannisbrotbaum), die Stein-, Kork- und Knopperneiche und der Ölbaum; von den Sträuchern Oleander, Myrte, Mastixstrauch, Pistazie, Buchsbaum, Mäusedorn, Rosmarin, Erdbeerbaum; dann Dornsträucher

Fig. 10. Ölbaum.

(Traganthsträucher und Rosen) und zahlreiche Ginsterarten. Eine weitere Eigentümlichkeit bilden einige Bäume mit abfallendem Laube als: Platane, Feigenbaum, Edelkastanie, die Pyramiden- und die Silberpappel, der Mandelbaum, Granatbaum, der schwarze und der weiße Maulbeerbaum, die Manna-Esche, die Ölweide u. v. a.; ferner, als typisch für das Gebiet, einige Koniferen, als Pinie und Cypresse, Eibe und Aleppo-Kiefer. Die charakteristischen Saftpflanzen sind: Opuntien, Agaven und Aloen; Schlinggewächse sind: der Weinstock und die Stechwinde. Ferner sind zu nennen: das spanische Rohr,

das Esparto-Gras, die Papyrus-Staude und ein reicher Flor von Blüten der verschiedensten Zwiebelgewächse (Narcissen, Tulpen, Hyacinthen, Krokus, Orchideen). Einen besondern Reiz giebt den Landschaften des europäischen Südens die „Gräberblume" Asphodelus und der edelgeformte Akanthus (Fig. 9).

Drei Vegetationstypen, welche die Landschaften des mediterranen Gebietes verschönern, sind aus anderen klimatischen Zonen entlehnte Kulturbäume: die Citrone und die Orange, welche aus Indien stammen, aber an manchen Stellen Griechenlands (Chios) und Italiens (Sorrent, Sicilien) ungeheuere Verbreitung gefunden haben; dann die Palme, das „Charaktergewächs des arabischen Klimas", dessen Heimat die regenlose subtropische Zone der Alten Welt ist. Auf europäischem Boden kommt die Dattelpalme nur spärlich vor, und nur im südlichen Spanien bringt sie Früchte zur Reife. Dagegen tritt die Stechpalme allenthalben wild auf, doch ist eine massenhafte Verbreitung nur in Andalusien festzustellen, wo die Ebene von Sevilla bis Cordoba mit Millionen von Individuen bedeckt ist.

Der Charakterbaum des Mittelmeerklimas ist der Ölbaum (Fig. 10). Er ist die stimmungsvollste vegetative Staffage in ganz Südeuropa. Das silbergraue Flitterwerk seiner Belaubung würde inmitten eines nordischen Haines das Aussehen einer staubbedeckten, kümmerlichen Baumpflanze erhalten. Am Mittelmeer ist es anders. Das Filigrannetz des zarten Gezweiges im Vereine mit der kräftigen, zum Teil phantastischen Silhouettierung der knorrigen Stämme und Äste verleiht der Landschaft ein heiteres Gepräge und tönt die Lokalfarben nicht ab, wie es mit dem leuchtenden Grün in unseren Bosketts und Hainen der Fall ist. Bei der Lichtfülle und Hitze vertrüge auch vom ästhetischen Standpunkte, vom wirtschaftlichen ganz abgesehen, der Boden keine dunklere Belaubung. Der tiefe, glänzende Ton anderer immergrüner Gewächse, in jeder andern Landschaft ein totes Schaustück, fügt sich harmonisch in die Farbenskala von dem Hellblau des Himmels bis zu dem Azurblau der Flut und dem Graugelb steiniger Ufer.

Die schönsten Ölbäume sieht man in Griechenland, und zwar zu Krissa, nordseits am Korinthischen Golf, wo der Weg zum Musenberg Parnaß hinaufführt; alsdann in Korfu in der Gegend von Benizze. Mancher Landschaftsschilderer stellt die Wirkung malerischer Ölbaumgruppen, wie man sie in Italien findet, den griechischen Bildern verwandter Art voran. Begründen läßt sich dies nicht, zumal wenn man des herrlichen Zusammenstimmens mancher Olivengehege an griechischen Ufern gedenkt, zu denen das gleichmäßige Summen einer beständigen leichten Brandung heraufdönt. Ein solches silberflitteriges, graugrünes Wipfelmeer, wie man es in der messenischen Ebene nordwärts von Kalamata sieht, findet sich nirgends auf italischem Boden.

Gleichwohl sind solche Pflanzentypen, zu welchen auch die Cypresse mit ihrer ruhigen Plastik, die Weinrebe, der Feigenbaum und nicht

zuletzt Myrte und Lorbeer gehören, weder dem griechischen, noch dem italischen Boden von Anbeginn her eigentümlich, sondern wurden durch die älteste uns bekannte Kulturströmung von Asien aus hereingetragen. Die poetische Überlieferung freilich verhält sich zu dieser Thatsache anders. Nach Pindar hätte Herakles den Ölbaum von den Schattenquellen des Ister geholt. Mancher Kulturforscher hat sich darüber lustig gemacht, daß die hellenische Phantasie die Heimat jenes Baumes in die schweigsame, düstere Pracht des — Schwarzwaldes verlegt. Dazu wäre zu bemerken, daß das Altertum jene hyperboreischen Gegenden nicht kannte. „Ister" und „Istrien" gehören lautlich und topographisch zusammen. Die „Ister-Quelle", welche die Argonauten entdeckten, lag am Nordrande des Karst, bei Nauportus (heute Ober-Laibach) und in den unterirdischen Gewölben des Timavus. Die hellenische Phantasie liefert daher einen viel positivern Anhaltspunkt, als die moderne nordische Gelehrsamkeit; denn wenige Stunden von den Karst-Öden entfernt streicht der feuchte Hauch des Meeres durch die Olivenhaine am Steilhange von Triest.

Von dorther ist der Ölbaum allerdings so wenig bezogen worden als aus Schwaben oder den Hesperidengärten der Etrusker, wenn auch Pindar von den Hyperboreern — unseren Urvorfahren — eine bessere Meinung hatte als wir selber. Denn

Nicht wohnt die Muse fern
Von ihren Reigen — überall
Es schweben der Jungfrau Tänze,
Flötengetön und Klänge der Leier.
Mit goldenem Lorbeer das Haar gebunden,
Feiern sie Freudenfeste.

Die Argonauten hatten unter den „Istrern" wesentlich andere Zustände vorgefunden; sie kannten weder die Metalle noch die Gabe der Demeter, nicht einmal die Prometheische Flamme. Es waren dies Menschen einer Epoche, welche die gelehrte Terminologie unserer Tage mit dem Worte „Steinzeit" bezeichnet. Am See von Nauportus hausten damals noch Ichthyophagen oder Fischesser in ihren Pfahlburgen.

Wenn also der Ölbaum nicht von Westen oder Nordwesten her in Griechenland seinen Einzug hielt, muß er von anderswo hergekommen sein. Wir treten da in die Fußstapfen der Phöniker; denn der Ölbaum gehörte ursprünglich dem semitischen Kulturkreise an. Noch Hesiod gedenkt der Olive mit keinem Worte. Aber zwei Jahrhunderte später weiß Herodot zu berichten, daß unter Solon die attische Olivenkultur sich bemerkbar machte. Da wäre also das sechste Jahrhundert festzuhalten. Es war dieselbe Zeit, in welcher nach dem Zeugnisse des Aristoteles die Olivenkultur in Milet und Chios bereits in hoher Blüte stand. Die erste Etappe des phönikischen Baumes war

wohl Rhodos, alsdann der westliche Uferstrich Kleinasiens, später das hellenische Mutterland, von wo aus der Ölbaum mit den dorischen, chalkidischen und lakedämonischen Auswanderern seinen Weg nach Unteritalien fand — von der Einfuhr abgesehen, welche die Phöniker bereits viel früher auf der Insel der Sikelier (Sicilien) und dem dazu gehörigen afrikanischen Bereiche selber besorgten. Im vierten Jahrhundert erst zeigten sich die ersten Olivenhaine in der römischen Campagna und auf den Berghängen des Sabinerlandes. Dort, wo Pindar den Ölbaum entdeckte, kam er auf seiner Wanderung nach Norden zuletzt an. Es verhält sich mit dieser Thatsache ähnlich wie mit manchen wissenschaftlichen Voraussetzungen, deren Richtigstellung erst auf dem umgekehrten Wege der Untersuchung gelingt.

Das mediterrane Vegetationsgebiet ist über das gesamte Mittelmeerbecken sehr ungleich verteilt. Den weitaus größten Anteil daran hat Europa, dessen südliche Halbinseln, die Iberische, Italische und Illyrische, fast ganz in die „Zone der mediterranen Wälder und Maquis" fallen. Indes ist dieser Typus auf der Iberischen Halbinsel lange nicht so ausgeprägt als auf den beiden anderen, und entspricht nur das Klima der Küstenlandschaften den Bedingungen der Mittelmeerflora. Die Gebirge des Nordrandes gehören der nordeuropäischen Flora an. In den Provinzen Murcia und Valencia tritt der Steppencharakter sogar bis zur Küste heran. Selbstverständlich bildet auch die vertikale Gliederung einen Faktor, welcher der einheitlichen pflanzengeographischen Physiognomie des Gebietes entgegentritt. Der Apennin zum Beispiel vereinigt die Schattenseiten des nordischen und des mediterranen Klimas in sich, die winterliche Kälte des einen und die sommerliche Dürre des andern. Dasselbe gilt von allen Gebirgen im Westen und Süden der Balkanhalbinsel. Das Balkangebirge gehört aber bereits zu dem nordeuropäischen Florengebiete, während die Mittelmeerflora dortselbst bis zu dem Schwarzen Meere sich fortsetzt und sogar über den ganzen Nordrand von Kleinasien bis nach Transkaukasien hineingreift — das einzige Verbreitungsgebiet der Mittelmeerflora außerhalb des Mittelmeerbeckens im geographischen Sinne.

Bei dem verhältnismäßig geringen Anteil, den die Küsten Asiens an der Uferbegrenzung des Mittelländischen Meeres haben, ist die breite Zone mediterranen Pflanzenwuchses an der West- und Südküste von Kleinasien bemerkenswert. Die ionischen Gestade gehören zu den reizvollsten und fruchtbarsten des östlichen Mittelmeeres. An der anatolischen Südküste ist das Thal des Kalikadnos das „kilikische Kanaan". Da giebt es Myrten und Granaten, herrliche Platanen, vereinzelte Palmen, Feigen- und Olivenhaine. In der sonnigen Ebene liegen Hirtendörfer, dazwischen weiden die Herden hart an den Ufern des melodisch dahinströmenden Flusses; im Hintergrunde trägt der gewaltige Hauptzug des Taurus, bis zu 3500 m hohen Gipfeln ansteigend, auf seinen Terrassen Waldungen von Cedern und

Schwarzföhren, höher oben üppige Weiden. Die Küste von Syrien und Palästina nimmt aber nur mit einem ganz schmalen Striche teil an der Mittelmeerflora, wenn man deren sogenannte „ionisch-levantinische Abteilung", welche das syrisch-palästinensische Hinterland und den größten Teil von Inner-Kleinasien einnimmt, nicht in Betracht ziehen will. Nach Grisebach wäre die Mittelmeerflora des Gebietes zwischen der Küste von Beirut und der Ebene von Damaskus durch den Libanon schärfer von dem Innern gesondert, als weiter südwärts, wo die hohen Randgebirge fehlen und das Plateau von Jerusalem sich terrassenförmig erhebt.

Judäa ist ein unfruchtbares Hochland, welches weiter östlich in vollkommene Wüste übergeht. Dagegen wäre es ein Irrtum, ganz Palästina, welches stellenweise allerdings sehr dem Einflusse des arabischen Klimas und seines Vegetationscharakters ausgesetzt ist, für wüst und öde zu halten. Samaria zum Beispiel weist einen außergewöhnlich üppigen Pflanzenwuchs auf, und selbst die Berge sind bis hoch hinauf bewaldet. Das Gleiche gilt von Galiläa, wo die Höhen in Buchen und immergrünen Eichen prangen und das Tiefland von höchst triebkräftigem Kulturboden bedeckt ist. In diesem Gebiete weht der Duft der Orangenblüte wie auf Chios und Sicilien, glänzen die Myrten und bereitet der kaspische Walnußbaum kühlenden Schatten. Indes ist es unzweifelhaft, daß Palästina, zumal dessen südlicher, derzeit verödeter Teil, in alter Zeit besser bedacht war. Hinsichtlich der Sinai-Halbinsel ist es bekannt, daß viele Gelehrte die Möglichkeit bezweifelten, daß eine so große Volksmenge, wie die ausziehenden Israeliten, in einem wüsten Lande, wie dasselbe heutzutage ist, so viele Jahre sich aufhielten. Dieser Zweifel löst sich, ganz abgesehen von der Autorität der Heiligen Schrift, durch O. Fraas' glaubwürdige Hypothese, wonach für die Sinai-Halbinsel in jener Zeit ganz andere klimatische Verhältnisse vorauszusetzen sind. Damals soll das sinaitische Alpenland eine reich gesegnete Provinz Ägyptens gewesen und die tief eingreifende klimatische Änderung erst in der Zeit nach Moses eingetreten sein. Die Beweisgründe, welche der genannte Gelehrte zur Bekräftigung seiner Ansicht vorbringt, wirken überzeugend und geben den Schlüssel zu dem Rätsel, wie 2 Millionen Menschen 40 Jahre lang auf einem Erdraum bestehen konnten, der nur 25 000 qkm Flächeninhalt besitzt und heute kaum 5000 Beduinen zu ernähren vermag.

In Afrika weist die Mittelmeerflora ein ungemein beschränktes Gebiet auf. Es sind nur einige Striche unmittelbar an der Küste, welche an den Segnungen des mediterranen Klimas teilnehmen und mit Südeuropa ein einheitliches Vegetationsgebiet darstellen, sonst fällt der ganze Norden Afrikas in die Zone der Steppenwüsten. Am reichhaltigsten ist die Mittelmeerflora im Nil-Delta, dann — inselartig vereinzelt — im Hochlande von Barka und an den Küsten von Tunisien, Algerien und

Marokko. Über das höhlenreiche Tafelland von Barka, die Cyrenaïka des Altertums, erstrecken sich Weiden, Wälder und Gärten, während am tripolitanischen Rande und landeinwärts dürre Wüste liegt. Dort giebt es Blumenwiesen, von Myrtengebüsch umgeben, Berghänge, auf welchen die weiße Rose in unglaublicher Fülle wuchert. Dazu gesellen sich Rosmarin, Lorbeer und Oleander, die immergrüne Eiche, die Thuja, die Cypresse, der Johannisbrotbaum, kurz die ganze reiche Typenfülle der voll entwickelten Mittelmeerflora. In allen Strichen außerhalb ihres Verbreitungsgebietes ist die Palme der vegetative Charakterbaum.

Sie ist das „Wahrzeichen der dauernden arabischen Herrschaft". Als hätten die Streiter der Abbassiden den Gluthauch Mesopotamiens in die Ferne getragen, gedieh die Dattelpalme selbst auf den hohen Tafelländern Irans und an den Ufern des Kaspischen Meeres. Als das Arabertum wieder in seine ursprüngliche Umgrenzung zurückflutete, verschwand auch das Symbol seiner Herrschaft aus jenen kälteren Landstrichen. Umgekehrt aber sollten jene Länder, denen die arabische Invasion die Dattelpalme brachte — Sicilien und Andalusien — den herrlichen Baum auch dann noch behalten, als die spanisch-arabischen Dynastieen vom Boden hinweggefegt waren. Abderrahman, der erste Herrscher zu Cordoba, hatte um das Jahr 756 in dem Garten neben seinem Palaste eigenhändig die erste Palme auf spanischem Boden gepflanzt. Heute zählt man in Südspanien die Palmstämme nach Millionen.

Wahre Palmenländer sind das südliche Tunisien und die Oase Fezzan in Tripolitanien. Die Oase Uëd Suf besitzt mehr als 140 000 Stämme, die algerische Oase Uëd Rihr 600 000 Stämme. Das sind aber noch verschwindende Ziffern gegenüber derjenigen, welche die Oase Fezzan aufweist. Die Zahl der hier vorkommenden Palmenstämme wird nämlich auf 20—30 Millionen geschätzt. Der größte Teil derselben ist in festem Besitze; doch giebt es einzelne Oasen, deren Bäume herrenlos sind und von den Bewohnern der nächsten Oasen abgeerntet werden; jedem Vorüberziehenden ist es gestattet, von diesen Datteln, solange sie am Baume sind, soviel zu pflücken und zu essen, als ihm beliebt; nur darf kein Vorrat mitgenommen werden.

Nach der großen Lücke an den Gestaden von Tripolitanien zeigt die Zone der Mittelmeerflora sich in Tunisien wieder als schmaler Streifen, welcher gegen Algerien an Breite zunimmt und in Marokko beträchtliche Ausdehnung erlangt. Das algerische Klima hat große Ähnlichkeit mit dem von Spanien, Italien und dem südlichen Frankreich. Die Regenzeit fällt in den Spätherbst und ist durch ungeheuere Niederschlagsmengen ausgezeichnet. Das Winterhalbjahr ist eigentlich nichts anderes als ein langer Frühling, in welchem die Vegetation in ihrer ganzen Üppigkeit sich entfaltet. Dagegen ist das Sommerhalbjahr von außergewöhnlicher Trockenheit und nur an den Küsten einigermaßen erträglich. Die Vegeta-

tion zeichnet sich namentlich durch großen Reichtum an Palmen, Ölbäumen, dann an Citronen, Orangen und Bananen aus. Die Waldvegetation ist gleichfalls sehr reich. Allenthalben finden sich Pinus-Arten, Eichen, Eschen, Cedern, Pistazien und Mastixbäume, Karuben, Myrten u. s. w. Die algerischen Hochebenen enthalten einen unerschöpflichen Reichtum eines von der europäischen Industrie sehr gesuchten Rohstoffes, des Alfa-Grases.

In Marokko ist, sofern man von den Flußläufen und den Niederlassungen absieht, fast alles Land baumlos. Während der heißen Jahreszeit erstirbt die Vegetation. Alle Wiesen, Steppen und Felder liegen verbrannt da, in einen einförmigen, gelbbraunen Farbton getaucht; nur die Fächerpalme wuchert mit ihren harten, spitzen Blättern auf unabsehbaren Flächen, erhebt sich aber selten über Gestrüpphöhe. Ganz anders sieht es an den Flußufern und bei den Ortschaften aus. Hier gedeihen die Feldfrüchte vorzüglich, und um die Oliven-, Feigen- und Orangenbäume schlingt sich ungepflegt die Weinrebe mit armdicken Ranken empor und trägt Trauben von fabelhafter Größe, turmhohe Dattelpalmen erheben ihre Kronen einzeln oder in malerischen Gruppen zwischen den Gärten und vielfach neben den Moscheen der Niederlassungen, Oleander bedeckt dicht die Ufer der Bäche, Aloeen und indische Feigen bilden undurchdringliche Hecken, Jasmin und Rosen, Myrten und Lorbeer wachsen ohne Pflege allerorten; Wälder aber sieht man nur an der Nordküste. Hier sind die Höhen dicht mit Korkeichen und Gummisträuchern bedeckt. Der Orangenbaum kommt in erstaunlicher Menge und Größe vor, desgleichen der Citronenbaum, Mandel-, Granat- und Feigenbäume. Ein ausnehmend schönes Gewächs ist in diesem Lande der Erdbeerbaum. Auch fehlt es nicht an gewöhnlichen Obstbäumen; die Pfirsiche und Aprikosen erreichen eine unglaubliche Größe. Die Agave mit ihren 6—8 m hohen Blütenstöcken bedeckt die Bergesabhänge mitunter so dicht, daß man Mühe hat, vorwärts zu kommen.

Das Klima von Marokko ist noch etwas heißer als das des benachbarten Algerien und im Sommer nur an den Küsten einigermaßen erträglich. Aber auch hier ist die Hitze so groß, daß noch im Oktober der Erdboden mit breiten und tiefen Spalten durchrissen sich zeigt. In der Regel fällt den ganzen Sommer über kein Tropfen Regen und wölbt sich der Himmel in fast attischer Klarheit und Bläue über dem Lande. Im Spätherbst fällt der erste Regen, meistens in reicher Fülle; dann ist auch das dürr und verbrannt daliegende Land oft über Nacht gänzlich verändert: allerorten sprossen Lilien, Narcissen und andere Zwiebelgewächse, und der Boden bedeckt sich mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. Gegen Ende Februar gleicht das Land einem herrlichen grünen Teppiche, in welchen der Frühling tausendfältige Blütenzier einwebt.

II.

Völkerbewegungen.

Die Eroberung des Mittelmeeres durch die Phöniker. — Zur Urgeschichte Kleinasiens. — Die Hellenen. — Die Hebräer. — Die römische Weltherrschaft. — Nordafrika von der ältesten Zeit bis zum Auftreten des Islam. — Das arabisch-islamitische Weltreich. — Die Kreuzzüge und ihre Folgen. — Die letzten Jahrhunderte.

1. Die Eroberung des Mittelmeeres durch die Phöniker.

Die älteste Kulturbewegung am Ostrande des Mittelmeeres, wo die drei Erdteile der „Alten Welt" aneinander grenzen, ist in Bezug auf ihren Ursprung in völliges Dunkel gehüllt. Nach einer bekannten chaldäischen Urmythe hätten die Ureinwohner von Südost-Mesopotamien — Sumerer und Akkader — ihre Gesittung aus den Händen eines Gottes, des „Fischgottes" Oannes, erhalten. Man hat diese Mythe dahin gedeutet, daß es der Einfluß eines fremden Volkes war, welcher seinen Weg bis an die Gestade des Persergolfes gefunden hatte. Das konnte natürlich nur auf dem Meere geschehen, und zwar, wie man annimmt, von Ägypten aus.

Nun sind aber die Ägypter (als Hamiten) selber in unvordenklichen Zeiten aus Vorderasien nach dem Nillande abgezogen. Nach ethnischen Merkmalen hängen sie mit den meisten Völkern Vorderasiens zusammen und dürften, wie schon linguistische Elemente darauf hinweisen, den Semiten nahe verwandt sein. Wann dieser Auszug erfolgte, ist unbekannt. Die Stämme der Sumerer und Akkader, welche vor der Einwanderung der Chaldäer in Süd-Babylonien siedelten und deren geschichtliche Anfänge bis ans Ende des fünften Jahrtausends v. Chr. hinaufreichen, sind vielleicht im ethnischen Sinne dasselbe Volk wie die nachmaligen Ägypter. Die Oannes-Mythe ist erwiesenermaßen akkadischen Ursprunges.

Der Auszug der Hamiten erfolgte also in einer Zeit, in welcher Sprache und Kultur noch in den Anfängen der Entwicklung sich befanden; das giebt auch in Bezug auf die Akkader die Mythe vom „Fischgott" zu, da es dieser war, welcher die Urbewohner Chaldäas der Gesittung zuführte und sie über

Künste, Wissenschaften und Gesetze unterrichtete. Da inzwischen die Ägypter, dank der Abgeschlossenheit des Nilthales, eine ganz eigenartige Kultur zur Entwicklung brachten, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie dieselbe — immer die Freiheit des ältesten Seeverkehrs vorausgesetzt — an ihre in der Nacht der Barbarei verbliebenen Stammesbrüder am untern Euphrat weitergaben. Noch immer aber liegt dieser älteste ägyptisch-asiatische Seeverkehr in völligem Dunkel. Nur die spekulative Untersuchung zieht die Lichtspur von dem afrikanischen Erdteil zu dem asiatischen hinüber. In dieser Spur geht eine Lichtsaat auf, wenn wir eine halb und halb geschichtlich beglaubigte Thatsache in den Kreis unserer nächsten Untersuchungen ziehen.

Es ist nämlich viel über die Herkunft der Phöniker gedeutelt worden. Über ihr erstes Auftreten an der Küste von Syrien liegen keine bestimmten Zeugnisse vor. Überraschend ist, daß Herodot ihre Urheimat nach dem Persergolf verlegt, und thatsächlich erklärten noch zu Strabos Zeit die Bewohner zweier Inseln in dem genannten Golfe, daß ihre Vorfahren einst ans Mittelmeer gezogen seien. Zudem heißen diese Inseln Tyrus und Aradus, erinnern also an die gleichnamigen Örtlichkeiten an der phönikischen Küste. Der Inselname Arad hat sich in dem Persergolfe bis auf den heutigen Tag erhalten. Alles wäre klar, wenn in dieser hochwichtigen Angelegenheit eine positive Zeitbestimmung möglich wäre.

Es ist ja immerhin denkbar, daß schon Herodot irrte und daß die Zeitgenossen Strabos — eben jene Inselbewohner — etwas verkündeten, worüber ihnen jeder geschichtliche Nachweis fehlte. Da aber solche Vorstellungen und Überlieferungen immer ein hartnäckiges Leben hatten, können die gleichen Verhältnisse in Bezug auf den Ursprung der Phöniker nicht stillschweigend übergangen werden, um so weniger, als ein Ersatz für jene kümmerlichen Anhaltspunkte nicht vorhanden ist. Unwahrscheinliches ist ja nicht dabei. Konnten die altägyptischen Schiffe den Weg bis zur Euphrat-Mündung finden, so wird wohl auch erlaubt sein, die umgekehrte Richtung für den Zug der Phöniker zu beanspruchen.

Wir wissen, daß der große Ramses (Sesostris), dessen Regierung in die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. fällt, an der Straße von Bab-el-Mandeb ein Erinnerungszeichen — eine Inschrift — zurückgelassen hat. Die phönikische Wanderung rückt freilich noch um ein Beträchtliches hinauf. Daß aber zwischen Asien und Afrika bereits Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung keine ehernen Mauern aufgerichtet waren, beweist die ägyptische Sage, welche den „Belus" eine ägyptische Kolonie am Euphrat gründen läßt. Diodor (I, 28) spricht vollends von der Heranbildung chaldäischer Priester nach altägyptischem Muster durch eben diesen Belus. Kriege im Bereiche von Vorderasien führten bereits Könige der sechsten Dynastie, wie beispielsweise Pepi I. (3233 v. Chr.).

Wenn derlei gewaltige Ortsveränderungen im grauesten Altertum zu Lande möglich waren, müssen wir ihnen auch die See freigeben. Überdies ist der Zug der Phöniker nicht als „Völkerwanderung", sondern als unauffällige Auswanderung zu denken. Durch die Seepforte zwischen Arabien und Asien, das heutige „Thor der Trauer" (Bab-el-Mandeb), wo die Pracht der steinernen Blumenbeete, der herrlichen Korallenbildungen, schon die ältesten Seefahrer entzückt haben mag, ging die Fahrt durch das Rote Meer nach den Ufern des „Steinigen Arabien". Der weitere Weg ist leicht zu finden; denn zu Asdod an der philistäischen Küste stand ein Tempel des Gottes Dagon, der ein — Fischgott war. Von dieser philistäischen Küste ging schon im 24. Jahrhundert v. Chr. jene semitische Invasion Ägyptens aus, welche hier die Herrschaft der sogenannten „Hytsos-Könige" begründete. Zwei Jahrhunderte dauerte die Unterwerfung, anderthalb Jahrhundert hiernach die Gegenwehr, die endlose Reihe von Empörungen, bis unter Ahmes I. (Amasis) der letzte Fremde vertrieben war.

Von der philistäischen Küste sind auch, wie ein Kulturforscher nachzuweisen gesucht hat, die Pelasger ausgezogen, da das dürftige Land nicht mehr allen genügende Nahrung bot. Die Phöniker werden also kaum in ein Gelobtes Land eingezogen sein. Sie werden Kolonieen gegründet und sich ihren Erwerb durch die Schiffahrt verschafft haben. Daß dies Anlaß zum Seeraub gab, ist gar nicht zu bezweifeln. Unter der Regierung des großen Ramses, heißt es, brachen von den „nördlichen Inseln" her Seeräuber in Libyen ein, wo sie sich mit dessen Bewohnern verbanden und das ägyptische Reich bedrohten. Das waren sicherlich phönikische Piraten, welche schon lange vor Ramses das Mittelmeer unsicher machten. Da ein Seehandel in so entlegener Zeit kaum dem Namen nach bestanden haben wird, waren die Freibeuter auf die Plünderung der Küsten angewiesen. Auch unter Menephtah, dem Sohne Ramses-Sesostris', bedrohten Piraten, im Bunde mit Libyern, das Reich.

Wie lange dieser Zustand angehalten hat und auf welche Weise die phönikischen Kolonieen sich entwickelten, entzieht sich der geschichtlichen Kritik. Über die Gründungszeit der berühmtesten der phönikischen Städte, Sidon und Tyrus, liegen keine beweiskräftigen Daten vor. Nach Josephus soll Insel-Tyrus im Jahre 1233 v. Chr., dem Jahre der assyrischen Invasion, also unmittelbar nach der Zerstörung von Troja, gegründet worden sein. Es ist sonach eine offene Frage, ob Phöniker oder Assyrer die Gründer von Tyrus sind.

Dann sind noch andere Widersprüche nicht aufgeklärt. In der Ilias werden die Sidoner ausdrücklich genannt, nicht aber die Tyrer. Es fragt sich also, ob hier Homer, der ungefähr drei Jahrhunderte nach dem Untergange Trojas lebte, einen Anachronismus sich hatte zu schulden kommen

lassen, oder ob das Alter Sidons thatsächlich über die Heroenkämpfe der Danaer und Priamiden hinaufreicht. Denn es ist durchaus nicht sicher gestellt, ob Tyrus von Sidon aus gegründet, oder bloß neu kolonisiert wurde. Das letztere ist, wie wir weiter unten sehen werden, viel wahrscheinlicher. Tyrus ist eine uralte Stadt und läuft in dieser Beziehung der Rivalin Sidon den Rang ab. Dann kann aber auch das von Josephus angegebene Gründungsjahr von Tyrus nicht das richtige sein. Älter noch freilich sind nach einheimischen Überlieferungen Berytos (Berut) und Byblos.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß das Dunkel, welches die phönikische Urgeschichte der Forschung umgiebt, selbst in Bezug auf den Ursprung der großen phönikischen Mutterstädte sich nicht lichten will. Diese Zeit ist durchaus nicht so weit entlegen, daß man sich darüber in fabelhaften Vermutungen verlieren dürfte. Fast will es bedünken, daß dies Volk, welches das Meer beherrschte und das Geranke seiner überseeischen Beziehungen über den größten Teil der damals bekannten Welt ausbreitete — einem ungeheuern Baume zu vergleichen, der an wenigen Punkten einer fernen Küste wurzelte —, über seiner Weltstellung der Heimat vergaß.

In der That waren Stamm und Wurzeln längst morsch, als die Krone des phönikischen Lebensbaumes das ganze Mittelmeer beschattete. Die Vergangenheit scheint den Phönikern selber nur in unklaren Umrissen vorgeschwebt zu haben. Es schien für ihren nachmaligen Ruhm besser, daß die Grenze, wo die Freibeuterei und Seeräuberei ins geregelte Kulturleben überging, für alle Zeiten verwischt blieb. Ein Emporkömmling liebt es nicht, über seine Vergangenheit zu sprechen. Er erzählt auch nicht, wie er zu dem Gelde gekommen, mit welchem er sich seinen prunkenden Palast erbaute. Die Phöniker waren schlecht und recht die Träger und Verbreiter der ältesten Kultur im Mittelmeergebiet und sie sind nachmals der „Dünger" für alle möglichen neuen Nationen geworden.

Wenn wir die Gründungszeit von Tyrus und Sidon in das 15. Jahrhundert v. Chr. setzen, entspricht dies annähernd den Nachrichten, welche wir über die älteste Handelsthätigkeit der Phöniker besitzen. Die Einfälle in das ägyptische Reich unter Ramses-Sesostris und seinem Nachfolger beweisen, daß die Beherrscher des Mittelmeeres noch Jahrhunderte später, als sie bereits ehrlichem Erwerb nachgingen, den Seeraub nicht lassen konnten. Zur Begründung von entlegenen Handelsplätzen bedurfte es aber des Rückhaltes in der Heimat. Gewerbe siedeln sich nur in großen Städten an, und ohne Industrie-Erzeugnisse läßt sich ein einträglicher Handel nicht aufrechterhalten. Die Naturschätze von Phönikien und Syrien waren nicht so reichhaltig, am wenigsten aber den Umwohnern am Mittelmeer so außerordentlich kostbar, daß deren Absatz den Phönikern zu Reichtümern verholfen hätte. Die Quelle der letzteren lag ausschließlich in der kunstgewerblichen Thätigkeit.

Von den Uferhöhen der syrisch-phönikischen Küste schweift der Blick gerne über das herrliche blaue Mittelmeer. Die unbegrenzte Weite folgt dem Gange der Sonne, die ihre Strahlenspur nach dem fernen Westen trägt. Einem seefahrenden Volke mußte diese Ausschau nach einem noch verhüllten oceanischen Gebiete ungemein verlockend erscheinen. Gefahren konnten nicht zurückschrecken angesichts der viel unwirtlicheren Meere des Südens. Wer Arabien umschifft hatte, brauchte der Unternehmungslust auf der heitern Wasserflur des Mittelmeeres keine Schranken zu setzen. In der engern Heimat war in damaliger Zeit das Feld gewiß schon wohlbestellt, um Abschweifungen in die Ferne zu erlauben.

So gingen denn die schmalen, schnellfahrenden Fünfzigruderer in See. Das nahe Cypern, Kreta und die anderen griechischen Inseln waren das nächste Ziel. Uralte Zeugnisse melden das Erscheinen der Phöniker an diesen Küsten. Ihr Besuch mag nicht immer erfreulich gewesen sein. Eine der ersten Inseln, auf welcher die Phöniker sich festsetzten, war — nach dem Zeugnisse Diodors — Rhodus. Das gleichfalls phönikische Kypern bildete frühzeitig ein Reich für sich, ohne Beziehungen zu Rhodus. Die Überlieferung hat eine ungemein bezeichnende Fassung. Kadmos, der Sohn Agenors, zog aus, die „Jungfrau Europa" zu suchen. Vom Sturme nach Rhodus verschlagen, stiftete er hier dem Poseidon ein Heiligtum. In dem bereits vorhandenen Tempel der Athene zu Lindos legte er Weihgeschenke nieder. Es waren eherne Opferschalen mit Inschriften.

Daraus hat sich die andere Überlieferung gebildet, daß die Griechen durch Kadmos die ersten Schriftzeichen erhalten hätten. Kadmos ist auch der Gründer von Theben, beziehungsweise der Burg Kadmea. Der abweichende Bericht bei Herodot, daß Kadmos zuvörderst in Thera (heute Santorin) gelandet sei, läßt vermuten, daß die Phöniker gleichzeitig mehrere der griechischen Inseln besetzten. Die Besiedelung von Thasos ist allen alten Quellen gemeinsam. Sie geschah gewiß nicht deshalb, damit Kadmos in den Besitz der schönen Harmonia — eines Weibes von olympischer Herkunft — gelange, sondern der dortigen Goldlager wegen. Auf Seriphos lockte die Phöniker das dortige Kupfererz, wie die noch heute zu sehenden uralten Stollen andeuten.

Die Phöniker fanden auch den Weg durch die thrakischen Meerengen in den Pontos Euxenos und hüteten wohlweislich das Geheimnis der von ihnen an den kimmerischen und kolchischen Küsten gemachten Entdeckungen. Die Sage von dem Goldenen Vließ, auf welche wir weiter unten zurückkommen (S. 80), ist ganz gewiß eine Anknüpfung an dunkle Überlieferungen von einem Handels- und Eroberungszuge nach den Uferländern am Schwarzen Meere (und vielleicht auch über ihren Bereich hinaus). Die Spur dorthin aber hatten die Phöniker eröffnet.

In Argos drängten sich, wie Herodot berichtet, neugierige Königstöchter an die Herrlichkeiten phönikischer Waren heran. Da gelegentlich eine solche Prinzessin entführt wurde, hat man einerseits den Schlüssel zu der wahrscheinlichen Veranlassung des trojanischen Krieges — welcher aber nicht phönikischen, sondern phrygisch-ilionischen Freibeutern zur Last fällt —, andererseits den Fingerzeig, daß in so entlegener Zeit der Handelsgeist der Phöniker sich noch immer mit dem Hang zur Seeräuberei vertrug. Die Fünfzigruderer wurden erwiesenermaßen als Raub- und Kriegsschiffe verwendet. Erst später, als das Handelsergebnis größer wurde, bediente man sich des hochbordigen, mehr in die Breite als in die Länge gebauten „Gaulos". Zuletzt trat der große, immer bewaffnete Kauffahrer, das „Tarschisch-Schiff", in Thätigkeit.

Der Name desselben zeigt uns den Weg, den wir weiter zu nehmen haben. Tarschisch ist das ferne Spanien. Wenn es wahr sein sollte, daß ein phönikischer Gaulos mit seinen großen Segeln und seinen anderthalb Dutzend Ruderern die Strecke von einer Seemeile in einer Stunde zurücklegen konnte, dann kann das Mittelmeer unmöglich Schwierigkeiten räumlicher Art geboten haben. Wir erhalten alsdann folgende Etappen: von Byblos oder Berytos bis Kreta acht Tage; von hier bis Malta weitere acht Tage; alsdann ebensoviel bis zu den Balearen und weiter bis über die Meerenge von Gibraltar hinaus. Die gleichen Zeitmaße gelten von denselben Ausgangspunkten bis Smyrna und weiter bis Olbia, der entlegensten phönikischen Kolonie an der kimmerischen Küste. In der That stimmt das letztere Ausmaß mit dem Zeugnis des Diodor, wonach ein phönikisches Lastschiff nur zehn Tage benötigte, um von der Mäotischen See (Asowsches Meer) bis nach Rhodos, in weiteren vier Tagen bis an die Mündung des Nil zu gelangen.

Trotz alledem ging der Seezug nach Westen ins Unbekannte und muß den Phönikern selber als etwas bis dahin Unerhörtes gegolten haben. Nur unter diesem Gesichtspunkte läßt sich die Sage von dem phönikischen Herakles deuten. Dieser Heros, welcher zu Tyrus seinen berühmtesten und ältesten Tempel hatte, heißt Melkarth. An der westlichen Grenze des Mittelmeeres, wo durch den schmalen Sund zwischen Afrika und Europa die Wogen des Oceans hereinschlagen, setzte Melkarth seine Denksäulen, welche als „Säulen des Herakles" in die hellenische Überlieferung übergegangen sind. Melkarth also war ein berühmter Eroberer, welcher seiner Verdienste halber zu den Göttern aufrückte.

Selbstverständlich wurde das neue Gebiet nicht in Einem Anlaufe erworben. Es konnte nur etappenweise geschehen: auf Melite (Malta), in Unteritalien, auf Sicilien, an der Nordküste von Afrika und in Spanien. Immerhin fällt die Gründung von Gadeira (Gades, Cadix) in das zwölfte Jahrhundert v. Chr., also in die Zeit unmittelbar nach dem trojanischen

Kriege. Um sich jede Konkurrenz vom Leibe zu halten, hatten die Phöniker wahrscheinlich den ganzen Mythenkranz entworfen, den Homer in der „Odyssee" überliefert hat. Damit konnten sie alle, welche Lust verspüren sollten, es den Phönikern nachzuthun, in heilsamem Schrecken erhalten. Auch hinsichtlich des Atlantischen Oceans, welchen sie nachmals befuhren, um die „Zinninseln" und die „Bernsteinküste" zu erreichen, hatten sie Fabeln aus gleicher Veranlassung ausgebildet. Himilkos Bericht enthält die ungeheuerlichsten Dinge; ihr Urheber hat gewiß selber dazu gelächelt.

Da nun die Phöniker im ganzen Umkreise des Mittelmeeres ihre Kunsterzeugnisse absetzten, waren sie für dieses Gebiet die ältesten Kulturvermittler. Sie blieben es auch noch in dem hellenischen Altertum; der Glanz des griechischen Kulturlebens in dem nachmaligen Großgriechenland (Sicilien und Unteritalien), wo die Reichen in phönikischen Purpurkleidern einhergingen, ist nichts anderes als ein Abglanz phönikischen Reichtums und phönikischer Prachtliebe. Die „Herren des Mittelmeeres" hatten ja ihre besonderen Quellen, aus denen niemand anderer schöpfen durfte. Das Hinterland von Spanien gab jahrhundertelang unermeßliche Schätze; denn „die Ströme wurzelten dort in Silber". Wenn die Schiffe nichts mehr fassen konnten, machte man sogar die Anker von Silber.

Aber nicht nur die Hilfsquellen des Mittelmeeres standen diesen kühnen Seefahrern offen: sie umspannten mit ihrem Unternehmungsgeist die ganze damals bekannte Welt. Die Leitung der vielgedeuteten „Ophir-Fahrten" unter König Salomo (erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts v. Chr.) lag in den Händen phönikischer Kapitäne. Die Frage, ob dieses Ophir in Indien oder in den südafrikanischen Goldfeldern von Sofala zu suchen sei, ist an sich völlig gleichgültig. Die Phöniker waren sicher dort wie hier zu Hause, und wenn über diese Handelswege weiter nichts bekannt wurde, so entsprach dies ganz der Gewohnheit der Phöniker, ihre Entdeckungen und Errungenschaften nicht an die große Glocke zu hängen. Weiß man doch, daß die arabischen Kaufleute, welche vor der Umsegelung Afrikas durch Vasco da Gama an der Straße von Mozambique Handelsniederlassungen gegründet hatten, jedem europäischen Reisenden sagten, es wäre am Äquator so heiß, daß das Meer sich in kochendem Zustande befinde und unbeschiffbar sei. Auch diese geflissentlich in die Welt gesetzte Fabel erweckt den Verdacht, die arabischen Kaufleute hätten sie erfunden, um fremde Besucher abzuschrecken. Genau so wird es sich mit den Phönikern verhalten haben. Zur Zeit des Pharao Necho II. (Ende des siebenten Jahrhunderts v. Chr.) hatten die Phöniker ja erwiesenermaßen Afrika umschifft, ohne daß von dieser großartigsten See-Unternehmung des Altertums Näheres bekannt geworden wäre.

Zwei Jahrhunderte noch nach Salomo waren die Phöniker Alleinherrscher auf dem Mittelmeere; dann trat ein Umschwung ein. Halten wir

zuvörderst fest, welch reges Leben, welch mannigfaltige Anknüpfungen an diesem herrlichen Seebecken mit seinen heiteren, von der Natur mit außergewöhnlichen Reichtümern bedachten Ufern schon vor alters vorhanden waren. Der Urahn der Etrusker soll kein Geringerer gewesen sein als Pelops selber, der Tantalide, welcher an der Grenzmarke aller althellenischen Überlieferungen steht. Die Etrusker aber sind identisch mit jenen „Tyrrhenern", welche lange Zeit — wann, wird nicht überliefert — auf den griechischen Gewässern umherirrten und zuletzt im östlichen Ligurien sich festsetzten.

Dort gründeten sie die Hafenstadt Pisa; der Name Pisa aber bedeutet auf lydisch „Hafen" [1]. Nach paphlagonischer Überlieferung soll Pelops in Etrurien eingewandert sein. Da die paphlagonischen Heneter (oder Veneter) die Gegenden am nordwestlichen Rande der Adria (von Kleinasien aus über Illyrien) besiedelten, mögen sie diese sagenhafte Ausgestaltung der tyrrhenischen Wanderung und Kolonisation — auf Grund ihrer Beziehungen zu dem benachbarten Etrurien — entweder von den Etruskern gehört oder denselben angedichtet haben. Mehr als spekulative Schlußfolgerungen sind nicht zulässig, da alle geschichtlichen Zeugnisse fehlen.

Will man die mythische Lesart in eine geschichtliche umgestalten, so ist es erlaubt, an die Stelle eines Personennamens einen Ländernamen zu setzen — statt Pelops den Peloponnes. — In der That weisen die „Weihgeschenke der Tyrrhenerfürsten" zu Olympia auf eine fortgesetzte Verbindung der lydisch-etruskischen Tyrrhener mit dem Mutterlande. Ja noch mehr: tyrrhenische Fürsten sollen einst über die Achäer des Peloponnes geherrscht und diese Herrschaft auch über das Gebiet von Phokis ausgedehnt haben.

Dieses Phokis ist aber für uns der Ausgangspunkt einer weitern Untersuchung, auf welche wir sofort zurückkommen werden. Vorangehend nur noch eine Bemerkung: sind diese Kulturbeziehungen außerhalb Griechenlands in einer Zeit, wo die dorische Barbarei im Peloponnes noch ihr Unwesen trieb und der Gesetzgeber Lykurgos noch nicht geboren war, nicht im höchsten Grade überraschend? Die Einschnürung des antiken Gesichtskreises, welche unsere Hellenisten als Vorbedingung alles klassischen Verständnisses als unanfechtbar aufgestellt hatten, ist längst als eine Schrulle entlarvt. Wenn die Sonne leuchtend über den Bergen Asiens aufsteigt und jeder dieser Gipfel, in fortlaufender Reihe bestiegen, immer wieder neue Weiten im Osten eröffnet: dann darf dieselbe Sonne auch im Westen nicht hinter einer chinesischen Mauer, wie sie Ottfried Müller und seine Schule aufgeführt hatten, niedersinken.

Wie widersinnig das ist, weiß derjenige zu beurteilen, der jemals vom ionischen Meere, von der Nordwestküste Griechenlands aus zu Schiff nach

[1] Siehe Jablonski, Opuscula III, dissert. de lingua lydica.

Norden gefahren ist. Es geht der Adria entgegen, an deren Eingangspforte Korfu liegt. Bis hierher mag einst der phönikische Einfluß gereicht haben; denn die Beschreibungen Homers von dem Palaste des Phäakenkönigs — immer vorausgesetzt, daß der Dichter bei der Schilderung Scherias Korfu vor Augen hatte — weist auf orientalischen, d. h. phönikischen Geschmack hin. Namentlich der Aufwand von Erztafeln und Metallverkleidungen ist auffallend.

In die Adria scheinen die Phöniker nicht eingedrungen zu sein. Das barbarische Illyrien bot ihnen weder Tauschprodukte, noch war es ein Absatzgebiet für Erzeugnisse des asiatischen Kunstgewerbes. Ein semitischer Stamm aber — die Pelasger — war den Phönikern vorausgegangen, wie auf Rhodos, woselbst der vom pelasgischen Danaos zu Lindos erbaute Athene-Tempel bereits stand, als Kadmos dort anlangte. Die Pelasger kamen nicht als Handeltreibende, sondern als Auswanderer (was ja ihr Name bedeutet). In den Ebenen am Adriatischen Meere traten sie nachweisbar als Ackerbauer, Erbauer von Kanälen zur Entsumpfung der Flußebenen (z. B. an den Po-Mündungen) und als Städtegründer mit kyklopischen Ummauerungen auf.

An der Neige des neunten Jahrhunderts v. Chr. — also in der Zeit, wo der früher erwähnte Umschwung in der Machtstellung der Phöniker vor sich ging — kam ein hellenischer Stamm nach Italien herüber. In der Straße von Otranto ist das Adriatische Meer selbst in Ruderschiffen in wenig mehr als zwei Tagen zu kreuzen. Ein großes Kunststück ist also diese Seefahrt nicht, und es war auch kein solches für jenen auswandernden Stamm. Von Bedeutung ist es, daß derselbe aus Phokäa kam. Der Weg führte die Auswanderer nach Etrurien, also zu ihren vormaligen Herren.

Die Auswanderung kann auch auf Einladung der letzteren stattgehabt haben und eine Folge fortgesetzten Verkehrs der Etrusker mit Griechenland gewesen sein. Auch das etruskische Korsika wurde vorübergehend von den Phokäern besiedelt. Im achten Jahrhundert ist bereits ein Teil von Unteritalien und Sicilien griechisch. Den Phokäern waren Chalkider, Lakedämoner, Dorer und Joner gefolgt. Syrakus, Messana, Megara, Hybläa, Leontini waren dorische, Catana, Naxus, Mylä ionische Gründungen — insgesamt dem achten Jahrhundert angehörig. Im siebenten Jahrhundert fällt auch ein Teil von West-Sicilien in die Hände der Griechen und es erstehen die blühenden Kolonieстädte Selinunt und Gela, im sechsten Jahrhundert Akragas (Agrigent) u. s. w.

Am gefährlichsten für die Phöniker aber wurden die Phokäer. Sie waren die ersten, welche „naves longae“ bauten und mit diesen selbst nach den entlegensten Besitzungen ihrer Rivalen, nach Tarschisch, fuhren, wohin kurz vorher die Samier auf einer abenteuerlichen Fahrt durch Zufall ver-

schlagen worden waren und von wo sie große Reichtümer zurück nach Hause gebracht hatten. Die Phokäer waren auch die Gründer von Massilia (Marseille) an der ligurischen Küste. Massilia und Alalia, letzteres auf der Ostseite von Korsika gelegen, waren blühende phokäische Gemeinwesen. Bekanntlich ist von Massilia aus auch eine berühmt gewordene Fahrt nach dem „Ultima Thule" unternommen worden.

Noch vor diesen Umgestaltungen — etwa im Beginne des ersten Jahrtausends — waren die Phöniker durch die Großmachtsbestrebungen der Assyrer und Ägypter in ihrer Heimat zu einer Schattenmacht herabgesunken. Es mußten also neue Stützpunkte gesucht werden. So entstand schon etwas früher (im elften Jahrhundert) Utika und eine ältere sidonische Kolonie auf der Stelle des nachmaligen Karthago, alsdann dieses letztere, wahrscheinlich zu Ende des neunten Jahrhunderts, als tyrische Neugründung. Karthago wurde zum neuen phönikischen Machtcentrum und hatte die älteren Gründungen, Utika und Hippo, weit überflügelt. Man hatte von den Griechen gelernt, daß es nicht genüge, um einen weitverzweigten Handel in Händen zu behalten, bloß Faktoreien und Städte zu gründen, sondern daß es zu ersterem Zwecke auch starker Heere und wohlausgerüsteter Kriegsflotten bedürfe. Die Civilisation mußte also, dank der eingetretenen Rivalität, durch Waffen geschützt werden. So wurde Karthago der erste Seewaffenplatz im Mittelmeere.

Vom siebenten Jahrhundert an erlebt das westliche Mittelmeer das bis dahin ungekannte Schauspiel, wie überallhin den Kauffahrern die Kriegsgeschwader folgen. Sardinien wird erobert, auf Korsika der phönikische Übermut gedämpft. Furchtbare Kämpfe entbrennen auf Sicilien, wo manche herrliche Stadt im Getümmel des Krieges untergeht. Die hohen Tempel stürzen ein, Seuchen decimieren zuerst die Heere und entvölkern dann das Land. Was der punische Nimmersatt an das Gestade der Insel an Menschenmassen wirft, verschlingt die Pest. Allenthalben rennen die Sturmböcke gegen die gewaltigen Quadermauern. Im Bürgerkriege vernichten sich Kroton und Sybaris in Unteritalien.

Schon zeigt sich — die Entfernung ist ja nach allem, was wir in diesem Buche bisher auseinandergesetzt haben, nicht so groß — ein anderes drohendes Unwetter am asiatischen Gesichtskreis: der Welteroberer Dareios. Niemals ist auf einem Fleck Erde der Selbstsucht der Civilisation zuliebe so viel Blut vergossen worden, als auf Sicilien. Das währte durch Jahrhunderte, bis die Römer dem grausigen Spuk ein Ende bereiteten. In den punischen Schlachten ist der letzte Feuerbrand des phönikischen Geistes erloschen, nachdem jener längst die milde Flamme der Kultur aufgesogen hatte. Die phönikische Sprache aber erhielt sich, wenigstens an den von den ferneren Umgestaltungen am wenigsten berührten Ufern des Syrtenmeeres, bis ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Den phönikischen Baum, der gut ein Jahrtausend das Mittelmeer beschattete, haben wir kennen gelernt. Es ist nun an der Zeit, auch von den Wurzeln, beziehungsweise von dem Stamme dieses gewaltigen Kulturgewächses etwas zu erfahren. Wie in der Pflanzenwelt die Fortpflanzung von den Blüten und Früchten, welche an den Zweigen sitzen, ausgeht, so sind auch für uns die phönikischen Kolonieen von weitaus größerem Interesse als das Mutterland. Dort ist die Saat niedergegangen, welche aller abendländischen Kultur die Wege bahnte. Das Mutterland ist nur die Vorratskammer, aus welcher die tausendfältigen Saatkörner entnommen wurden.

Wenn wir im Geiste wieder dorthin zurückschiffen, von wo wir ausgezogen — mitten zwischen den Ufern hindurch, wo allerorten die phönikische Erinnerung lebendig geblieben ist —, müssen wir von diesen selbst Abstand nehmen und den Anfang der blendenden Erscheinung vor Augen behalten. Unsere Ziele sind also Sidon und Tyrus, und was sonst an den Küsten Melkarths und der Astarte in den Bereich dieser Schlußbetrachtungen fällt. Manches altehrwürdige Mauerwerk am Wege verlockt zu neuen Unterbrechungen. Wir beachten es nicht, so wenig wie die seltsamen Grabtürme, die einst über den libyschen Sand oder die Inselstädte der Phöniker aufs Meer hinausschauten.

Im weitern geistigen Gesichtskreis gliedert sich noch einmal die tyrrhenische Vorzeit an. Auch hier gäbe es eine Nachlese von seltsamen Gestalten und Erscheinungen. Die lydischen Pfeifer von Sparta, die tyrrhenischen Trompetenbläser von Argos, die lärmenden Kultsitten der Lyder, olympische Aufzüge, gleich jener Geißelungsscene der eleischen Epheben am Grabe des Pelops, die seltsamen Hundeopfer im Phokäon zu Sparta, mit dem weitern Hintergrunde von asiatischen Kyklopenbauten und den dem hellenischen Boden fremdartigen Grabpyramiden: das alles gehört zu dem nördlichen Halbbogen jenes Kulturkreises, der sich von Asien über ganz Südeuropa erstreckte und von den Phönikern über Afrika zum Abschluß gebracht ward.

Ehe noch die Schneespitze des Hermon und die nackten libanesischen Berge aus der blauen Fläche des Meeres sich erheben, schlagen wir das Buch des Propheten Ezechiel auf. Er spricht von den Tyrern und ihrer herrlichen Stadt — ein Hymnus, der aus dem Grabe heraufklingt. „Im Herzen der Meere sind deine Grenzen, deine Bauleute haben deine Schönheit vollendet. Dir bauten sie aus Sanirs Tannen alle Tafelwerke, vom Libanon nahmen sie Cedern, um die Mastbäume zu fertigen. Von Basans Eichen machten sie dir deine Ruder, deine Ruderbänke von Elfenbein, auch Buchsbaum von den Inseln der Chittäer (Kypern) her. Deine Segel waren von gestickter Leinwand aus Ägypten und dienten dir zu Flaggen. Himmelblau und purpurn, von den Inseln Elisa her, waren deine Decken. Sidons und Arads Bewohner waren deine Ruderknechte; deine Geschicktesten,

Fig. 11. Sur oder Tyr —

malige Tyrus.

o Tyrus, waren deine Steuerruderführer. Die Ältesten und Kunstverständigsten aus Gabal waren bei dir; alle Schiffe des Meeres und ihre Schiffsleute fanden sich bei dir ein, um Handel mit dir zu treiben."

Wir haben das phönikische Leben mit einem ungeheuern Baume verglichen, der in der Küste von Syrien wurzelte und seine Krone über das ganze Mittelmeer ausbreitete. Die Befruchtung dieses weiten Erdraumes ging von Ästen und Zweigen aus. Aber wie das Astwerk eines Baumes völlig zu Grunde gehen kann und zuletzt nichts übrig bleibt als der morsche Wurzelstock, so auch hier. Während Karthago, Utica und die anderen kolonialen Großstädte vom Erdboden verschwunden sind, haben wir Tyrus und Sidon noch immer leibhaft vor Augen, allerdings in der kümmerlichen Metamorphose von arabischen Hafenstädten.

So haben die phönikischen Wurzelstöcke wenigstens äußerlich sich durch weitere Jahrtausende erhalten. Noch steht die Inselstadt von Tyrus (Fig. 11), in welcher Alexander der Große so furchtbar gehaust hatte. Aus Schutt und Lohe steigt das Schreckbild von 2000 Tyrern, welche der Bezwinger Asiens ans Kreuz schlagen ließ. Aber die festländische (ältere) Stadt, Palätyrus, ist vom Erdboden verschwunden. Wo der berühmte Tempel des Melkarth-Herakles gestanden, ist mit Sicherheit nicht mehr nachzuweisen. Einige verlegen ihn auf das zweite, später in den Wogen versunkene Eiland, andere (darunter Renan) in das eigentliche Insel-Tyrus. Merkwürdig genug führt Tyrus heute den Namen, den es in ältester Zeit hatte — Tyr. Anfang und Ende sind sich aber in diesem Falle wahrlich nicht gleich.

Auch Sidon hatte ein Ende mit Schrecken erlebt. Es wurde einige Jahrzehnte vor Tyrus infolge eines Aufstandes gegen Artaxerxes III. Ochus von diesem zerstört; es sollen dabei 40 000 Menschen ums Leben gekommen sein. Die Stadt hatte sich die Lehre gemerkt und Alexander unbeanstandet eingelassen.

Von den uralten phönikischen Mutterstädten hat sich nur eine, und zwar gerade die älteste, wieder verjüngt — Beirut, das noch den alten Namen trägt. Wer aber phönikische Bauweise sehen und überhaupt phönikischen Geist auf sich einwirken lassen will, muß nordwärts hinauf zur Insel Ruad, d. h. Arad, deren ungeheuere Mauern zum Teil noch erhalten sind. Im Westen fällt eine steile Felswand ab, vielleicht von denselben Steinmetzen behauen, welche auf König Hirams Geheiß für Salomo arbeiteten. Das Meer, welches einst die herrlichen phönikischen Flotten nach allen Enden der Welt trug, schlägt grollend an diese riesigen Leichensteine der Geschichte. Aber der Donner der Brandung ist gleichwohl so ohnmächtig wie das Menschentum selbst. Die Grabtürme, welche vom Ufer her aus Dickicht und Schutt zur Insel herüberschauen, sind dieselben, welche man allenthalben von diesem Gestade bis in die tunisisch-tripolitanischen Wildnisse hinein gefunden hat: Signalsäulen eines verschollen gegangenen Volksgeistes.

Nördlich von Ruad liegt Dschelibi, das einstige Gabala, die Heimat des Kadmos. Es ist der Ausgangspunkt der phönikischen Eroberung des Mittelmeeres und als solcher gewiß noch bedeutsamer, als alle anderen, viel berühmteren phönikischen Mutterstädte. Das elende Araberneſt Dschelibi darf für sich den Ruhm beanspruchen, als Örtlichkeit identisch mit dem Lichtpunkte zu sein, von wo aus sich der erste Schein der ältesten mittelländischen Civilisation nach Westen hin verbreitete.

2. Zur Urgeschichte Kleinasiens.

Mit der vorstehend gegebenen Übersicht über die Entwicklung der phönikischen Seeherrschaft im Mittelmeere hängen gleichzeitige, zum Teile sogar der ältesten kulturellen Eroberung des fraglichen Gebietes vorangehende Völkerbewegungen zusammen. Ein chronologisch gleichmäßiges, alle diese Küsten umfassendes Bild zu liefern, ist natürlich nicht möglich. Wir können dies nur etappenweise im räumlichen Sinne und nicht ohne Sprünge im zeitlichen Sinne bewirken.

Während des Auf- und Niederganges phönikischer Macht haben sich auch andere Völker entwickelt und sind zum Teile vom Schauplatze wieder verschwunden. Ja die ältesten Kulturbahner in diesem Gebiete selber sind auf noch ältere, erbgesessene Völker gestoßen, die wir nicht übergehen können. Ziehen wir daher zuvörderst jene Länder in Betracht, welche in der Kette geschichtlicher Entwicklungen und ethnologischer Umgestaltungen als erstes Glied eintreten: die Gebiete zu beiden Seiten des Griechischen Meeres, wo sich die ideale Brücke zwischen Asien und Europa spannt.

Nächst der leidigen Politik haben die Völkerkunde und die kulturgeschichtlichen Uranfänge der Länder Südost-Europas in neuester Zeit das Interesse aller gebildeten Kreise lebhaft erregt. Sorgen die Diplomaten seit geraumer Zeit für vorübergehende Aufregung in der politischen Welt, so haben andererseits Gelehrte und Forscher eine gewisse Aktualität auf Dinge übertragen, die sonst nicht in den Bereich der flüchtigen Tagesgeschichte gehören. Ihren Entdeckungen lauscht man in milden Stimmungen, wie etwa einer melodischen Zwischenaktsmusik in den Pausen innerhalb der dramatisch bewegten Akte. Gleich den Ereignissen der Gegenwart selber spielen sich jene Zwischenfälle zu beiden Seiten des Hellespont ab. Der Eingeweihte kennt die Etappen: Ilios-Mykenä, Pergamos-Tiryns. Dort hat man eine geistige Errungenschaft zu verzeichnen, welche man die „Wissenschaft des Spatens" genannt hat. Von Jahr zu Jahr feiert sie größere Triumphe. Uralte Bildungsstätten, welche bis jetzt von dichtem Sagennebel umhüllt waren, stiegen mit ihren Wunderdingen aus dem Erdboden, über welchen zahlreiche Geschlechter teilnahmslos hinweggeschritten sind. Zunächst fällt der Schutt auf der einsamen Scheitelhöhe des Burghügels von Hissarlik, wo Schliemann den „Schatz des Priamos" hebt. Alsdann thaten sich die

uralten Königsgräber von Mykenä auf und Tausende von Menschen strömten von allen Seiten der Argolis zusammen, um die aufgedeckten Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Zum erstenmale seit 2344 Jahren (Mykenä wurde 468 v. Chr. von den Argivern zerstört) erhielt die Akropolis von Mykenä wieder eine Besatzung, deren Wachtfeuer bei Nacht in der ganzen Ebene von Argolis sichtbar waren. Auf Mykenä folgte Olympia, wo der deutsche

Fig. 12. Das „Sesostris"-Bild zu Nimfi bei Smyrna.

Forschertrieb und deutsche Fachkenntnis die längst vergessenen Herrlichkeiten des stillen Kladeos-Thales aus dem Moder der Jahrtausende hervorgezogen hatten.

Man weiß, daß die Altertumsforscher mit dem hellenischen Boden allein sich nicht begnügten. Es war nicht ausschließlich Ilios, das die Forscherlust reizte. Auf dem Boden von Vorder-Kleinasien ist noch vieles, ja das meiste aus den vorgriechischen Epochen unenthüllt, unentdeckt, trotz fleißiger

Nachforschungen. Nach wie vor muten uns die felsgehauenen Totenstädte von Lykien, die Felsburgen Pisidiens — die Stätten, an welchen der Alexanderzug vorüberführte —, die Denkmäler Kariens und Pamphyliens halb rätselhaft an. Wo lag jenes Kelänä, auf dessem Marktplatze sich einst ein Schlund öffnete und nicht wieder schließen wollte, bis des Königs Midas Sohn, Anchuros, zu Pferd sich hineinwarf? Wo haben wir die Stätte von Gordium zu suchen mit jener Burg, in der man den altertümlich rohen Wagen der phrygischen Urkönige Gordios und Midas aufbewahrte, dessen künstliche Knotenverschlingung der makedonische Alexander kurzweg entzweihieb? In manche vorgeschichtliche Rätsel hat man Licht gebracht. So Karl Humann (der Finder der großartigen pergamenischen Gigantomachie), der die „Stadt des Tantalos" auf dem Sipylos bei Smyrna entdeckte. Eine namhafte Zahl von Gelehrten, wie Texier, Hamilton, Chandler, Pococke, Prokesch-Osten, hatte sich die Frage aufgeworfen, wo die drei bei Pausanias erwähnten Örtlichkeiten: der „See des Tantalos", das „Grab" dieses Stammvaters des unseligen Atriden-Geschlechtes und der „Thron des Pelops", zu suchen seien.

Daß alle drei auf den Sipylos zu verlegen waren, ging aus der genannten Quelle, welche ausdrücklich dieses Gebirge nennt, klar hervor. Eine andere Handhabe bot Herodot, der im 106. Kapitel des II. Buches sagt: „Es sind (auch) in Jonien zwei Bildnisse dieses Königs (Sesostris) in den Felsen gemeißelt, das eine auf dem Wege von Ephesus nach Phokäa, das andere auf dem von Sardes nach Smyrna." Weiter folgt die genaue Beschreibung der beiden Felsskulpturen, die uns seit längerer Zeit bekannt sind und auch vielfach abgebildet und beschrieben wurden. Die eine befindet sich bei Nimfi (Fig. 12), die andere am Sipylos, nicht weit vom Wege nach Kassala; die letztere hat zu mehrfachen Kontroversen geführt, und heute erkennt man in der arg verwitterten Kolossalfigur keinen Sesostris (was richtig ist, da auch das Nimfi-Bild keinen ägyptischen, sondern einen assyrischen Herrscher darstellt), sondern bald eine Niobe, bald die Göttermutter Kybele, deren Tempelreste bei Sardes Berühmtheit erlangt haben.

Diese Streitfrage, sowie die Thatsache, daß Texier den heutigen kleinen See Kyz-Göl mit jenem „See des Tantalos" für gleichbedeutend erklärte und die auf dem Sipylos vorhandenen Trümmer einer Akropolis für die Reste der alten Tantalis, des Stammsitzes der Atriden, annahm, war für Humann, der sich im Bereiche von Smyrna seit einem Jahrzehnt wie zu Hause fühlte, verlockend genug, um ihn zu weiteren Nachforschungen anzuspornen. Er wählte zu diesem Ende ein Gebiet, das bis dahin noch kein Europäer betreten hatte. Wohl hatte man Kunde von dem „Grabe des Tantalos", doch beruhte dieselbe nur auf Vermutung. Humann gab sich damit nicht zufrieden und war entschlossen, Licht in das Sagendunkel zu bringen. In Gesellschaft eines Kalkbrenners drang er unerschrocken in die Wildnis des Sipylos ein:

Ungeheuer waren die Strapazen, die er zu überwinden hatte. Das Gebirge steigt in mächtigen, steilen Terrassen an und ist gänzlich pfadlos. Nur an einer Stelle oberhalb des „Niobe"-Bildes entdeckte man einen in den Fels gehauenen Steig; an seine Benützung konnte indes nicht gedacht werden, da abgestürzte Felsblöcke jedes Vordringen verwehrten.

Der nächste Erfolg des beispiellos beschwerlichen Kletterganges war die Auffindung einer merkwürdigen, in den Fels gehauenen Doppel-Nekropole. Hier umzukehren, war dem Entdecker wohl nicht zuzumuten. Es wurde daher der beschwerliche Marsch fortgesetzt, immer höher hinauf in die totenstille Einsamkeit des einstigen Atriden-Heims. Seit Jahrhunderten war hier keine menschliche Stimme erklungen. So gelangte Humann auf die sagenverklärte Höhe. Der Felsrücken (350 m über dem Meere) ist nur etwa 25 m breit und fällt nach zwei Seiten in tiefe Abgründe ab. Gleichwohl zeigte dieser beschränkte Raum Spuren von Wohnungen, etwa 20 an der Zahl, welche in den Fels gehauen waren und an deren Rückwänden man noch die Löcher für die Deckbalken gewahrt. Auch in den Fels gehauene Cisternen sind zu sehen. Das Ganze aber schließt im Osten, wo der Fels am höchsten ist, ein in Stein gehauener Thronsessel von riesigen Verhältnissen ab, offenbar jener „Thron des Pelops", von dem Pausanias berichtet. Wie viele Menschen mögen ihn in den letzten dritthalb Jahrtausenden gesehen haben, im Hinblicke auf die Thatsache, daß die „Stadt" des Tantalos schon zur Zeit des Homer verschollen war?

Man kennt die Sage von Tantalos, dem „König zu Sipylos in Phrygien". Von den Göttern durch Glücksgüter begünstigt, durfte er sogar an deren olympischen Mahlzeiten teilnehmen. Dadurch verpflichtet, lud er die Unsterblichen zu einem Festmahle auf seiner Burg, und um ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen, setzte er ihnen seinen eigenen Sohn Pelops, den er geschlachtet hatte, zur Speise vor. Alle Götter erkannten das Gericht, nur Ceres in ihrem Schmerze über Proserpina merkte nichts und aß eine ganze Schulter davon. Die Götter erweckten zwar den Pelops wieder und gaben ihm statt der eingebüßten Schulter eine andere von Elfenbein; den Tantalos aber verurteilten sie zu der bekannten Strafe, über die in der „Odyssee" umständlich zu lesen ist:

Auch den Tantalos sah ich, umhüllt von schrecklicher Drangsal,
Mitten im Teich da stehen, der nahe das Kinn ihm bespülte.
Lechzend stirbt er vor Durst und den Trunk nicht kann er erreichen;
Denn so oft sich bückte der Greis, nach dem Trunke verlangend,
Schwand ihm das Wasser zurück und versiegte, daß um die Füße
Schwarz der Boden erschien; denn es trocknete solchen ein Dämon.
Ragende Bäume auch neigten ihm fruchtbare Äst' um die Scheitel,
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgesprenkelter Äpfel.
Aber sobald aufstrebte der Greis, mit den Händen sie haschend,
Schwang ein stürmender Wind sie empor zu den schattigen Wolken.

Archäologische Entdeckungen auf uralten Kulturstätten bringen, wie es in der Natur der Sache liegt, auch Licht in ungelöste anthropologische und ethnologische Fragen. Zu entgültigen Entscheidungen haben diese Forschungen nicht geführt, auch die Schliemannschen nicht. Die ethnologische Wissenschaft ist noch lange nicht so weit, um in die ältesten Völkerbeziehungen zu beiden Seiten des Ägäischen Meeres Klarheit zu bringen. Was also im Nachfolgenden dargelegt wird, ist gewissermaßen nur „Forschungsmaterial", gegen das sich nach Thunlichkeit ankämpfen läßt.

Unter den Schauplätzen, welche durch lange Zeiträume Zeugen großartiger Völkerflutungen und staatlicher Umwandlungen waren, sind wohl jene, welche rings um das Schwarze Meer gelagert sind, zu den merkwürdigsten zu zählen. An der Schwelle von Asien und Europa gelegen, sind sie die Thore, durch welche schon in grauer Urzeit in unsern Erdteil Völker einzogen, die ihn erst in das Gesichtsfeld der Geschichte einrücken. Aus dem Dunkel unerforschbarer Zeiträume treten zuvörderst die undeutlichen Umrisse einer Begebenheit, welche den Ausgangspunkt des abendländischen Völkerlebens bildet: die Wanderung der Arier aus den Steppenländern von Innerasien nach dem Westen. Den Reigen eröffneten die Kelten, welche bereits den ganzen mittlern Teil von Europa bis zur atlantischen Küste innehatten, als der zweite arische Urstamm, die Gräko-Italiker, nachrückten. Es wäre müßig, darüber Forschungen anzustellen, welche Wege diese Wandervölker eingeschlagen hatten. Die Wege waren ihnen gewissermaßen von der Natur vorgezeichnet. Von den Kelten, welche nur sporadisch in die südlichen Halbinselländer von Europa einströmten, ist anzunehmen, daß sie um das Schwarze Meer nordwärts herum nach Westen vordrangen. Bei den Gräko-Italikern sind die geschichtlichen Umrisse ihres Wanderzuges und Wanderzieles vorhanden. Die gesamte ethnische und kulturelle Entwicklung des europäischen Südens, der Zusammenhang der letztern mit dem geistigen Leben der Völker Vorderasiens deutet auf das Vordrängen der zweiten arischen Völkerfamilie in der Richtung von Eran durch die Länder der späteren semitischen Kulturvölker nach den Gestaden des Mittelmeeres. Um das erste Jahrtausend, vielleicht etwas früher, mögen die Germanen ihre innerasiatischen Heimsitze verlassen haben. Ihre Wanderspur führt nach dem Norden Europas. Denselben Weg zogen nachmals die Slaven, mit welchen die arische Wanderung in ihren großen Umrissen abgeschlossen ist.

Kleinere Nachschübe aber hatten niemals aufgehört; in ihren Kreis fallen die zahlreichen arischen Völkerschaften, von denen wir seit dem fünften Jahrhundert (durch Herodot) Kenntnis haben. Sie siedelten (als Skythen, Sarmaten ꝛc.) am Nordrande des Schwarzen Meeres und griffen über die Donau nach Thrakien hinein, das sie vollständig erfüllten. Die Thraker waren in zahlreiche Stämme und nicht minder zahlreiche Staatswesen zersplittert.

Am berühmtesten sind in der Geschichte die Geten geworden, welche Nachbarn der Skythen waren und bereits in dem denkwürdigen Feldzuge des Dareios gegen die letzteren (513 v. Chr.) in den Vordergrund traten. Im Osten der Hämus-Halbinsel hatten die Stämme der Krobizen und Tirizen und südlich des Hämus die Skymniaden als Nachbarn der griechischen Kolonieen sich bemerkbar gemacht.

Auf diesem Boden von Europa aber haben wir vorläufig noch nichts zu suchen. Wir stehen noch immer an der Schwelle des westlichsten Asien und müssen hier die Fäden zu gewinnen trachten, welche beide Weltteile miteinander in ethnischer und geschichtlicher Beziehung verknüpfen. Dieser äußerste asiatische Westen sind Kleinasien und Syrien-Palästina. Die Wandelungen, welchen Kleinasien in ältester Zeit ausgesetzt war, lassen sich aus Mangel verläßlicher historischer Zeugnisse nicht feststellen. Der Schimmer uralten Kulturlebens reicht übrigens weit über alle geschichtlichen Geschehnisse hinaus. Die ältesten hellenischen Mythen haben ihre zwischen Lebenswahrheit und Dichtung schwankenden Gestalten an diese Gestade verlegt. Es sind dies die älteste und großartigste Seefahrt der Hellenen, der Zug der Argonauten, und der Zug gegen Troja.

Viel wichtiger als diese in ihren Voraussetzungen und Enderfolgen der Mythe angehörigen Geschehnisse ist die Frage hinsichtlich der ethnologischen Stellung der Völker Vorder-Kleinasiens. Nachweisbar ist, daß diese Länder (Phrygien, Lydien, Paphlagonien ꝛc.) auf einen östlichen Kultureinfluß zurückweisen. Wahrscheinlich gehörte die ganze Völkerkette vom Halys bis zur Adria (thrako-illyrische Völkergruppe) einem und demselben Stamme und Kulturkreise an. Der am weitesten nach Westen vorgeschobene illyrische Stamm der Veneter hatte in den Eichenhainen am Timavus (zwischen Triest und Görz) einen Tempel dem „thrakischen Diomedes" errichtet. Der Kult aber war aus Paphlagonien bezogen, von woher höchst wahrscheinlich auch das Reitervolk der Veneter stammte; denn sie selber hielten sich für asiatischen Ursprunges. Andere halten sie für Illyrer im engern Sinne, oder für Kelten, oder für Liburner. Zu letzterer Anschauung bekennt sich namentlich Niebuhr. Auf welcher Seite nun die Wahrheit liegt, ist schwer festzustellen. Czörnig meint, daß Strabo recht habe, wenn er die Frage so auffaßt, daß die Veneter infolge der durch die Kimmerer veranlaßten Völkerbewegung aus Kleinasien über Thrakien und Illyrien in ihren neuen Wohnsitz im Norden der Adria gelangt sind. Dafür zeugen ihre berühmte Pferdezucht, die bereits erwähnte Erbauung des Diomedes-Tempels, ihre nahe Verwandtschaft mit den thrakischen Sygimern und ihre Sprache.

Was die Abstammung der kleinasiatischen Völker anbelangt, gehen die Meinungen nicht unerheblich auseinander. Der Ethnograph Friedrich Müller hält sie für Eraner, Hübschmann für Indo-Germanen (z. B. die

Phryger), zu welcher Ansicht auch Schliemann hinneigt; der Kulturforscher Julius Braun dagegen läßt wohl die Phryger für Eraner gelten, nicht aber die anderen Völker, welche als eine jüngere Schicht auf die ursprünglich eranische sich niedergelassen hatten. Die jüngere Schicht sollen Semiten gewesen sein. Zu Strabos Zeit freilich kannte man beispielsweise in Lydien keine Semiten mehr; aber in der Stammtafel der Genesis wird „Lud", als Stammvater der Lyder, nebst Assur, Aram ꝛc., von Sem abgeleitet. Wir hätten also anzunehmen, daß ein semitischer Stamm Lud das phrygische Volk der „Mäoner", wie es Homer nennt, überwunden und seine Sprache ihm aufgedrängt hätte. Die Myser, im Nordwesten Kleinasiens, sprachen halb phrygisch, halb lydisch, deuten also auf diese Überschichtung durch ein semitisches Volk hin. Die Karer, im südwestlichen Kleinasien, sind als Semiten durch alte Zeugnisse gesichert. Sie wohnten mit den Phönikern früher auf den Inseln, bis sie von den Kretern und Griechen aufs Festland gedrängt wurden (Thukydides).

Zwei geschichtlich überlieferte Bewegungen sind als Völkerstürme nicht nur über Vorder-Kleinasien, sondern ganz Westasien hinweggegangen. Erstlich jene der Kimmerer, welche zweimal Sardes, die Hauptstadt von Lydien, eingenommen und bereits 100 Jahre in Kleinasien verweilt hatten, ehe sie von Alyattes wieder vertrieben wurden. Später hatten die Skythen, angeblich in Verfolgung der Kimmerer, ganz Vorderasien bis an die Grenzen Ägyptens überschwemmt und durch ihren damaligen Weltsturm den Fall von Ninive noch aufgehalten. Als diese Völkerwoge sich wieder verlaufen hatte, war ein Stamm an der Nordküste von Kleinasien (am Thermodon) zurückgeblieben. Es war dies jener Stamm, aus welchem wahrscheinlich die Amazonen hervorgingen, die nach Art aller Nomadenweiber zu Pferd mitkämpften. Wie die Sage berichtet, hätten die Amazonen sich der Männer ganz entledigt. Unverkennbar ist ihr Einfluß auf die Stellung der Frauen Vorder-Kleinasiens in uralter Zeit. Bei den Lydern genoß die weibliche Jugend der weitestgehenden Freiheit. Im achäischen, von Homer geschilderten Leben, das dem Morgenland am nächsten steht, haben die Frauen noch eine freie, würdige Stellung. Den Anfang der Unterdrückung machten die hellenischen Joner, welche (nach Herodot) sich die Weiber und Töchter der erschlagenen Karer angeeignet hatten und sie ewig als Kriegsgefangene hielten.

Der Übergang von Asien nach Europa ist — von den Phönikern immer abgesehen — durch einige kleinere Völkerbewegungen bezeichnet, welche halb und halb in die Nebel sagenhafter Überlieferungen sich hüllen. Es ist notwendig, daß wir vorerst an der Küste von Syrien Umschau halten. Hier hielten sich lange vor der Einwanderung der Israeliten (um 1150 v. Chr.) Urstämme auf, über deren Beziehungen zu einander wir fast gar nichts wissen. Das einzige Urvolk Syriens, welches in die Geschichte ein-

getreten ist, sind die Chitter — die „Cheta" der ägyptischen Hieroglyphen und der assyrischen Keilschriften —, welche das Ziel ägyptischer und assyrischer Eroberungszüge bildeten. Um solcher Bedrängnis auszuweichen, zogen sich die Chitter zum Teile (wie es scheint, zu sehr früher Zeit) auf die der syrischen Küste nahegelegene Insel Kypern zurück, wo sie ein von Tyrus abhängiges Königreich gründeten. An der Südküste von Syrien aber siedelte ein den Phönikern verwandtes Volk, die Philister, welche das offen vor ihnen liegende Mittelmeer sogar früher als selbst die Phöniker befahren haben. So wenigstens will es Julius Braun, der hierüber eine lichtvolle, geistreiche Untersuchung angestellt hat. Nach ihm wären nämlich Philister und Pelasger ein und dasselbe Volk, und er stützt seine Ansicht zuvörderst auf Manetho, welcher die Hyksos, die 500 Jahre (etwa vom Ende des 12. bis ins 7. Jahrhundert v. Chr.) Ägypten beherrscht hatten, als „Phoinikes Allophyloi" — Phöniker von anderem Stamme (als die Tyrer ꝛc.) — bezeichnet. Danach also wären die Hyksos Philister gewesen. Als die Hyksos aus dem Nillande vertrieben wurden, gingen sie naturgemäß wieder in ihre Heimat zurück und hießen nun dort Pelischthi (Pelasger), was soviel als „Auswanderer" bedeutet. Aber ein Teil der Hyksos hatte andere Wege gesucht und war nach Kreta (Kaphtor) gegangen. „Dort fließt ein Jordanos, ein Jordan, dort ist das Gebirg Berekynthos, wo die ‚Daktylen', die Erzhäuer Kretas, zuerst sollen Kupfer und Eisen mit Feuer geschmolzen haben. Wir kennen aus der hebräischen Geschichte die Schmiedekunst auch der späteren Philister. Dort sind endlich kyklopische Mauern und Felsgräber, ein Erbe Kanaans, das fast alle pelasgischen Nationen bezeichnet. Ein anderer Teil, unter dem Namen Pelasger, Auswanderer, ging nach Griechenland und besetzte einige Ebenen, und wo er daraus weichen mußte, auch die nächsten Gebirge. Sie sind kulturbestimmend für Griechenland geworden, waren aber selber nur an wenigen Plätzen und in beschränkter Zahl vorhanden. Wenn bereits die Alten ganze Völker daraus machten, so ist das ein Irrtum. So schwierig es scheinen mag, Thatsachen wieder herzustellen, welche der Erinnerung der Alten selbst dermaßen entfallen sind, so ist es doch, dank unserem erweiterten Gesichtskreis, heutzutage möglich und notwendig." [1]

Um dem Zusammenhange aller dieser Dinge einen Knotenpunkt in räumlichem Sinne zu geben und damit zugleich beide Erdteile — Europa und Asien — aneinander zu knüpfen, müssen wir uns nach einer entsprechenden Örtlichkeit umsehen. Dieselbe ergiebt sich im denkbar günstigsten Sinne in der Insel Rhodos. Sie war nächst Kypern die erste der Mittelmeerinseln, welche am Wege der nach und nach das ganze Becken überschwemmenden Phöniker lag. Reicht der Blick einmal so weit zurück, dann treten

[1] Julius Braun, Geschichte der Kunst I, 16.

vorerst uralte Mythen in ihr Recht. Sie dürfen unserer Beachtung nicht entgehen, da sich in sie Geschehnisse und Verhältnisse eingepuppt haben, bis zu welchen die klare historische Überlieferung nicht mehr reicht.

Die ältesten Bewohner waren jene fabelhaften Telesinen, welche (gleich den kretensischen Daktylen) das Erz zu schmieden verstanden. Sie waren große Zauberer, welche es zuwege gebracht hatten, dem Stein und Erz menschliche Gestalt zu geben, d. h. bildende Künstler, als welche sie am äußersten Dämmerkreise der Kulturgeschichte der Urzeit stehen. Die Sage setzt sie sogar in verwandtschaftliche Beziehungen zu Göttern. Wir erfahren von der Liebe des Poseidon zu der Schwester der Telesinen und von ihrer schönen Tochter Rhodos, welche der Insel den Namen gab und die Telesinen, als Schwäger Poseidons, zu Beherrschern des Meeres machte. Nachmals entflammte Rhodos den Sonnengott. Aus ihrem Bund entsproßten sieben Söhne, die Heliaden oder „Sonnenkinder". Helios hob auch den Wohnort seiner Kinder aus dem Meere, welches bis dahin die Insel allenthalben überflutete, empor und hüllte das neue Land in ein ewig blühendes Rosenkleid. Die weiteren Elemente zur Anpassung der Sage an ein uraltes, durch geschichtliche Zeugnisse nicht überliefertes Kulturleben ergeben sich aus der Thatsache, daß die Heliaden sternenkundig waren und die Kunst des Schiffbaues verstanden. Die Heliaden waren zugleich auch Städtegründer und die Söhne des ältesten der Sonnenkinder, Kerkaphes, gaben ihre Namen den ersten rhodisischen Niederlassungen: Lindos, Jalyssos und Kamiros. Sie werden von Homer in der Ilias erwähnt, sind also uralt.

Dort, wo aus den Urmythen geschichtlich beglaubigte Namen und Thatsachen hervortreten, finden wir die erwünschten Anknüpfungen, um von den Wolkenstegen der Sage auf die Pfade der historischen Überlieferung herabzusteigen. Zu Jalyssos erscheint Kadmos mit seinen Genossen — also Phönikern — und baut dortselbst dem Poseidon einen Tempel. Dem gegebenen Beispiel folgen die Danaiden — also gleichfalls ein Stamm semitischen Ursprungs —, welche in Lindos einen Athene-Tempel errichteten. Der Urahn der Danaiden war jener Danaos, in welchem die älteste „pelasgische" Einwanderung in Argolis sich verkörpert hat. Welcher Unterschied in dem vorliegenden Falle zwischen Pelasgern und Phönikern bestehen könnte, ist nicht festzustellen. Ganz bestimmt Phöniker aber waren jene Kretenser, welche, vom Königssohne Althämenes angeführt, auf dem Gipfel des Berges Atabyros auf Rhodos dem Zeus ein Heiligtum errichteten. Der Berg heißt heute Artemira und von seinem 1300 m hohen Gipfel überschaut man die ganze Insel mit ihren kahlen Hängen und gartenähnlichen Thälern, ihren Steilküsten im Westen und Flachufern im Norden.

Die Insel Rhodos war also in ältester Zeit phönikisch und verdankte jenem Volke, welches aus bisher nicht durchhellten Dämmerungen ältester

Civilisation hervorging, ihre Kultur. Der Zeus, welcher auf dem Atabyros-Gipfel verehrt wurde, hat mit dem hellenischen nichts zu schaffen. In seinem Heiligtume standen eherne Stiere, von denen die Sage ging, daß sie brüllten, so oft der Insel ein Mißgeschick bevorstand. Das Brüllen erklärt sich vielleicht daher, daß in jene Stierleiber, die man in glühenden Zustand versetzte, Menschen gesteckt wurden, deren gräßliches Todesgestöhne den ehernen Tiergestalten die Stimme gab. Die scheußliche Kultussitte, welche auf phönikischem Boden Moloch, wohl der abscheulichste Götze, den die menschliche Phantasie ersonnen, für sich beanspruchte, wurde auf Rhodos dem Zeus-Atabyros nicht vorenthalten.

Das Erbe der Heliaden war sonach einem Geschlechte zugefallen, das die Götter in anderer Art ehrte als die griechische Urmythe es beabsichtigt hatte. Daß der Glanz der phönikischen Cultur sich mit barbarischen Menschenopfern vertragen konnte, ist auf Rechnung des semito-asiatischen Ursprunges jenes Volkes zu setzen.

Die älteste Städtegründung auf Rhodos fällt mit einer dreifachen Einwanderung zusammen. Sämtliche Einwanderer waren Semiten: allen voran die Phöniker; alsdann die pelasgisch-philistäischen Danaiden (gleichfalls eine Art Phöniker). Danaos besiedelte nämlich nicht von der argivischen Ebene aus die Insel Rhodos, sondern auf seinem Zuge von Ägypten her. Althämenes endlich kam aus dem phönikisch-pelasgischen Kreta. Der urrhodische Götterkult hat unstreitig zum Teile den Wurzelstock für den nachmaligen hellenischen Götterhimmel abgegeben. Zugleich erscheint Rhodos als einer der meerbespülten Brückenpfeiler, welche ganzen kulturgeschichtlichen und theogonischen Systemen in ihrer Bogenspannung von Asien nach Europa zur Stütze dienten. Der rhodische Sonnendienst weist nach Chaldäa, die Athene von Lindos nach Ägypten. Der zweite Pfeiler ist Kreta. Vom Gipfel des Ida überschaut man das ganze Ägäische Becken, vom Taygetos im Peloponnes bis zu den Bergen Lykiens und dem Atabyros auf Rhodos. Vom Taygetos endlich wird ein scharfes Auge der Berge Siciliens ansichtig werden.

Das alles sind also Hochwarten, auf denen scheinbar verschiedene Ideenkreise und religiöse Systeme zweier Welten verknüpft wurden. Unserer Zeit war es vorbehalten, alles das, was von der frühern spekulativen Forschung getrennt ward, wieder zusammenzuführen. Wir erinnern nur an das Genie eines Röth, eines Julius Braun, eines J. Krüger. Seitdem hat auch auf den Urstätten der arisch-semitischen (also europäisch-asiatischen) Kultur in Westasien das Licht der Forschung vergrabene Wurzelstöcke bloßgelegt. An Felswänden und auf Thontafeln hat man eine geheimnisvolle Schrift entziffert, in welcher Gedanken lebendig wurden, die man für ursprüngliches Eigentum der Völker am Mittelmeere hielt. Von Osten, wo die Sonne emporsteigt, aus einer einzigen Quelle, ist eben alles Licht der Menschengeschichte ausgegangen, und es wäre Thorheit, dasselbe aus verschiedenen, voneinander unabhängigen Quellen herzuleiten.

3. Die Hellenen.

Die beglaubigten historischen Nachrichten über das Volk der Hellenen reichen nicht über das zehnte Jahrhundert v. Chr. zurück. Die durch die Sage überlieferten hellenischen Großthaten — der Argonautenzug und die Eroberung von Troja — geben keine geschichtlichen Belege ab, vermitteln aber den Übergang der hellenischen Urgeschichte von asiatischem Boden nach europäischem. Undurchhellbares Dunkel umgiebt die Uranfänge des Griechentums. Die Hellenen selber glaubten von den Pelasgern abzustammen; aber das war eine ethnologische Verirrung. Nach der allgemeinen Annahme kamen die Griechen als Teilnehmer an dem ältesten Auszuge arischer Völker aus Innerasien zuerst nach Kleinasien und von hier, mit Benützung der Inseln als Zwischenetappen, nach Europa. In der That liegen hier die Wurzelstöcke einer Völkergemeinschaft, welche beweiskräftig genug sind. Wenn die arischen Inder pâtar (pitar) für Vater, mâtar für Mutter, svâstar für Schwester und bhrâtar für Bruder sagen, so ergiebt sich die Schlußfolgerung auf die lautliche Ähnlichkeit dieser Worte in den jetzigen arischen Sprachen Europas von selbst. Den altindischen Himmelsgott Dyâus erkennen wir aber im griechischen „Zeus", den Dyâuspitar (d. i. „Gott Vater") im lateinischen „Jupiter" wieder. Das vedische angiras entspricht dem griechischen ἄγγελος, dem deutschen „Engel" u. s. w.

Um den Zusammenhang der griechischen Urgeschichte mit Asien zu überschauen, müssen wir uns eine Örtlichkeit auserwählen, wo dies am leichtesten zu bewirken ist. Wir haben dieselbe gefunden, wenn wir an dem Sunde verweilen, welcher Asien von Europa trennt. Alsbald treten die ältesten Mythengestalten, welche zu diesem Seethore in Beziehungen stehen, an uns heran. Der goldene Widder des Zeus, welcher des Athamas Kinder — Phrixos und Helle — aus den Klauen der bösen Stiefmutter Ino retten soll, ist die erste dieser Gestalten. Helle stürzt in die noch namenlose Flut und wird von Poseidon als Gattin heimgeführt. Phrixos, der Bruder, entkommt wohlbehalten nach Kolchis.

Als „Hellespont" tritt dieses Gewässer nun in die ältesten Vorstellungen der Hellenen ein. Da aber jedes Volk seinen eigenen Gesichtskreis hat und Namen von Örtlichkeiten dem nationalen Bedürfnisse angepaßt werden, dürfen wir noch weiter in das Altertum zurückgreifen. Wer war jener mythische Dardanos, der gleichfalls seinen Namen an den thrakischen Sund gehängt hat? Er reicht weit über die Argonauten hinauf, war aber keine bestimmte Person. Ehe noch Pelasgos — der erste Mensch in der hellenischen Urmythe — am Berge Lykaion in Arkadien aus der Erde hervorging, hauste das Volk der Phryger unter assyrischer Oberhoheit an dem Seekanal zwischen Europa und Asien. Der griechische Dardanos entpuppt

sich als ein assyrischer „Tartan", was soviel als Statthalter bedeutet. Der Phryger Ilo hatte, auf des Tantalos Geheiß, um 1500 v. Chr. Troja gegründet, also Jahrhunderte vor der Argonautenfahrt, welche mit der Flucht der Kinder des Athamas eingeleitet wurde.

Wer synchronistische Anhaltspunkte liebt, mag erfahren, daß diese Zeit mit dem Auszuge der Kinder Israels aus Ägypten zusammenfällt. Einige Jahrzehnte früher ward Moses geboren. Tantalos selber, von den Alten ein Phryger genannt, war eigentlich ein Lyder und schaute von seiner hohen Burg am Sipylos über das Meer, welches sein Sohn Pelops überschreiten sollte, um auf dem peloponnesischen Boden die Wiege des Atridengeschlechtes zu gründen. Diese Sagengestalt, die von Asien nach Europa herüberweist, gehört demselben vorderasiatischen Kulturkreis an, welcher über Thrakien hinweg bis in die argolische Ebene reicht und sich auf den Burgen von Mykenä und Tiryns harmonisch schließt. So glaubt Schliemann und glauben seine Ausleger. Die Sage vom goldenen Vließ aber dürfen wir auf die Phöniker zurückführen, welche als die ältesten und ersten Seefahrer den Hellespont durchschifften. Sie gingen nach Kimmerien, das nach griechischer Vorstellung ein finsteres Nebelland war, und holten skythische Naturerzeugnisse; in Kolchis lockte sie das Gold, welches nachmals die beutegierigen Argonauten suchten. Dem ältern Handelszuge folgte also ein jüngerer, der noch immer so weit von aller geschichtlichen Überlieferung ablag, daß er in das Kleid der Mythe gehüllt werden mußte.

Auch andere halb sagenhafte Gestalten zeigen sich in dieser Dämmerung ältester Überlieferungen. Immer sind es solche, welche den Riß, den die Natur zwischen zwei Erdteilen herstellte, zu überbrücken trachteten. Nirgends rings um unsern Planeten herum findet man ein ähnliches Drängen und Schieben, wie am Hellespont. Das Aufheben, welches man derzeit mit den „Meerengen" macht, ist der durch Jahrtausende rege erhaltene Drang nach Beherrschung zweier Welten von schmaler Wasserflur aus. Was sich in unserer Zeit in der grellen Sonnenbeleuchtung zeigt, ist freilich ein elendes Narrenspiel gegen Geschehnisse in Zeiten, deren erschütternde Größe von der Vollkraft des jugendlichen Menschentums ausgeht. Hier stehen auch die troischen Heroengräber, welche übers Meer schauen —

> Am vorlaufenden Strande des weiten Hellespontos,
> Daß es fern sichtbar aus der Meerflut wäre den Männern
> Allen, die jetzt mitleben und sein werden in Zukunft!

Diese Heroengräber — die Hügel des Achilles und des Patroklos — versetzen uns mitten in das Heroenzeitalter hinein; denn alle die Funde, welche auf dem Troischen Gefilde durch den Spaten der Erde entrissen wurden, haben im Grunde genommen nichts enthüllt. Man hat verbrannte „Paläste"

bloßgelegt, deren größter den Umfang eines bescheidenen Bauernhauses nicht übertrifft, und hat einen derselben das „Haus des Priamos“ genannt. Der Spaten schlug nach mühevoller Arbeit an altes Gemäuer, dem die Ehre zu teil wurde, in einer Karte der ilionsischen Ausgrabungen als „Skäisches Thor“ zu prangen. Man hatte einen großartigen, aber namenlosen Schatz gehoben, den man schlankweg den Priamiden zuwies. Wer aber sein Eigner war, ist nicht ergründet worden und wird es schwerlich jemals werden. Die bloßgelegten Gelasse und Trümmerhügel sollten mit homerischen Gestalten bevölkert werden, aber selbst die lebhafteste Phantasie war nicht im stande, sie festzuhalten. Alle Künste des antiquarischen Spürsinns erwiesen sich als unvermögend, die Geister der Danaer und Myrmidonen, der Dardaner und Priamiden vor den Richterstuhl der gelehrten Kritik zu citieren. Keine einzige der berühmten Sagengestalten ist erschienen; keine einzige Inschriftzeile ist entdeckt worden. Die Deutung der schweren Goldgefäße, der Urnen und Topfscherben, der Ohrringe und Knöpfe — alles nach Form und Ornamentierung seltsame, bis dahin ungekannte Dinge — wurde der individuellen Erfindungsgabe der Homer-Ausleger freigegeben.

Der Eingeweihte weiß, daß hier auf die Ausgrabungen Schliemanns zu Hissarlik auf dem Ilionsischen Gefilde angespielt wird. Niemand vor Schliemann, das müssen wir freimütig anerkennen, hat den Zauber homerischer Dichtung uns näher gerückt, als er, wenngleich es ihm nicht gelungen ist, den Beweis zu erbringen, daß sein „homerisches Troja“ gleichbedeutend sei mit dem Schauplatze, welchen sich die Dichtung zurechtgelegt hat. Schon in dieser Gegenüberstellung zeigt sich eine unüberbrückbare Kluft. Da der troische Krieg uns durch geschichtliche Zeugnisse nicht überliefert ist und solche wohl überhaupt niemals zu beschaffen sein werden, ist die gelehrte Forschung in diesem Falle an ein Hilfsmittel gewiesen, das sie sonst folgerichtig verschmäht: an das Gebilde der freien Erfindung eines Rhapsoden, von dessen Persönlichkeit man nicht viel mehr weiß, als von den seinem Gedichte zu Grunde liegenden Gestalten und Ereignissen.

Nur eines steht fest: die Identität der Örtlichkeit in Sage und Geschichte. Geschichtliche Überlieferungen bilden in dieser engern Frage eine Reihe von Signalpunkten, deren letzte in der Dämmerung verschwinden. Es ist also auch hierin der gelehrten Forschung eine Grenze gezogen, welche nur die Einbildungskraft überspringen darf. Die Signalstationen sind: erstlich die Römer, welche als Abkömmlinge des Trojaners Äneas die Wiege ihres Geschlechts ehrten; alsdann Alexander der Große, welcher im äolischen Neu-Ilion die jugendliche Begeisterung für sein Vorbild Achilleus stählte und zu seinem Waffengange auf asiatischem Boden dem Tempel der ilionsischen Athene alttroische Waffen entnahm. Gewiß gehörte schon damals ein guter Glaube dazu, letztere für echt zu halten. Spekulation und Reklame sind

nicht so jungen Datums, als man meinen möchte. Die äolischen Neu-Ilienser wußten als schlaue Griechen sicherlich ihren Vorteil zu wahren.

Auch von Xerxes wird überliefert, daß er an dieser Stätte den „Geistern der Heroen" opferte. Dies geschah aber jedenfalls nicht zu Ehren der Griechen, gegen die er eben zu Felde zog. Die Priamiden waren als Phryger Schützlinge des assyrischen Reiches, die Achämeniden aber Erben der letzten assyrischen Dynastie gewesen. Die Pietät des persischen Großkönigs spiegelt sich in dem Glanze einer geschichtlichen Vergangenheit, aus der — einem unfaßbaren Meteore gleich — jener „Sohn der Morgenröte", Memnon, heraufleuchtet. Er war auf Geheiß des assyrischen Königs Minotscher (nach Ferdusis „Königsbuch") den bedrängten Troiern zu Hilfe geeilt. Es fochten also — immer im Bilde der sagenhaften Überlieferung — neben Dardanern und Priamiden auch Vollblut-Asiaten semitischen Stammes, nämlich Assyrer, gegen die Danaer und Myrmidonen. Höchst wahrscheinlich aber bilden Memnon, seine Gemahlin Semiramis und Ninos ein mythisches Kleeblatt.

Uralte Sagengestalten asiatischen Ursprungs bilden also den Hintergrund zu unseren troischen Bildern. Wird sich ein geschichtlicher Kern herausschälen lassen? Als assyrische Vormacht, als Bollwerk von Vorder-Kleinasien war die Stadt des Ilos auch zu aggressivem Vorgehen stark genug. Lange vor dem troischen Kriege erschienen Myser und Teukrer in Thrakien und selbst in Thessalien. Am Peneus, auf welchen der Olymp herabsieht, lagerte einst Laomedon, der Erbauer der Befestigungen von Troja. Auch zur See drängte Vorderasien nach Europa hinüber. Hierbei mochte man sich der alten Liebhaberei an diesen Ufern, dem Seeraube, etwas zu eifrig hingegeben haben. Mit der Zeit wurden die mysisch-phrygischen Seezüge zur furchtbaren Geißel der urhellenischen Uferländer. Menschen und Gut wurden weggeschleppt, bis den Hellenen die Geduld riß und sie ihre Bedränger in deren Bollwerken aufsuchten. Noch vor dem troischen Kriege ward von denselben homerischen Helden die mysische Stadt Teuthrania (unfern des spätern Pergamum) zerstört.

Die Sage hat den Seeraub der phrygisch-assyrischen Freibeuter und Piraten in das poetischere Kleid der Entführung der schönen Hellena durch Paris gehüllt. Durch diese Verschiebung ist der Zug der Danaer gegen „Priamos' hohe Burg" in den Geruch gekommen, eine Schöpfung dichterischer Einbildungskraft zu sein. Dabei ist etwas geschehen, was häufig auch sonst in mythischen Dingen, welche sich als Schatten an der Grenze geschichtlichen Wissens fortbewegen, sich ereignet: man schüttete das Kind mit dem Bade aus. Die Homersche Epopöe mag eine Dichtung sein — ein geschichtlicher Kern ist sicher vorhanden. Vorsichtige Kultur- und Geschichtsforscher haben als Grund des troischen Krieges des Lebens Not in der dürftigen hellenischen Heimat angegeben. Die Wanderung der Dorer,

Joner u. s. w. wird als Auswanderung in dem Sinne hingestellt, wie heute das übervölkerte Europa seinen Überschuß an Individuen nach fremden Erdteilen ausscheidet. Darin liege der Fingerzeig für das Unternehmen gegen das Reich der Priamiden und ihr Bollwerk.

Nun noch eines: weshalb schlossen sich den Achäern auch Kreta und Rhodos an, die in damaliger Zeit gar nicht griechisch waren? Doch nicht deshalb, um die Ehre Griechenlands einer entführten Frau halber wieder herzustellen? Die Kreter und Rhodiser hatten eben gerade so unter dem allgemeinen asiatischen Seeraube zu leiden, wie die Hellenen. Sie leisteten dem Aufrufe nach Abwehr der Geißel willig Folge, ohne sich für eine rein griechisch-nationale Ehrensache engagiert zu fühlen.

Aus unseren Andeutungen geht zweierlei hervor: erstlich das undurchdringliche Dunkel, welches nach wie vor über den Kämpfen um Troja und über diesem selbst lagert; zweitens der handgreifliche Unterschied zwischen dieser Thatsache und der plastischen, mit allen Einzelheiten ausgestatteten Gestaltenwelt der Dichtung Homers. Faßt man letztere als solche und nichts anderes auf, dann verschwindet die gelehrte Kritik von der Bildfläche und die Phantasie tritt an ihre Stelle. Ein „homerisches Troja", wie Schliemann die „dritte" der von ihm entdeckten sechs Städtelagen auf dem Hügel von Hissarlik (unter- und übereinander) nennt, giebt es nicht und kann es nicht geben. Kein Augenzeuge, kein Zeitgenosse hat über jene Stadt berichtet. Homer hat drei Jahrhunderte nach dem Untergange Trojas gelebt und die dürftigen Überlieferungen zu einem farbigen Gemälde erweitert, wie dies eben nur die Veranlagung eines großen Dichters vermochte.

Wenn wir also den Boden von Troja betreten und Eindrücke aller Art auf uns wirken lassen, geschieht es immer unter der Voraussetzung, daß wir auf dem Schauplatze einer durch die Jahrtausende hindurch von allen Völkern in Ehren gehaltenen poetischen Überlieferung verweilen. An Thatsachen denkt niemand, so wenig man — um unter vielen Beispielen nur eines anzuführen — auf einer Wanderung durch das Donauthal für den Zug der Nibelungen auf Grund der Namen von Örtlichkeiten, welche die Dichtung nennt und welche eins mit noch heute bestehenden Ortschaften sind, historische Anhaltspunkte für dieses Geschehnis wird suchen wollen.

Immerhin hat das troische Gefilde eines voraus. Wir dürfen nämlich annehmen, daß Homer hier geweilt und sich die topographischen Elemente zu seiner Dichtung zurechtgelegt hat. Das ist fast so viel, als wenn es sich um eine leibhafte Begegnung mit den achäischen Helden handelte. Es hat etwas Ergreifendes, den Sänger von Chios dieses Feld absuchen zu sehen. Steht doch alles noch auf demselben Flecke: weit draußen über blauen Wassern das hochragende Samothrake — die Götterwarte Homers —, der Waldhügel von Tenedos, die Heroengräber bei Sigeion, das Grab des

Ajas und die Höhe von Ilion. Durch die sommerdürre Ebene schleicht der träge Skamandros. Im Frühling aber ist er ein tobender Wildbach, und in diesem Zustande muß ihn der Sänger gesehen haben, um nachmals das Bild auszumalen, wie der Flußgott, von Achilleus herausgefordert, wie ein Stier brüllt. Der heitere Blütenteppich, der das troische Gefilde zur Frühlingszeit bedeckt, ist wie der Abglanz aus der farbigen Welt der Phantasieschöpfung des Homer. Dichtung und Wahrheit verschmelzen hier zu einer Rückerinnerung, wie sie sonst nur Traumgesichte hervorrufen. Mit Recht bemerkt ein großer Kulturforscher, daß an der „Iliade" eine ganze Litteratur herumgedeutelt worden, aber niemand zu dem, was am nächsten liegt, durchgedrungen sei: zu der Vorstellung, wie im Dichtergeist ein Werk entsteht.

Nach dieser dem Mythenzeitalter angehörenden Vorgeschichte des Griechentums gehen wir auf dessen beglaubigte Geschichte über und schildern in knappem Rahmen den Aufgang, die Blütezeit und den Untergang des Griechenvolkes. Zu diesem Ende knüpfen wir bei dem ersten Jahrtausend an, wo die historischen Überlieferungen beginnen. Es ist die Zeit der großen Wanderzüge, der räumlichen Ausbreitung der drei Hauptstämme zu beiden Seiten des Ägäischen Meeres. Als erster derselben treten die Achäer in das Gesichtsfeld. Sie heißen immer noch „Danaer" und besiedeln den Peloponnes. Ihr Fürstengeschlecht waren jene Atriden, als deren Stammvater Pelops gilt. Dann kamen die Dorer in Bewegung. Sie hatten die Gebirge an der Thessalischen Ebene im Besitz und brachen von dort auf, wobei sie in der Folge über den Korinthischen Golf setzten und durch Arkadien in Lakedämon eindrangen.

Die Vorstellung, als wären die Dorer Kulturträger gewesen, ist längst abgethan. Die dorische Wanderung aus Nordgriechenland nach dem Peloponnes wurde durch Hunger und Not veranlaßt. Der Tausch der früheren Heimsitze mit den Wildnissen Lakoniens war nicht danach, die Bedränger der Achäer zu befriedigen. Sie wurden zum Seeraube gedrängt, einem Berufe, zu dem die Griechen von alters her immer Neigung empfunden hatten. Auch der dorischen Besiedelung von Kreta scheinen Piratenzüge dahin vorausgegangen zu sein. Alte Gewohnheiten sterben selten aus. Die heutigen Mainoten — die Bewohner der mittlern der drei Peloponnesischen Halbinseln —, die sich ihrer dorischen Herkunft rühmen, besaßen noch vor wenigen Jahrzehnten auf der Westseite ihrer Halbinsel einen Schlupfwinkel, wo unerhörte Brutalitäten begangen wurden. Auf gekaperten Schiffen gab es niemals Überlebende; alles wurde niedergemacht, die Beute in die Berge geschleppt. Dieselbe Wildheit der Sitten hat sich in Arkadien erhalten, dem Lande, welches sich durch die lyrischen Fabeleien moderner Dichter am meisten unserer Phantasie eingeschmeichelt hat. Noch vor 200 Jahren brachte man auf dem „Gebirge der Pelasger" — dem Lykaion — Menschenopfer dar. Die

arkadische „Idylle" zeigt sich heute in wilden Fanghunden, rohen Hirten in schmutzigen Ziegenfellmänteln, elenden Wohnstätten, Räubern und unwissenden Popen. Bemerkenswert ist, daß das alte Arkadien einen einzigen Mann von Bedeutung hervorgebracht hat, den Feldherrn Philopömen, der an der Spitze des achäischen Bundes in der Schlacht von Mantinea die Spartaner schlug. Im altgriechischen Geistesleben, in Dichtung und Kunst ging Arkadien leer aus. In den wildesten Engen, in ewiger Dämmerung rauschen die Wasser des Styx, vor dem selbst die Götter zitterten.

Mit dem Einbruche der Dorer war es mit der alten achäischen Herrlichkeit (Mykenä, Argos, Tiryns) zu Ende. Die Achäer aus Lakedämon warfen sich auf Achaia, das Küstenland am Korinthischen Golf, und verdrängten von dort die Joner. Diese fielen auf Attika, nahmen allerlei Mißvergnügte und wanderlustige Elemente in sich auf und zogen übers Meer — zuvörderst nach Milet (also nach Vorder-Kleinasien), wo die dortigen kretischen und karischen Bewohner niedergemacht wurden. Andere Schwärme nahmen die Inseln und die großen Städte an der Küste (darunter Ephesus) in Besitz. Da die Joner in ein Kulturland einbrachen, währten die Kämpfe kurze Zeit und fand bald ein blühender Aufschwung statt. Von Milet aus wurde schon im achten Jahrhundert v. Chr. der von den Griechen bis dahin scheu gemiedene Pontos beschifft, und seine Ufer bedeckten sich allenthalben mit milesischen Kolonieen. Die Mileser waren auf diesen Zügen wohl einer dunklen phönikischen Überlieferung gefolgt; denn lange bevor die Griechen überhaupt nur notdürftige Kenntnis von jenen Gewässern hatten, waren die Phöniker auf demselben heimisch und handelsthätig.

Neben den vorgenannten drei Hauptstämmen der Griechen wurden alle übrigen Stämme unter dem Namen Äoler zusammengefaßt. Auch sie waren nach Vorder-Kleinasien ausgewandert und hatten die nördlichen Striche dieses Gebietes besetzt. Wegen dieser Zersplitterung der griechischen Stämme im grauen Altertume kann von einer gemeinsamen Geschichte derselben keine Rede sein. Erst mit der Begründung von zwei staatlichen Machtcentren — Sparta und Athen — wird dies anders. Die Entwicklung dieser Staatengeschichte fällt aber über den Rahmen unseres Buches hinaus. Jeder Gebildete kennt sie: der Beginn ist das Anwachsen der spartanischen Macht, teils durch Eroberung, teils durch freiwillige Bundesgenossenschaft; alsdann die selbstbewußte Entwicklung Athens, welches in den nachmaligen Perserkriegen mit unvergänglichem Ruhme sich bedeckte (sechstes und fünftes Jahrhundert). Die Schlachten von Marathon, Salamis und Platää leuchten in unauslöschlichen Goldlettern in der attischen Geschichte. Politisch aber waren diese Ereignisse deshalb von größter Tragweite, weil durch sie die griechische Vorherrschaft (Hegemonie) auf Athen überging.

Daß ein solcher Wechsel Unzufriedene schaffen und Gegenströmungen hervorbringen mußte, liegt auf der Hand. Ein Zusammenstoß zwischen den beiden uralten Nebenbuhlern war unvermeidlich; er führte zu dem langwierigen, von den Streitenden mit wechselndem Glücke geführten peloponnesischen Kriege, in welchem Athen schließlich unterlag.

Doch auch Spartas Tage waren gezählt. Im Siegeshochmut hatten die Spartiaten eine unerhörte Gewaltwirtschaft geübt, und ihr Eigennutz ging so weit, daß sie mit dem Erbfeinde der Griechen in verräterische Beziehungen traten, wie im Jahre 387, wo die griechischen Städte Kleinasiens den Persern um einen Judaslohn ausgeliefert wurden. Der hundertjährige Bruderzwist aber hatte Griechenland in einen Zustand förmlicher Auflösung und innerer Verwilderung gesetzt. Es war eine leicht zu erhaschende Beute, und sie fiel in der That einem thatkräftigen Eroberer, Philipp von Makedonien, zu. Ein letztes Aufflackern des griechischen Ruhmes war jener unvergleichliche Eroberungszug des Sohnes Philipps, Alexanders des Großen. Nach dessen Tode aber war Griechenland fortgesetzt der Schauplatz der Kämpfe zwischen den Diadochen und deren Nachfolgern. Im Jahre 197 v. Chr. griff zum erstenmale Rom in die Geschicke Griechenlands ein, dessen Unabhängigkeit eigentlich schon im Jahre 168 zu Ende ging, wenn auch einzelne Städte sich selbständiger Verwaltung erfreuten. Aber erst seit dem Jahre 27 v. Chr. bildet Griechenland unter der Bezeichnung Achaia eine gesonderte Provinz des römischen Weltreichs.

4. Die Hebräer.

Um das Jahr 2100 v. Chr. waren die Israeliten, ein semitischer Stamm, der nach eigener Tradition in grauer Vorzeit aus den Ländern am obern Tigris ausgewandert war, erobernd in Syrien, genau bestimmt in Kanaan, eingebrochen. Eine Hungersnot aber schob sie weiter, nach Ägypten, wo die neuen Ankömmlinge das stammverwandte Volk der Hyksos vorfanden. Dort, in der Landschaft Gosen, waren die Hebräer, wie ihr eigentlicher Name lautete, während des über 400jährigen Aufenthaltes zu einem nicht unbedeutenden Volke herangewachsen, das um das Jahr 1500 v. Chr., geführt von Moses, nach Kanaan zurückwanderte, um der ägyptischen Gewaltherrschaft zu entgehen. 40 Jahre währte unterwegs der Aufenthalt auf der Sinai-Halbinsel, dann erfolgte, einige Zeit nach Moses' Tode, die stückweise Eroberung des von ihnen bereits vor 600 Jahren durchzogenen Landes.

Der Auszug der Israeliten ist vielleicht der bedeutsamste Zwischenfall in der ältesten Geschichte der Hebräer. „Gott", heißt es (2 Mos. 13, 17), „führte sie nicht auf nächstem Wege ins Philisterland, denn sie konnten bange

werden vor dem Streit, sondern ließ sie herumziehen den Weg der Wüste am Schilfmeer." Sie zogen, gemäß der Bibel, von der Stadt Rhamses aus, also auf dem Süduser des Nil-Kanals ostwärts. Von den ersten beiden Lagerplätzen, Sukkoth (d. h. „Hütten") und Etham („am Ende"), ist letzteres zwischen den sogenannten Bitterseen und dem nördlich folgenden Krokodilsee zu suchen. Von hier setzten die Hebräer ihren Zug nicht in die Wüste fort, sondern Jehovah hieß sie wenden und vor Hachiroth, unweit vom Nordende des Roten Meeres, lagern. Der Name Hachiroth hat sich erhalten in dem heutigen Adschrud, nordwestlich von Suez; es ist noch heute Pilgerstation auf dem Wege nach Mekka. Von Adschrud geht der nächste Weg, der in die Halbinsel des Sinai hineinführt, nicht um das schmale Nordende des Roten Meeres herum, sondern durch dieses hindurch. Das Volk Israel kam durch, „denn das Wasser stand rechts und links wie eine Mauer"; aber die nachrückenden Ägypter wurden von der Flut verschlungen.

Nun rückten die Hebräer zunächst in die wasserlose Wüste Tih ein und weiter in die Wüste Sin. Da kam große Not über das Volk, denn es hatte nichts zu essen. Da es murrte, ward Fleisch und Brot verheißen, es bedeckten Wachtelschwärme die Ebene, und vom Himmel fiel das Manna, das sie sammelten. Von der Wüste Sin kam das Volk Israel nach Raphidim, wo kein Wasser war; es ist dies offenbar die kleine Ebene Er-Raha im Norden des Horeb, wo auch jener Hügel — vielleicht der am Ausgange des Wadi Schech, dem Horeb gegenüber — zu suchen ist, auf dem Moses stand, als die Amalekiter (ein Sinai-Stamm, welcher in dem heutigen Farranthale siedelte) die Hebräer überfielen. Moses siegte und bot den Dürstenden Wasser, das er aus dem Felsen schlug. Dieser „Stein des Moses" wird noch heute gezeigt.

Der Weitermarsch erfolgte um den Horeb herum nach der Ebene, welche sich am Fuße des Sinai erstreckt. Hier wurde durch Vermittlung des Moses bei Jehovah das Priesterkönigtum gestiftet und dem Volke das Gesetz gegeben. „Und es geschah am dritten Tage, als es Morgen ward, da begann es heftig zu donnern und zu blitzen, und eine dunkle Wolke bedeckte den Berg, und Posaunenschall ertönte sehr mächtig; und es zitterte das ganze Volk, das im Lager war. Und Moses führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und sie stellten sich an dem Fuße des Berges auf. Der ganze Berg Sinai aber rauchte, darum, weil der Herr auf ihn herniedergestiegen im Feuer, und es stieg der Rauch auf wie der Rauch des Glutofens, und der ganze Berg erbebte. Und Posaunenschall war fort und fort sehr mächtig. Moses redete, und Gott antwortete ihm im Donner."

Am Sinai lagerten die Hebräer ein Jahr lang. Dann zogen sie weiter, durch (derzeit) sandige Flächen und öde Thäler, an den östlichen Golf der Sinai-Halbinsel hinab. Die nächste Lagerruhe erstreckte sich längs dem

Golfe nach Norden hinauf, bis Ezjongeber, dem nachmaligen salomonischen Handelshafen, von dem aus die Schiffe nach „Ophir" (nach einigen Indien, speciell Ceylon, nach anderen das Goldland Sofala in Südafrika) segelten, um von dort „jedes dritte Jahr" allerhand exotische Schätze und Waren mitzubringen. Die dem Volke Israel auferlegten Prüfungen aber waren noch nicht zu Ende, denn es hatte die steinige Wüste Pharan vor sich, welche sich nordwestlich des mehrgenannten Golfes erstreckt. Diese wasserlose, öde Wüste wurde den Hebräern zum eigentlichen Aufenthaltsorte auf der Halbinsel Sinai, da sie von den 40 Auszugsjahren nicht weniger als 38 hier verweilten.

Sehr geistvoll erklärt ein Kulturforscher diesen auffallend langen Aufenthalt. Er sagt: „Begreiflich genug ist der Entschluß Jehovahs, das ganze alte, an Knechtschaft gewöhnte Volk erst absterben zu lassen, und den Angriff auf Palästina einem neuen, in der Freiheit der Wüste erwachsenen und an die ritterlichsten Aufgaben des Beduinenlebens gewöhnten Geschlechte zu übertragen."

Immerhin war Moses friedfertig gesinnt. Als er erkannte, daß der Zug durch die Wüste Pharan nach Philistäa auf bedenkliche Schwierigkeiten stoßen würde, beschloß er, das Thal Arabah, die Furche zwischen dem Golf von Arabah und dem Toten Meere, zu queren und durch Edom zu ziehen. Daß hierbei nicht Gewalt angewendet werden sollte, geht aus der Sendung an den König von Edom hervor. „Auf der Landstraße wollen wir ziehen, und wenn wir dein Wasser trinken, ich und mein Vieh, so gebe ich Zahlung dafür; nur mit den Füßen will ich durchziehen."

Der König von Edom aber antwortete ablehnend. So sah sich Moses gezwungen, da die Pässe des Edomgebirges mit Heeresmacht gesperrt waren, das Gebirge südwärts zu umgehen. Er gelangte mit seinem Volke zum Berg Hor, dem höchsten Gipfel der ganzen Kette, auf welchem Aaron starb, nachdem sein Hohepriesterkleid auf Gottes Befehl durch Moses dem Eleazar angelegt war. Nur die drei Genannten hatten den Hor bestiegen. Daraus hat sich in den Talmud die Sage von der Ermordung des Aaron durch Moses eingeschlichen. Das Volk Israel aber, welches über die Beschwerlichkeiten des Wüstenmarsches murrte, wurde von Feuerschlangen heimgesucht. Dann ging der Marsch weiter, ostwärts des edomitischen Gebirgszuges, über die nackte, kalte Hochebene, zuletzt durch die Steppe, welche sich ostwärts des lieblichen Moab erstreckt. Auch dieses Gebiet war nämlich den Hebräern verschlossen. Dem Ziele nahe, mußten sie indes endlich Gewalt gebrauchen, und so wurde zunächst Hesebon erstürmt und dann das ganze Ostjordanland erobert.

Hier war die Mission des Moses erfüllt. Als die Hebräer vor Jericho lagen, berief Gott den Moses auf den Berg Nebo und ließ ihn einen letzten Blick thun in das Land der Verheißung, in welches er nicht einziehen sollte. „Und Moses starb dort nach dem Befehle des Herrn, im Lande Moab,

und er begrub ihn im Thale des Landes Moab, Phogor gegenüber, und kein Mensch weiß sein Grab bis auf diesen Tag." Das wichtigste Erbe des dem irdischen Leben entrückten gewaltigen Propheten war eine Art politischen Testamentes. Er wies den einzelnen Stämmen ihre künftigen Wohnsitze (in Samarien, sechs Stämme am Berge Garizim, die sechs anderen am Berge Ebal) an und befahl den Leviten, die Gesetze zu verlesen. Beschworen wurden dieselben von Josua und dem ganzen Volke, wobei die Stämme Amen sprachen: die sechs auf Garizim zu den Worten des Segens, die sechs auf Ebal zu den Worten des Fluches.

Nach dem Tode Josuas hatten die Hebräer die einheitliche Führung verloren und wurden frühzeitig durch Uneinigkeiten geschwächt, so daß sie alsbald unter die Herrschaft der Philister gerieten. Diesem Zustande der Knechtschaft machte um das Jahr 1100 v. Chr. der tapfere Saul ein Ende. Er schuf ein festes Reich und ließ sich zum ersten König von Israel salben, welche Würde er durch zwei Jahrzehnte bekleidete, bis er in der mörderischen Schlacht am Berge Gilboa Krone und Leben verlor. In Hebron wurde David zum Könige von Juda gesalbt. Sauls Feldhauptmann Abner jedoch suchte zu retten, was zu retten war; er begann den Bürgerkrieg, wurde aber von Davids Feldhauptmann Joab besiegt. David riß bald alle anderen Stämme mit sich fort. Er schüttelte auch die Oberhoheit der Philister ab und erweiterte nun das junge Reich über die Leichen vieler vernichteter Völker (Edomiter, Amalekiter, Ammoniter u. s. w.) bis zum Roten Meer im Süden, bis Damaskus im Norden, und im Osten weit in die Wüste hinein. Die Philister wurden bis an den Küstenstreifen zurückgewiesen. Residenz des Königs David ward Jerusalem.

Im Jahre 1015 trat König Salomo, Davids Sohn, die Herrschaft an. Es war die Blütezeit für Israel, und an Stelle mörderischer Kriege trat ein reich entwickelter Verkehr mit den Nachbarvölkern; Reichtum und Prachtliebe kamen in Schwung. Durch die berühmten „Ophir-Fahrten" wurde der überseeische Verkehr eröffnet, mit Tyrus (König Hiram) gute Freundschaft gehalten. Als aber der König tot war, ging alles wieder auseinander. Die nördlichen und südlichen Stämme (die Könige Rehabeam und Jerobeam) bekriegten sich gegenseitig und wurden ihrerseits von den nördlichen und südlichen Nachbarn wiederholt angegriffen. Hundert Jahre dauerten diese Wirren, und sie waren kaum beendet, als der assyrische Gewittersturm über die getrennten Reiche Israel und Judäa hereinbrach (722 v. Chr.). Israel hörte auf, zu bestehen; die Mehrzahl des Volkes wurde in die Fremde geschleppt. Judäa, beständig in Kämpfe mit Ägypten und Assyrien verwickelt, erlebte das Ende seiner Tage im zweiten Assyrersturm (unter Nebukadnezar, 596 v. Chr.). Nach einem Aufstande im Jahre 586 v. Chr. ward Jerusalem erstürmt und der Tempel den Flammen übergeben.

Mit dieser Katastrophe hört die hebräische Staatengeschichte auf. Das Erbe der Assyrer hatten die Perser angetreten, und diese wurden sonach die neuen Herren von Palästina bis 332 v. Chr., wo es Alexander der Große eroberte. Nach dessen Tode kam es nach langen Kämpfen an Ägypten, später an die Könige von Syrien. Die weitere Geschichte der Hebräer ist nichts als eine lange Kette von Empörungen. Einige derselben sind berühmt geworden, so die der Makkabäer (167 v. Chr.). Es entstand abermals ein mehr oder weniger festgefügtes Reich, bis das angestammte politische Laster, der Bruderzwist, wieder mächtig zum Durchbruche kam. Die Römer, welche damals im Oriente Fuß gefaßt hatten, machten zwar den Wirren ein Ende (63 v. Chr.), und etwa 30 Jahre später schwang sich Herodes sogar zu ansehnlicher Macht empor. Die inneren Unruhen aber hielten an, und als Herodes die Augen geschlossen hatte, nahm Rom selber Besitz von dem Lande. Auch mit dieser Lage der Dinge waren die Hebräer nicht zufrieden. Verschwörungen und Aufstände folgten einander auf dem Fuße. Der verzweifeltste war jener im Jahre 66 n. Chr., dem vier Jahre später die Erstürmung Jerusalems und die Vernichtung des neuen Tempels durch die Römer folgte. Die letzte Gegenwehr regte sich im Jahre 132 n. Chr. Der Aufstand schlug aber fehl, und nun wurden die Hebräer allenthalben — auch außer Landes — niedergeschlachtet. Jerusalem selbst durfte bei Todesstrafe kein Jude betreten.

5. Die römische Weltherrschaft.

Von der Hämus-Halbinsel, deren folgende Schicksale weiter unten behandelt werden, gehen wir auf das Italische Halbinselland über. Wir haben dorthin bereits einige die älteste geschichtliche Dämmerung durchhellende Lichtstrahlen vorausgesendet: das Erscheinen der Pelasger in den Ebenen an der Po-Mündung, das Ausschwärmen der seefahrenden und Seeraub treibenden Tyrrhener, welche aus Lydien kamen, das Nachrücken der Phokäer und das Übergreifen der phönikischen Macht, welche nach und nach durch die großartige Entfaltung des Griechentums in Süditalien lahm gelegt wurde. Das alles sind aber fremde Elemente, welche die ursprünglich angesessenen Völker und Stämme teils verdrängt, teils überschichtet haben.

Welches sind nun die erbgesessenen Völker auf der Italischen Halbinsel? Die Geschichte hat uns mancherlei Namen überliefert, doch reichen selbst die ältesten Erinnerungen nirgends über das erste Jahrtausend v. Chr. hinauf. Das also, was wir die „Urbevölkerung" Italiens und seiner nördlichen Nachbargebiete (in Südfrankreich und an der Adria) nennen, sind nur jene Völker, welche dort ansässig vorgefunden wurden, als die Berichterstattung in Thätigkeit trat. Eine grundsätzlich wichtige Frage ist die, ob die sogenannten „Autochthonen" (Aboriginer) arischen oder nicht-arischen Stammes waren.

Die Frage ist schwer zu entscheiden, da es sowohl an linguistischem als anthropologischem Beweismaterial fehlt. Für die Urbevölkerung des fraglichen Gebietes gelten die Illyrer im Osten und Südosten der Halbinsel, alsdann die Ligurer am Nordrande des westlichen Mittelmeerbeckens, etwa von der Rhône-Mündung bis zu der heutigen toscanischen Küste, als letztes Glied die Iberer, die Bewohner der in ältesten Zeiten nach ihnen benannten Iberischen Halbinsel. Diese drei Hauptstämme lassen sich indes keineswegs in ethnischer Beziehung in Zusammenhang bringen. Die Illyrer gehören zur thrako-illyrischen Völkergruppe, welche arischer Abstammung ist; die Iberer aber waren zweifellos nicht-arisch, denn die Sprache des letzten Restes dieses Volkes, der Basken in Nordspanien, ist agglutinativ (zusammenfügend)[1], weist also auf einen Zusammenhang mit den finnisch-ugrischen Idiomen.

Es fragt sich nun, ob die Ligurer, welche in der Mitte zwischen Illyrern und Iberern saßen, arischen oder nicht-arischen Stammes waren. Es herrscht die Ansicht vor, daß Iberer und Ligurer zusammen gehören, obwohl sprachwissenschaftliches Beweismaterial hinsichtlich der letzteren nicht vorhanden ist. Die Gegner dieser Annahme machen geltend, daß die Ligurer kurzköpfig (brachycephal), die Iberer dagegen (nach den Basken zu urteilen) langköpfig (dolichocephal) waren. Die Finnen aber (mit deren Sprache jene der Basken übereinstimmt), sind kurzköpfig, so daß hier in sprachlicher Beziehung die Zusammengehörigkeit, in anthropologischer Beziehung die Trennung vorliegt. Räumlich aber hängen Liburner und Iberer zusammen, wenngleich anthropologisch die Zusammengehörigkeit sich nicht beweisen läßt. Es wäre vom größten Interesse, die Sprache der Ligurer zu kennen; sie ist indes leider vollständig verloren gegangen. Anthropologische Merkmale sind aber nicht bestimmend, und Rudolf Virchow sträubt sich dagegen, solche Merkmale als entscheidend und maßgebend anzusehen; „denn es liegt auf der Hand, daß bei dem Mangel einer erkennbaren Übereinstimmung in den physischen Merkmalen die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes widerstandslos den Sprachforschern in die Hand gegeben wird, zumal wenn es sich um ein sehr altes Volk handelt. Auf rein linguistischem Wege ist die Einteilung der europäischen Völker in arische und turanische zu stande gekommen, und erst die physische Anthropologie hat die Frage nach der Reinheit der eingeborenen arischen und turanischen Nationen aufgeworfen."

Diese Frage hat in neuester Zeit noch durch eine Ansicht wesentlich an Verwickelung gewonnen. Das Volk der Etrusker, das in Norditalien später eingewandert ist, nannte sich selber „Rasennaten", und man hat

[1] Nämlich Beziehungslaute mit unveränderten Wurzeln, zum Unterschiede von den niedrigstehenden Sprachen, den isolierenden oder einsilbigen, und den höchstentwickelten oder flektierenden Sprachen.

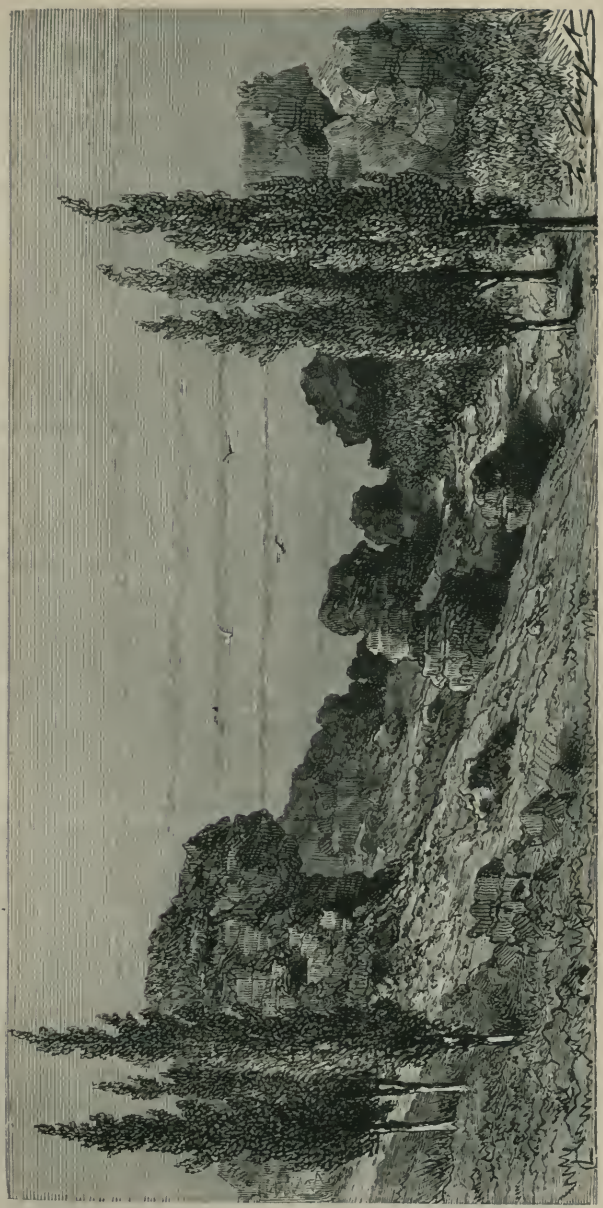


Fig. 13. Ruinen etruskischer Bauten zu Volterra.

deshalb dessen Stammsitz, da der Name an „Rätier“ anklingt, in die Gebirge der Schweiz und des westlichen Tirol verlegt. Uns scheint dies eine der merkwürdigsten ethnologischen Verirrungen zu sein. Da die Etrusker und die Tyrrhener ein und dasselbe Volk sind, fragt es sich, wie es möglich war, daß die Tyrrhener ein seefahrendes Volk ersten Ranges abgeben konnten. In den Wildnissen der Alpen ist doch wohl die Schiffahrt nicht zu Hause gewesen. Die lydische, also asiatische Abstammung der Tyrrhener ist durch alle antiken Zeugnisse nachgewiesen. Die etruskische Stadt Cäre, zuerst von allen italienischen Städten in den griechischen Berichten genannt (Herodot I, 167), hieß eigentlich „Agylla“, nach dem semitischen „agullah“, d. h. Kreisstadt.

Uralt, auf Felsen gegründet, dehnt Agylla sich aus,
Die Stadt, die lydisches Volk einst, tüchtig im Kriege erprobt,
Auf etruskischen Höhen erbaute.

Wir haben in der Einleitung dieses Kapitels (S. 59) erfahren, welche innigen Beziehungen eine Zeit hindurch zwischen Etrurien und Griechenland bestanden. Die bei Cäre gefundenen schwarzbemalten Vasen und Urnen deuten auf einen bestimmten Zusammenhang mit Korinth. Daß bereits Pelasger in Etrurien Tempel bauten, ist uns von Pyrgi, der Hafenstadt von Cäre, verbürgt, wo ein pelasgischer Ilithyia-Tempel stand (Strabo 5, 226; Diodor 15, 337). Das etruskische Cortona (ebenso Volterra, Fig. 13) bezeugt durch gewaltige Kyklopenmauern seine pelasgisch Vorzeit. Herodot (I, 94) erzählt, daß infolge einer achtzehnjährigen Hungersnot ein Teil des lydischen Volkes über Smyrna nach dem fernen Etrurien auszog.

Auch sonst bietet das etruskische Leben genug der Vergleichungspunkte mit dem tiefern Morgenlande. Die etruskische Kosmogonie ist ganz nach hebräisch-babylonischem Zuschnitt, die Wissenschaft der Zeichendeutung im besondern eigentümlich für Vorder-Kleinasien, wo die Lyder aus dem Vogelflug, die Phryger und Karer aus dem Blitz weissagten. Im karischen Telmessus war eine berühmte Weissageschule. Asiatisch war auch die Prachtliebe der Etrusker, welche sich in purpurne Togen hüllten, ein Kleidungsstück, das nachmals die Römer annahmen, ebenso wie den Adler als Feldzeichen, welches gleichfalls aus Asien stammt. Ganz nach lydischem Zuschnitt war auch das etruskische Frauenleben. Ferner hat man in Cäre kreisrunde Bronzeschilder gefunden, welche mit Fabeltieren, Zickzackbändern, Kugelreihen, Wellengewinden, immer ein Ring in dem andern, geschmückt sind, alles von getriebener Arbeit. Diese Schilde geben gewissermaßen das Urbild zu dem berühmten „Schild des Achilleus“ nach Homerscher Schilderung ab. Das große Grab von Cäre war angefüllt mit Bronzegerät im phönizischen Kunststil. Unter den Goldfunden befand sich eine Brustplatte mit Tierdarstellungen, menschlichen Flügelwesen, zweiköpfigen Chimären: Verzierungen, welche denjenigen am

Schurzfell der Artemis von Ephesus auf ein Haar gleichen. In einem Priestergrab von Cäre fanden sich auch Goldfasern und Fransen, wie sie die Lyder auf ihren Gewändern trugen.

Wie man auf alle diese Beweise hin die Heimat der Etrusker nach Rätien verlegen kann, ist unerfindlich. Dazu kommt noch eins: der italienische Gelehrte Nicolucci hat eine Reihe von Thatsachen zusammengestellt, aus welchen hervorzugehen scheint, daß in ältester Zeit die Ligurer an der Westküste bis zur Tibermündung herab wohnten, und daß im Gebiete des Po ihre Stämme bis Verona, Brescia und zu den Euganeischen Hügeln reichten. In beiden Richtungen wurden sie von den Etruskern zurückgedrängt, bis sie in dem Berglande um die Quellflüsse des Po eine Stütze fanden. Man erkläre sich nun eine solche Verdrängung nach Norden, wenn die Etrusker aus den Alpen nach Süden hervorgebrochen wären. Das kann doch füglich nur auf dem umgekehrten Wege möglich gewesen sein.

Bezüglich der Stellung der vorerwähnten Völker zu einander herrschen noch andere Widersprüche. Die alten Quellen lassen die Sikaner aus Iberien nach Sicilien einwandern; desgleichen die Sarden, welche die nach ihnen benannte Insel Sardinien und das benachbarte Corsica besiedelten. Der letzte Rest der Ligurer führte aber gleichfalls den Namen „Sarden". Jener Rest erhielt sich in den Gebirgen des obern Po-Gebietes und hat seinen Namen auf dieses übertragen. Es wäre sonach folgerichtiger, anzunehmen, die ligurischen Sarden hätten jene beiden Inseln besetzt, da sie ihrem Stammlande viel näher lagen als dem der Iberer. Die Sikaner wurden, nach einigen schon drei Menschenalter vor dem Falle Trojas, nach anderen 300 Jahre vor der Gründung griechischer Kolonieen auf Sicilien im achten Jahrhundert, aus den östlichen und nördlichen Teilen der Insel mit Gewalt vertrieben durch die Sikuler, von denen die Insel den Namen „Sicilien" erhielt.

Dieses Volk hatte vorher einen großen Teil der Italischen Halbinsel bewohnt; denn es wird von Plinius an der Ostküste des nördlichen Italien zusammen mit dem illyrischen Stamme der Liburner, und von Dionysios u. a. an der Westküste des mittlern Italien genannt. Weiter südlich, an der Straße von Otranto, saßen die (gleichfalls illyrischen) Japygen. Im Osten wurden die Sikuler durch die Umbrer, im Süden durch die Önotrer, im Westen durch die Aboriginer vertrieben, bis sie endlich nach Sicilien übersetzten.

Mit den Umbrern (richtiger Umbro-Sabellern) und den Aboriginern, den Latinern im weitern Sinne, treten uns die eigentlichen lateinischen Stämme, aus denen die römische Herrschaft sich entwickelte, entgegen. Wenn die Latiner sich als „Aboriginer" (d. h. als Eingeborene, Urbewohner) bezeichnen, müssen wir gleichwohl daran festhalten, daß ihre Vorfahren von Nordosten her eingewandert sind; denn ihr Ariertum ist unzweifelhaft, desgleichen ihre nächste Verwandtschaft zu den Hellenen. Die stufenweise Ver-

drängung der Sikaner durch die Sikuler, dieser durch die Umbrer und Latiner zeigt deutlich den Gang der von Nord nach Süd gerichteten Einwanderung, nahezu in derselben Richtung, welche in späterer Zeit die Einbrüche der Kelten und Germanen nahmen. Eine Rückstauung erfuhr diese Bewegung durch das Einströmen der Phöniker, beziehungsweise der Hellenen, in Sicilien und Unteritalien.

Der Keim zu der lateinischen Macht ward in grauer Vorzeit durch Gründung der latinischen Gemeinde Ramnes auf dem Palatinus-Hügel am Tiber, unfern des Meeres und nahe der etruriſchen Grenze, gelegt. Als Gründungstag wird der 21. April 753 v. Chr. angegeben. Kurz nachher ließ sich auf dem Quirinal eine sabinische Gemeinde nieder. Beide Gemeinden schmolzen alsbald in eine zusammen, welche sich durch Befestigungen schützte. Die Urgeschichte Roms — so genannt nach dem fabelhaften Königssohne Romulus — ist keine latinische, sondern eine etruskische. Das Königsgeschlecht der Tarquinier beherrschte es durch 130 Jahre und begründete die Macht Latiums. Als um 500 v. Chr. die fremde Dynastie vertrieben wurde, fiel das Geschaffene wieder auseinander, und für Rom begannen schwere Kämpfe um seinen eigenen Fortbestand. Den Reigen der Bedrängnisse eröffnete der Einfall der Kelten (Gallier); Kämpfe mit den Etruskern und den Nachbarstämmen folgten nach. Am längsten, bald von Erfolgen, bald von Mißerfolgen begleitet, währte das Ringen mit dem mächtigen Nachbarstaate der Samniten. Die ersten Kämpfe hatten bereits in der Mitte des vierten Jahrhunderts begonnen, während die endgültige Bezwingung der Samniten erst im Jahre 304 v. Chr., nach 22jährigem Kriege, gelang. Ein neuerlicher Versuch der Samniten, die Hegemonie Roms, der sich auch die Latiner nur mit Widerstreben gefügt hatten, zu brechen, wurde blutig zurückgewiesen.

Rom war eben im Begriffe, seine Hand nach Unteritalien auszustrecken, als ein Streit zwischen den dortigen Stämmen der Thuriner und der Lukaner ausbrach. Der Hilferuf der Thuriner an Rom brachte die Absicht zur Verwirklichung. Nun hatte Rom am Jonischen Meere Fuß gefaßt und zog sich dieserhalb den Groll des mächtigen Tarent zu. Auch die Lukaner protestierten gegen die römische Einmischung zu Gunsten ihrer Gegner, der Thuriner, und erließen ein allgemeines Aufgebot an die Italer, Etrusker und senonischen Gallier (an der Küste von Umbrien). Die römischen Legionen aber schlugen alle Feinde aus dem Felde, worauf die Tarentiner in ihrer Verzweiflung den König Pyrrhus von Epirus zur Rettung aus der Bedrängnis herbeiriefen. Zwar siegte der epirotische Fürst zweimal über die Römer und drang sogar — von Syrakus, welches die Karthager hart bedrängten, gerufen — in Sicilien ein; durch Zersplitterung seines Heeres zog er sich aber bei Benevent (bis dahin Maleventum genannt) eine so

empfindliche Niederlage zu, daß er Italien sofort räumte und nach Epirus zurückkehrte (275 v. Chr.).

Drei Jahre später fiel Tarent. Alle Stämme von der Po-Ebene bis zum Jonischen Meere mußten zu Rom in ein abhängiges Bundesverhältnis treten. Mit der dem Römertume eigentümlichen Rücksichtslosigkeit hatte Rom dieses Verhältnis erzwungen, aber zugleich durch Energie den jungen, in einer Stadt konzentrierten Staatskörper fest zusammengehalten, indem es allenthalben Kolonieen gründete und den militärischen Wert des Besitzes durch Schöpfung vorzüglicher Straßen erhöhte. Mit der Erwerbung der ganzen Italischen Halbinsel war Rom eine Großmacht und zugleich der gefährlichste Nebenbuhler des karthagischen Reiches geworden. Daß es da zu einem Zusammenstoße kommen mußte, ist erklärlich. Namentlich stach Sicilien, das geographisch zu Italien gehört, den Römern in die Augen. Ein Vorwand zur Kriegserklärung fand sich leicht. Dieselbe erfolgte im Jahre 264 v. Chr.; 23 Jahre später, nach mörderischen Kämpfen, waren die Römer Herren der Insel bis auf das Königreich Syrakus. Vier Jahrzehnte später unterwarfen sie die Gallier in der Po-Ebene. Kurz zuvor wurden auch die Inseln Sardinien und Corsica mitten im Frieden den Karthagern entrissen und 201 endlich Syrakus erobert.

Um diese Zeit — es war zu Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. — griffen die Römer auch nach der Hämus-Halbinsel aus. Aus der Geschichte Makedoniens wissen wir, daß die unter einem Könige vereinigten Duodez-Herrschaften Illyriens mehr und mehr in die Völkerschicksale des genannten Halbinsellandes eingriffen. Unter dem ersten Könige der Illyrer, Bardyllis, hatte das Reich bereits seine größte Ausdehnung erreicht. Es umfaßte nicht nur das eigentliche Stammland, das wäldererfüllte Bosnien und das ganze dazu gehörige adriatische Küstenland, sondern auch Istrien im Norden und Albanien nebst Teilen von Makedonien im Süden. König Philipp II. von Makedonien trat der seinem Reiche drohenden Gefahr mit großer Energie entgegen, und es gelang ihm, das große illyrische Reich in zwei Teile auseinander zu reißen, indem er am Drin-Flusse eine Grenzlinie schuf, welche die in Philipps Besitz übergegangene Illyris Gracca von der nördlichen Illyris Barbara schied.

Der Übergang eines Teiles von Illyrien an Makedonien war auch sonst von bedeutender Tragweite. Man lernte hierbei die vorzüglichen kriegerischen Eigenschaften kennen, welche die Illyrer, soweit Überreste dieser Stämme in Betracht kommen, bis heute bewahrt haben. Ihre äußere Erscheinung war eine stattliche; leichtfüßig und behende gingen sie in den Kampf, in welchem sie allemal große Unerschrockenheit an den Tag legten. Auch die Tugend der Gastfreundschaft ist den Nachkommen geblieben, und mit Stolz dürfen sich diese jenes Glaucias erinnern, der den Knaben Pyrrhus

vor dem siegreichen Kassander schützte und ihm eine Zuflucht an seinem Hofe gewährte. Lange aber dauerte die illyrische Herrlichkeit nicht. Als König Argon gestorben war, übernahm einstweilen die Königin Teuta für dessen unmündigen Sohn die Herrschaft. Unter ihrem etwas zügellosen Regiment bildete sich jenes illyrische Piratenunwesen aus, das den Römern den ersten und besten Anlaß geben sollte, sich in die illyrischen Angelegenheiten zu mengen. Zwar wurde der Gesandte, den man an den Hof der Königin Teuta nach Skadra (Skutari) entsendet hatte, hinterlistig ermordet. Um so wirkungsvoller war aber ein anderes Mittel: ein tüchtiges Heer und eine starke Flotte, welche den Freibeutern ehestens heimleuchteten und die Königin zwangen, sich den harten Bedingungen ihrer Besieger zu fügen. Infolge dieser Bedingungen verlor Illyrien nicht nur bedeutende Gebietsteile, sondern es mußte auch in das Verhältnis eines von Rom abhängigen Tributärstaates treten (228 v. Chr.).

Kaum hatte Rom diese ersten Erfolge auf der Hämus-Halbinsel errungen, so wurde es durch andere Zwischenfälle noch tiefer in den Orient hineingezogen. Ein Jahr nach der Schlacht von Kynoskephalä (197 v. Chr.) überschritt Antiochus der Große, König von Syrien, den Hellespont und drang, trotz aller Abmahnungen Hannibals, der, aus Karthago vertrieben, am syrischen Hoflager zu Ephesus sich aufhielt, bis nach Griechenland vor. In den Thermopylen von dem Legaten Cato besiegt, entfloh Antiochus (ohne Heer) nach Asien; seine Flotte erlitt in zwei Schlachten eine gänzliche Niederlage. Das römische Heer, das jetzt unter Lucius Cornelius Scipio (Bruder des Africanus) stand, zog durch Makedonien und Thrakien über den Hellespont und weiter durch Kleinasien nach Magnesia, wo die weit stärkere Heeresmacht des Antiochus vollständig geschlagen wurde (190 v. Chr.). Er mußte Kleinasien abtreten, welches die Römer mit scheinbarer Großmut zumeist unter ihre Verbündeten teilten. Hierbei ging aber ihre Politik wie gewöhnlich dahin, die Schwachen stark, die Starken schwach zu machen, die Grenzen der einzelnen Staaten recht wirr durcheinander zu ziehen und überall einen Grund für künftige Eifersüchteleien und Reibungen zu hinterlassen, in welchen dann ihnen die einträgliche Schiedsrichterrolle nicht entgehen konnte. Im nächsten Jahre wurden auch die tapferen, aber rohen und uneinigen Galater bezwungen. Zugleich erklärte sich der König von Kappadokien als Bundesgenosse Roms.

Unterdessen waren die Illyrer den Römern aus den Augen und aus dem Sinn gekommen. Die Piraterie kam wieder in Schwung, und Mittelpunkt derselben wurde die Insel Pharos (jetzt Lesina). Beachtenswert und für die Schaukelpolitik des makedonischen Reiches sehr bezeichnend ist die Thatsache, daß König Philipp, der die Machterweiterung Roms nur mit Besorgnis verfolgt haben konnte, sich von letzterem übertölpeln ließ. Rom schloß

nämlich mit Illyrien ein Bündnis gegen Makedonien. Zwar der letzte illyrische König, Genthios, versuchte der gefährlichen Löwenfreundschaft sich zu entledigen und mit dem Könige Perseus von Makedonien gemeinsame Sache zu machen; dieser Abfall aber gereichte beiden zum Verderben. In einem Feldzuge von nur 30 Tagen ging zuvörderst Illyrien und hierauf Makedonien in römischen Besitz über (168 v. Chr.).

Es wäre ein großer Irrtum, wollte man glauben, daß die Römer thatsächlich so rasch zu wirklichen Gebietern in jenen Ländern sich emporschwangen. Sie hatten nur einzelne Küstenstrecken inne, nicht aber die entlegeneren Gaue, wo die wilden Skordisker hausten (im heutigen Bosnien), am allerwenigsten aber die Felsengebirge der heutigen Herzegowina und Montenegros. Hier bestand zu jener Zeit eine Art Freistaat der sogenannten „Dalmater", die, in ihrer Gebirgswildnis unerreichbar, jedes römische Herrschaftsgelüste zurückwiesen. Zwar gelang es einem römischen Heere, in das fragliche Gebiet einzudringen und dessen Hauptstadt Delminium zu zerstören, was zur Folge hatte, daß die Dalmater sich für besiegt erklärten. Aus strategischen Gründen aber mußten die Sieger alsbald das Land räumen; dies wurde das Zeichen zu einer neuen Erhebung, der sich diesmal auch die nördlichen Skordisker anschlossen. Im Jahre 159 v. Chr. hatten die Dalmaterkriege begonnen, und erst 119 war es gelungen, dieselben zu Gunsten der Römer dauernd zu beenden.

Während dieser Feldzüge spielte sich im westlichen Mittelmeere der große Entscheidungskampf ab, welcher die Römer endlich zu Herren desselben machte. Es war jener Kampf, der zur Vernichtung der karthagischen Macht führte. Zwar war dieselbe in den letzten 50 Jahren durch die Räubereien des Königs Masinissa von Numidien erheblich zusammengeschrumpft, aber die Eifersucht der Römer kam trotzdem nicht zur Ruhe. Durch immer neue Demütigungen wurden die Karthager zur Verzweiflung getrieben und griffen endlich zu den Waffen. Drei Jahre zog sich die Belagerung der außerordentlich stark befestigten Stadt hin, trotzdem Scipio gleich im ersten Anlaufe die äußere Gartenstadt (Megara) genommen hatte. Die eigentliche Burg- und Hafenstadt konnte erst nach der oben angeführten Frist erstürmt werden. Den Häfen zunächst lag der von hohen Häusern umgebene Marktplatz, wo die römischen Soldaten den furchtbaren Straßenkampf eröffneten. Drei von sechsstöckigen Häusern eingeschlossene Straßen führten zur Burg (Byrsa) hinauf. Diese Straßen wurden von den Römern in Brand gesteckt, nachdem im verzweifelten Mordkampfe Haus um Haus erstürmt worden war. Aber die Reste dieser Straßen sollten weggeschafft werden, um den Angriff auf die Burg nicht zu hindern. Das ganze Heer arbeitete bereits, von Scipio angetrieben, sechs Tage und Nächte, ohne viel ausgerichtet zu haben, als die Burg sich ergab. Die alte Phönikerstadt ward dem Erdboden gleich gemacht, der Rest ihres Gebietes als Provinz eingerichtet.

Bevor wir das Umsichgreifen der römischen Macht im Orient weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf die dritte der südeuropäischen Halbinseln, die Iberische, werfen. Wir haben früher der Iberer gedacht und auch die Thatsache beleuchtet, daß ihre ethnische Verwandtschaft mit den Ligurern kaum zugegeben werden kann. Die Iberer sind die Urbewohner der von ihnen besiedelten Halbinsel und waren bis ins sechste Jahrhundert auch deren einzige Bewohner, von den phönikischen Kolonieen natürlich abgesehen. Um die angeführte Zeit drangen die Kelten in die Halbinsel ein, und seitdem bildete sich in einem großen Teile derselben jenes Mischvolk der „Keltiberer", welches die Schriftsteller des Altertums wegen seiner kriegerischen Leistungen, namentlich wegen seines Widerstandes gegen Karthager und Römer, viel gepriesen haben. Ein einziger Stamm scheint sich von der Vermischung freigehalten zu haben: der schon von Strabo aufgeführte Stamm der „Vaskonen", welcher sich in den heutigen Basken erhalten hat. Im Jahre 236 v. Chr. setzten die karthagischen Heere über die Meerenge von Gades (Gibraltar), und ihre Feldherren, zuerst Hamilkar Barkas, dann Hasdrubal, zuletzt Hannibal, bekamen nach und nach fast die ganze Iberische Halbinsel in ihre Gewalt. Bald hierauf kamen die Römer ins Land, welche die Punier allenthalben schlugen, die einheimischen Stämme zu gewinnen verstanden und schließlich die ganze Halbinsel in ihren Besitz brachten (206 v. Chr.). Im Jahre 197 — also gerade zur Zeit der ersten illyrischen Kriege — ward die neue Provinz als Hispania citerior und Hispania ulterior eingerichtet. Indes dauerte auch hier der Kampf mit einigen der widerspenstigsten Stämme noch Jahrhunderte fort (man erinnere sich an die heldenmütige Verteidigung von Numantia!), so daß erst unter Augustus von einem gefestigten römischen Besitz im Lande die Rede sein konnte.

Im Oriente hatte die Ausbreitung der römischen Macht bald nach dem Untergange Karthagos ihren Fortgang genommen. Am berühmtesten von den hierbei geführten Kämpfen sind jene gegen Mithridates den Großen (seit 88 v. Chr.) geworden. Die unfertigen Zustände in Kleinasien ermöglichten es Mithridates, der am Pontus ein starkes Reich gegründet hatte, jenes Gebiet unter seine Herrschaft zu bringen. Da erfolgte der bekannte furchtbare Gewaltakt des großen Römerhassers. Durch eine Verschwörung kamen an einem bestimmten Tage in ganz Kleinasien zwischen 100000 bis 150000 römische Geschäftsleute u. s. w. ums Leben. Auch in Europa zettelte Mithridates Verschwörungen an. Aber Sulla, der von Rom Geächtete, erschien in Griechenland und rieb das Heer der Asiaten fast gänzlich auf. Mithridates selber hatte es der zwischen Sulla einerseits und Marius und Cinna andererseits bestehenden Eifersucht zu verdanken, daß er mit heiler Haut davonkam. Von Nachgiebigkeit war keine Rede. Schon 82 v. Chr. brach ein neuer Krieg, mit einigen Erfolgen

für Mithridates, aus, im Jahre 76 ein dritter, in welchen auch Armenien hineingerissen wurde. Die von dem Konsul Lucullus begonnene Invasion wurde von Pompejus mit größerem Nachdrucke fortgesetzt, so daß sein Heer bis nach Kolchis vordringen konnte. Der armenische König Tigranes, welcher den stolzen Titel „König der Könige" führte, beugte vor dem Sieger das Knie, und sicher wäre auch Mithridates diesmal seinem Schicksale nicht entronnen, wenn dem römischen Zuge nicht die kaukasischen Bergvölker sich widersetzt hätten.

Pompejus zog nach Amisos (heute Samsun, an der Pontusküste) und hielt über zwölf Könige und zahlreiche Fürsten Kleinasiens eine Art Musterung, um Kronen zu verteilen. Die ganze Karte dieses Ländergebietes wurde umgestaltet. Dann kehrte der Sieger nach Rom zurück, wo er einen Triumphzug hielt, wie ihn die Römer bis dahin glänzender nicht gesehen (61) und wie er auch in der Folgezeit in der ewigen Stadt nur einmal noch, bei der Heimkehr des siegreichen Trajan aus dem zweiten dakischen Kriege, erlebt wurde. Kurze Zeit darauf wollte es der Triumvir Crassus, dem bei der Herrschaftsteilung Asien zugefallen war (54), seinen Vorgängern Sulla und Pompejus gleichthun und brach deshalb mit dem tapfern und unwiderstehlichen Reitervolke der Parther einen Krieg vom Zaune. Das Spiel mißlang, das römische Heer wurde aufgerieben und Crassus auf der Flucht getötet. Lange Zeit gehörte der Name „Parther" zu jenen der gefürchtetsten Feinde Roms. Wenige Jahre nach der Niederlage des Crassus versetzte Julius Cäsar dem Mithridatischen Hause den Todesstoß. In der Schlacht von Zela wurde des großen Mithridates Sohn, Pharnakes, mit einem Schlage vernichtet. Es war damals, wo Cäsar, selber von der schnellen Beendigung des Krieges überrascht, seinen Sieg mit den berühmt gewordenen drei Worten nach Rom berichtete: Veni, vidi, vici!

Die römische Kaiserzeit eröffnet ein neues Schaustück: die endgültige Festsetzung Roms in den Ländern der Hämus-Halbinsel. Schon Julius Cäsar hatte sich mit dem Plane getragen, den thrakischen Dakern, welche nördlich der Donau siedelten, aber fortgesetzt in Illyrien einbrachen, das Handwerk zu legen. Er kam aber nicht dazu; es sollten noch anderthalb Jahrhunderte vergehen, bis die dakische Herrschaft für immer gebrochen wurde. Den Anfang machte Octavianus Augustus. Ihm lagen die Dalmater und Illyrer näher als die Daker, und die Bezwingung der ersteren schien ihm wichtiger als ein Abenteuer an der untern Donau. Er unterwarf die Liburner und Japyden (am Golfe von Fiume und nordwärts desselben) und schuf eine vorzügliche Operationsbasis gegen die Donau-Save-Länder. Die ganze zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. war mit kriegerischen Unternehmungen nach diesem Gebiete erfüllt. Aber erst Kaiser Trajan, dessen Name mit dem Ruhme der römischen Waffen an der untern Donau

unzertrennlich verknüpft ist, brachte das dalische Reich zu Fall (104). Grenzenlos war der Siegesjubel in Rom, voll großartigen Pompes die Heimkehr und der Triumph des kaiserlichen Siegers. Ein steinernes Denkmal, die Trajanssäule, verewigt die denkwürdigen Thaten dieses Feldzuges, welcher eines der glorreichsten Ruhmesblätter des Römertums füllt.

So hatte Rom — von allen weiteren Eroberungen in Gallien, Britannien und Germanien, welche nicht zu unserem Gegenstande gehören, abgesehen — den Gipfel seiner Macht erreicht. Es herrschte in drei Erdteilen, das Mittelmeer war ein römisches Binnengewässer. Kein anderes Volk kann die Thatsache verzeichnen, daß es alle Länder rings um dieses Wasserbecken beherrschte. Es wird auch kaum je wieder geschehen. Für das maritime Leben in dieser Zeit sind drei Städte von größter Bedeutung: Aquileja im Norden der Adria, Brundusium (Brindisi) und Dyrrhachium (Durazzo) im Süden derselben. Aquileja, ursprünglich als Stützpunkt für die Operationen gegen die Alpenvölker und die östlichen Barbaren erbaut, erhielt späterhin die Bedeutung des ersten römischen Kriegs- und eines sehr ansehnlichen Handelshafens. Dyrrhachium aber war die glanzreichste Stadt im alten Illyrien. Die ausgedehnten Reste, die man heute noch sieht, geben einen Begriff von der Größe dieses Stapelplatzes, in welchem ein immerwährendes Völkergewühl herrschte. Die Stadt war der Ausgangspunkt der Via Egnatia, der großen Überlandstraße, welche von Dyrrhachium aus die ganze Hämus-Halbinsel bis Thessalonich (Saloniki) quer durchzog und über Philippi, Trajanopolis und Hadrianopolis (Adrianopel) nach Byzanz führte. Mit Benutzung der Via Appia, welche von Rom nach Brundusium zog, konnte man (einschließlich des Seeweges von Brundusium bis zur illyrischen Küste) in ungefähr vier Tagen von Rom nach Dyrrhachium gelangen. Kein Wunder also, daß hier der Orient und der Occident ihre Reichtümer tauschten, daß die südlichen und östlichen Völker hier zusammenströmten und die prächtigen Gassen vom Lärm der römischen Legionen widerhallten. Im Hafen schaukelte ein Wald von Masten, denn Dyrrhachium war die bedeutendste Handelsstadt des nähern Orients.

Mit Trajans Siegen hatte die Römerherrschaft ihren Höhepunkt erreicht. Die Vorläufer jener großen Bewegung, welche wir die Völkerwanderung nennen, machten sich schon Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. bemerkbar. Damals waren die Westgoten am Nordrande des Schwarzen Meeres erschienen, ein Jahrzehnt später vernichteten sie in der mörderischen Schlacht von Adrianopel (9. August 377) die römische Herrschaft auf der Hämus-Halbinsel. Kaiser Valens fiel an jenem Tage mit 40000 seiner Krieger. Nach den Westgoten hatten sich die Hunnen in den unteren Donau-Ländern eingefunden und während einer siebenjährigen furchtbaren Schreckensherrschaft die blühendsten Städte vernichtet. Nach dem

Tode Attilas brachen die Ostgoten in das Gebiet zwischen der Donau und dem Ägäischen Meere ein.

Goten und Hunnen wälzten sich am Nordrande der Hämus-Halbinsel weiter nach Westen und drangen in Italien ein. Alarich brachte zuerst das sogenannte „Land-Venetien" in seine Gewalt. Dann kamen die Hunnen (450), und von der Kastellhöhe von Udine sah Attila das herrliche Aquileja in Flammen aufgehen. Unzählbar waren die Flüchtlinge, welche die von der Natur geschützten Eilande des Lagunengebietes aufsuchten. Dorthin, wo die Sümpfe und Strandseen jedem Eroberer Halt geboten, getraute sich auch der nächste Bedränger des Römerreiches, Theodorich der Große, nicht. Nachdem er sengend und plündernd mit ungeheuerem Heere, mit Troß, Weibern und Kindern die Illyrische Halbinsel durchzogen hatte, drang er in die Pässe der Julischen Alpen ein. Unweit des Isonzo kam es zur ersten Schlacht zwischen Theodorich und Odoaker. Die Goten siegten, und nun wälzte sich der Völkerstrom hinaus in die unverteidigte venetianische Ebene. Bei Verona stieß Theodorich auf den letzten Widerstand. Mit der Einnahme von Ravenna war Italien gotisch. Die Westgoten zogen weiter nach Westen und brachen (417) in Hispanien ein, wo bereits vorher (409) die Vandalen furchtbar gehaust hatten. Im Jahre 427 setzten die letzteren über die Meerenge bei dem heutigen Gibraltar und durchstreiften unter Geiserichs Führung das Küstenland von Nordafrika, von wo aus sie in wiederholten Zügen (440—460) Mittel- und Unteritalien, die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica und die Balearen heimsuchten.

Furchtbar war diese Erschütterung am Ausgange des Altertums. Ein Kulturvolk ersten Ranges, eine Weltmacht im wahren Sinne des Wortes war in verhältnismäßig kurzer Zeit vom Erdboden hinweggefegt worden. Nur ein Teil dieser Weltmacht fristete noch ein mannigfach angefochtenes Dasein — das oströmische Reich. Schon 330 hatte Konstantin der Große Byzanz zu seiner Residenz erwählt. Nach der Teilung des Weltreiches wurde Byzanz 395 Hauptstadt des oströmischen Reiches. Die Epoche der ersten byzantinischen Kaiser ist eine ruhmreiche. An die Namen Arkadios, Theodosios II. und Justinian knüpfen sich glänzende Thaten. Den Wendepunkt in diesem Aufstreben bedeutet die Regierungszeit des Kaisers Heraklios. Seine Nachfolger kamen großenteils durch Empörung auf den Thron, um ihn auf gleiche Weise, meist auch mit dem Leben, zu verlieren. Barbarenhorden, welche die Hochflut der Völkerwanderung zurückgelassen hatte, wie die Avaren, bedrängten das Reich und seine Hauptstadt.

Das große Völkerdrängen von Nordost-Europa her hatte aber noch lange nicht aufgehört. Nach dem Abzuge der Ostgoten aus der Hämus-Halbinsel (489 n. Chr.) drang in allernächster Zeit das finnisch-ugrische Volk der Bulgaren in das geräumte Gebiet ein und wälzte sich gegen

Byzanz, vor dessen Thoren es von Belisar geschlagen wurde. Da riefen die Bulgaren die Slavenstämme der Anten und Sklavenen herbei, welche einige Zeit vorher an der untern Donau erschienen waren. Im sechsten Jahrhundert dauerte das Einströmen slavischer Elemente fort. Die später nachrückenden Bulgaren fanden das fragliche Gebiet bereits allenthalben von Slaven besetzt, ja in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts war die Hämus-Halbinsel bereits völlig slavisiert. Kaiser Konstantin Pogonat (668—685) wollte der gefährlichen Überschwemmung entgegentreten, wurde aber geschlagen. Unterdessen vollzog sich etwas Seltsames; der Slavismus hatte auf die neuen finnisch-ugrischen Ankömmlinge überwiegenden Einfluß genommen, der dadurch noch erhöht wurde, daß die heidnischen Bulgaren sich dem Christentume zuzuneigen begannen. Aus der slavischen Liturgie wurde eine slavische Schriftsprache der Bulgaren. Ein Jahrhundert später gab es nicht mehr zwei verschieden sprechende Volksstämme, Bulgaren und Slaven, sondern nur ein Volk: Bulgaren mit slavischer Sitte und Sprache. Im siebenten Jahrhundert war es auch, daß slavische Völker im Westen der Hämus-Halbinsel (an der Adria) auftauchten. Es waren dies die Chrobaten (Kroaten) und Sorben (Serben). Die Avaren hatten zur Zeit der Regierung des Kaisers Heraklios die nordwestlichen Provinzen des byzantinischen Reiches heimgesucht, so daß sich jener gezwungen sah, fremde Hilfe, die genannten Slavenstämme, herbeizurufen. Die Chrobaten kamen wahrscheinlich von der Nordseite der Karpathen, die Sorben aber, die nur ein Jahrzehnt später ihren Stammverwandten nachfolgten, aus der Lausitz. Während nun die Chrobaten in ihren neuen Landsitzen in langwierige Kämpfe mit den Avaren verwickelt wurden, durchwanderten die serbischen Stämme mehrmals die westliche Hälfte der Hämus-Halbinsel — wie es heißt, waren sie nicht sonderlich zufrieden mit den ihnen angewiesenen Ländereien —, um zuletzt südlich des neuen Kroatenlandes (in der heutigen Herzegowina) sitzen zu bleiben. Im Gegensatze zu den Kroaten nahmen die Serben die Untugenden ihrer Vorfahren, der illyrischen Dalmater, an und bedrückten die romanisierten Küstenbewohner. In der Folge dehnte sich das serbische Element bis in das Herz der Hämus-Halbinsel und bis tief in Griechenland aus.

6. Nordafrika (von den ältesten Zeiten bis zum Auftreten des Islam).

Wir haben bisher in der ganzen langen Reihe von Völkerverschiebungen immer nur zwei Weltteile, Asien und Europa, vor Augen gehabt. Die Aufrechterhaltung des ununterbrochenen räumlichen Zusammenhanges machte dies nötig. Jetzt endlich kommen wir auf den dritten das Mittelmeer einschließenden Erdteil, auf Afrika, zu sprechen. Vom alten Ägypten ab-

gesehen, ist Nordafrika, namentlich aber das Atlasgebiet, sowohl von dem ältesten Kulturleben, als von den späteren Weltereignissen nur vorübergehend berührt worden. Diese vorübergehenden Erschütterungen waren zu Zeiten freilich heftig genug. Sie wurden hervorgerufen erstens durch die römische Weltmacht, beziehungsweise durch die Eifersucht zwischen Rom und Karthago; zweitens durch die Völkerwanderung; drittens durch die arabisch-islamitische Überflutung.

Wer die Urbewohner des fraglichen Gebietes waren, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Mit den ältesten Überlieferungen über den dunklen Erdteil sind wohl etliche Völkernamen auf uns gekommen, welche Rasse aber damit gemeint ist, ob eine ureingesessene oder eingewanderte, darüber wurde man sich nicht klar. Mit jenen Namen, welche wir meinen, wurden verschiedene Nomadenstämme belegt, welche zwischen der Libyschen Wüste und dem Atlantischen Ocean einerseits, dem Sahara-Gebiete und der Mittelmeerküste andererseits siedelten. Es waren dies die Numidier, Garamanten, Massicier, Mazäner und Mauruſier. Da alle diese Völker im Altertum mit dem Sammelnamen „Libyer" oder „Berber" zusammengefaßt wurden, darf man zuvörderst fragen, welche Bewandtnis es mit diesem letztern Worte hat, und inwiefern eine Beziehung zwischen ihm und jenem ethnischen Elemente, welches man heute noch „Berber" nennt, vorhanden ist, beziehungsweise zugestanden werden darf.

Das Wort „Berber" ist griechischen Ursprungs und bezeichnet kein bestimmtes Volk, sondern nur einen allgemeinen Begriff. Die Berber sind die „Barbaren" der Griechen, und das Wort „Barbar" selbst wird aus dem Sanskrit abgeleitet, in welchem der „Warwara" einen Ausgestoßenen oder Geächteten bedeutet. Die Griechen nannten also alle Völker Nordafrikas, zu denen sie in keinen näheren Beziehungen standen, Barbaren. Damit hätten wir wenigstens einen etymologischen Anhaltspunkt gewonnen, an den wir ethnologische Schlußfolgerungen anknüpfen können. Denn sobald man heute von Berbern spricht, sind damit schlechtweg Überreste jener Urbevölkerung gemeint. Für uns besteht nun die Frage, ob die berberischen Stämme überhaupt eine ureingeborene Rasse sind. Einige Gelehrte bejahen diese Frage, wobei sie den mehr geschichtlichen als ethnischen Beweisgrund anführen, daß die Geschichte der Berberstämme weit über alle Anfänge unserer Geschichtskenntnis hinaufreicht; andere wieder machen geltend, daß weder der physische Typus, noch die sonstigen ethnischen Eigentümlichkeiten die berberische Rasse als eine auf afrikanischem Boden entstandene erscheinen lassen. Bekannt ist aus der ältesten Geschichte — und wir haben in der Einleitung zu diesem Abschnitte flüchtig darauf hingewiesen — daß die Hamiten, zu welchen man die Berber rechnen muß, in vorgeschichtlicher Zeit die assyrisch-babylonischen Tiefländer besiedelt hatten und von dort durch den

Einbruch semitischer Völker verdrängt wurden. Da das uralte Völkerdrängen aus dem Innern von Asien nach Westen hin erfolgte, können jene Hamiten, die dem Drucke nachgaben, wieder nur nach Westen geschoben worden sein, und da war, zieht man die geographische Gestaltung des asiatisch-afrikanischen Grenzgebietes in Betracht, ein einziges Durchlaßthor, die Sinai-Halbinsel, vorhanden.

Über sie und die jetzige Landenge von Suez hinweg strömten also die hamitischen Stämme in den dunklen Erdteil ein. Das fruchtbare Nilthal war ihre erste Beute, und es sollte der Schauplatz eines hochentwickelten Kulturlebens werden; aber von dessen Glanze fiel fast kein Strahl auf jene hamitischen Stämme, welche noch weiter westwärts gedrängt wurden und zuletzt den ganzen Nordrand von Afrika überfluteten. Sie können dort nur auf eine ältere, offenbar barbarische Bevölkerung gestoßen sein, über deren Eigenart nicht einmal Vermutungen bestehen. Die reine Negerrasse ist dem Sudan, also dem ungeheuern Erdraume südlich der großen Wüste, so eigentümlich, daß an eine frühere Verbreitung derselben bis an die Gestade des Mittelmeeres nicht gedacht werden kann.

Wir lassen demnach die Vorfrage unbeantwortet und wenden uns, bei vorläufiger Umgehung Ägyptens, den in das übrige Nordafrika eingewanderten hamitischen Stämmen zu. Ihre ehemalige Zusammengehörigkeit ist nicht anzuzweifeln, da dieselbe sprachlich noch heute besteht. Vor alters soll das berberische Idiom Worte enthalten haben, welche auch in der ältesten Sprache der Ägypter vorkommen, die aber schon im dritten Jahrhundert n. Chr. außer Gebrauch waren. Das wäre immerhin ein Beweis, daß die Berber (und mit ihnen die Ägypter) keine eingeborene Rasse Afrikas sind. Eine andere Frage ist es freilich, ob die heutigen Berber mit den ältesten Stämmen dieses Namens im ethnischen Sinne identisch sind. Der auffallende Gegensatz im Typus zwischen dem Kulturvolke des Nilgebietes, einigen Stämmen der Sahara und den sogenannten reinen Berbern des Atlasgebietes läßt auf Rassenvermischungen und andere fremde Einflüsse schließen. Anders könnte man für die blonden Kabylen und die roten Rifioten keinen Schlüssel finden. Wenn es also vor alters in dem fraglichen Gebiete berberische Stämme gab, so fragt es sich, wie weit jene fremden Einflüsse gingen und welcher Art ihre Folgen waren. Daß es keine kulturellen Einflüsse gewesen sein können, liegt auf der Hand. Das älteste Kulturvolk an den Küsten Nordwest-Afrikas waren, wie man weiß, die Phöniker. Sie hatten dort zahlreiche Kolonieen gegründet, und ihre Macht war die geistige Überlegenheit und das Kapital. Eine Grundbedingung ihrer Existenz aber war die Erhaltung ihrer eigentümlichen Kultur und ihrer ethnischen Sonderart. Inmitten fremder Völkerschaften, die an Zahl den Phönikern weit überlegen waren, würden diese unzweifelhaft eine ethnische Umwandlung erfahren haben,

hätten sie sich mit den „Autochthonen" verbündet oder ihre Kultur weiter nach dem Innern getragen.

Thatsächlich aber herrschte das gerade Gegenteil. Schon zu Didos Zeit war die Stellung der Phöniker zu den Eingeborenen eine derart abschließende, daß die Genannte einen numidischen König, der als Freier auftrat, mit Verachtung zurückweisen konnte. Als Handelsvolk freilich waren die semitischen Fremdlinge auf die Eingeborenen hingewiesen, aber sie nützten diese nur als Werkzeuge aus. Sicherlich ist niemals eine Karawane phönikischer Kaufleute ins Innere von Nordafrika eingedrungen. Die Phöniker waren ja eine seefahrende Nation, und ihre Macht lag in den unzähligen Galeeren und in dem Gelde, mit welchem sie fremde Heere zu ihren Diensten ausrüsteten. Wenn also gleichwohl zwischen den phönikischen Stapelplätzen an der Küste und dem Hinterlande eine lebhafte Handelsbewegung bestand, so wird man dieselbe auf die Eingeborenen zurückführen müssen, die diesen Handel mit ihren Karawanen vermittelten.

Dort, hinter den hohen Küstengebirgen, haben sich die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen, wie es in der Natur der Sache liegt, seit Jahrtausenden nicht geändert. Die Wüstennatur hatte den Wandertrieb zur Lebensbedingung gemacht, das Oasenleben den Karawanenverkehr geschaffen. Die seßhaften Bewohner der Oasen in der Sahara könnte man sich bis zu einem gewissen Grade wohl als auf sich selbst angewiesen denken. Eine Abschließung der einzelnen Oasen war aber schon deshalb nicht möglich, weil es Leute desselben Stammes waren, welche eine gemeinsame Sprache redeten und wohl auch gemeinsame Interessen zu vertreten hatten. War dies der Fall, und es mußte der Fall gewesen sein, dann bestand gewiß ein reger Verkehr von Oase zu Oase, von der Wüste zum Gestadeland und umgekehrt. Das Mittel dieses Verkehrs aber war die Karawane, wie sie es heute ist, und sie muß dieser auf ein Haar geglichen haben. Nur der Wüstenbewohner ist im stande, den Schrecken der unendlichen Einöden, dem Sonnenbrande, dem Hunger und Durst zu trotzen. Nur er konnte und kann alle einzuschlagenden Pfade wissen. Da die Sahara selbst kein Handelsgebiet ist, sondern nur eine Durchzugszone für den Verkehr zwischen Sudan und Mittelmeerküste, so kann man sich auch den ältern und ältesten Verkehr nicht anders denken, als zwischen jenen zwei Gebieten. Die schwarzen Rudersklaven, mit welchen die Karthager ihre Galeeren bemannten, konnten sie nur aus dem Sudan bezogen haben, und wer sie ihnen zugeführt hat, das waren die einheimischen Händler. Die Karawanen standen im Dienste der Phöniker, aber diese selber setzten nie den Fuß in das Innere des Landes. Sie hatten dies einfach nicht nötig. Dadurch aber blieben sie kulturell isoliert, und wenige Meilen südwärts von ihren Faktoreien nahm die Barbarei ihren Anfang.

Wir kommen nun auf die erste der vorher erwähnten drei großen Erschütterungen zu sprechen. Dieselbe erfolgte durch das Römertum. — Der langwierige Hader zwischen Rom und Karthago hatte mit dem Untergange des letztern geendet. Natürlich war es mit dem Eintritte dieser Katastrophe auch mit den übrigen phönikischen Kolonieen und Faktoreien für immer vorüber. Von den Säulen des Herkules bis zum Nil-Delta herrschte der übermütige Eroberer, welcher zuerst Numidien (das jetzige Algerien) und drei Jahre später Mauretanien (das jetzige Marokko) an sich gerissen hatte. Der Beginn der römischen Herrschaft im nördlichen Afrika bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte jenes Landes. Zwar gelang es auch den Römern nicht, sich die Zuneigung der Eingeborenen zu erringen; das staatskluge Vorgehen der römischen Regierung hatte indes gleichwohl zur Folge, daß mit einigen Stämmen oder Herrschern freundschaftliche Beziehungen unterhalten werden konnten. Derlei Löwenfreundschaften sah man ja gerne in Rom, weil man das Ende vom Lied kannte: auf die Protektion folgte die Annexion.

Gar so einfach aber lief die letztere keineswegs ab, und Roms Herrschaft beschränkte sich fast nur auf das Küstengebiet. Daß römische Heere tiefer in das Innere eingedrungen sind — man fand Reste römischer Kastelle tief in der tripolitanischen Wüste —, beweist weit mehr die liebe Not, welche man mit den Eingeborenen hatte, als einen allgemeinen Triumph. Roms Herrschaft festigte sich auf einem schmalen Uferstriche, wo Städte gegründet, Schutzkastelle erbaut und Befestigungen angelegt wurden. Der Küstenrand bildete eine Art strategischen Stützpunkt mit einer langen Reihe befestigter Stationen.

War das römische Eindringen in Nordafrika ein Ereignis von großer weltgeschichtlicher Tragweite, so war andererseits die Völkerwanderung von weit tiefer gehendem Einflusse. Nicht als ob die Vandalen, welche hier gemeint sind, als Eroberer die Römer überragt, sie in der Kunst der Unterjochung fremder Völker übertroffen hätten. Worin bestand also der tiefer gehende Einfluß? Die Antwort liegt sehr nahe, hat aber ihre zwei Seiten, und beide müssen hier berührt werden.

Fürs erste waren die Vandalen Barbaren, welche in einer gewissen Gesittungsverwandtschaft zu den Eingeborenen standen. Eine Verständigung zwischen ihnen möchte kaum bestanden haben; wohl aber kann während der 100 Jahre, welche die Vandalen in Afrika zubrachten, eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen Fremden und Eingeborenen Platz gegriffen haben. Die Phöniker hatten nur Städte und Kolonieen an der Küste; die Römer warfen ihre Armeen ins Land und bewirkten die militärische Besetzung; die Vandalen endlich kamen als Volk, mit Weib und Kind, mit beweglichem Besitze und waren im Grunde nichts anderes als alle jene eingeborenen Stämme: eine ungeheuere Nomadenhorde, welche ab und zu durch das Land zog, wo sie hinkam, auf fremde Kosten lebte, in fremdem Besitze sich häuslich niederließ.

Die zweite Seite des Vandalen-Einfalles ist sein Ausgang. Als das oströmische Reich noch einmal das Schwert mit der alten Kraft handhabte, ging es mit den Vandalen zu Ende. Sie wurden niedergemacht, meistenteils aber von den Küsten verdrängt, zersprengt, auseinander getrieben. Die Vandalenreste sind aber nie verloren gegangen, sie sind nur verschwunden. Und wohin sind sie verschwunden? Offenbar ins Innere des Landes, in die Gebirge, wo sie bei den Berbern Aufnahme fanden, mit ihnen lebten und im Laufe der Zeiten endlich mit ihnen verschmolzen. Es ist sehr zu beachten, daß Oskar Lenz, der kühne Timbuktu-Reisende, die wilden Berber des Rif-Gebirges (im Norden von Marokko) ausdrücklich Nachkommen der Vandalen nennt. Robert Hartmann dagegen sieht sie für das reine, alte Berbertum an. Daß in allen nördlichen berberischen Stämmen vandalisches (also germanisches) Blut fließt, kann auf Grund der vorgebrachten Thatsachen nimmer bezweifelt werden. Damit steht aber gleichzeitig fest, daß die reine berberische Rasse schon am Ausgange des Altertums eine ausgiebige Beimischung fremden Blutes in sich aufgenommen hatte. Selbstverständlich büßten die Berber hierbei ihre äußeren Rassenmerkmale schon aus dem einen Grunde nicht ein, weil ja auch die Vandalen rotblondes Haar, helle Hautfarbe und blaue Augen hatten. Diese Rassenkennzeichen sind den Berbern erhalten geblieben, d. h. den Berbern der nördlichen Gebirge.

Nun haben wir es aber, und zwar insbesondere in Marokko, mit einem berberischen Elemente zu thun, welches jene typischen Merkmale nicht besitzt. Es sind dies die Mauren, offenbar die Nachkommen jenes berberischen Urstammes, der im grauen Altertum den Namen Maurusier führte. Die ethnische Umwandlung der Maurusier in die Mauren des Mittelalters konnte natürlich nicht durch die Vandalen erfolgt sein, so wenig wie zuvor durch die Römer. Wer hier den Umwandlungsprozeß vollbrachte, war das Arabertum oder der Islam.

Der Islam also stellt die dritte und letzte der drei gewaltigen Erschütterungen dar. Er war mit elementarer Gewalt aus seiner Urheimat hervorgebrochen, hatte Ägypten überschwemmt, dann den weitern Küstenrand — das heutige Tunisien, Algerien, Marokko — verschlungen und fand erst ein Ziel am Atlantischen Ocean. Mit dem neuen Einfalle waren zahlreiche Völkerschaften in das fragliche Gebiet eingeströmt. Die Kriegshaufen der Parteigänger der ersten Kalifen waren aus allen erdenklichen Elementen zusammengesetzt. Rassen- und Völkerunterschiede kannte die neue Lehre nicht; sie kannte nur Gläubige und Ungläubige. So brachte die islamitische Bewegung Syrer, Kurden, ja sogar Neger, hauptsächlich aber Araber.

Ehe wir auf diese Umgestaltung übergehen, ist es unerläßlich, in knappen Zügen ein Bild von den Schicksalen Ägyptens von den ältesten Tagen bis

zu dem Zeitpunkte, bei dem wir im Vorstehenden angelangt sind, nachzutragen. Aus dem ältesten Sagendunkel hat die Forschung zuvörderst das Vorhandensein zweier Königreiche — das „Nordland" und das „Südland", Tameh und Tares — herausgeschält. Sie bestanden ungefähr bis zum Jahre 3180 v. Chr., bis König Mena von Nordägypten das Südland seinem Reiche einverleibte und die Stadt Memphis gründete. Er war also zugleich der Begründer der ersten der späteren 26 Dynastieen des Gesamtreiches. Eine vorübergehende Blüte-Epoche, woran namentlich die großen Könige der vierten Dynastie, die „Pyramiden-Erbauer", hervorragenden Anteil hatten, abgerechnet, ist das ganze erste Jahrtausend der altägyptischen Geschichte von schwankenden Erfolgen erfüllt. Unterägypten war vorübergehend sogar in fremde Gewaltherrschaft, in jene der Syrer geraten. Nach Vertreibung der letzteren folgte wieder eine Epoche der Blüte mit großartigem Aufschwung, Eroberungen, Städtebauten u. s. f., bis abermals der Hereinbruch eines Volkes von asiatischer Abkunft das politische Leben Ägyptens ertötete. Diesmal waren es die Hykfos, palästinensische „Hirtenvölker", welche, von zahlreichen anderen semitischen Stämmen begleitet, ganz Unterägypten eroberten, ja sogar im Südland sich festsetzten. Über 400 Jahre dauerte diese Fremdherrschaft. Um 1530 v. Chr. wurden die Hykfos endlich von Theben aus (von Ahmes, dem Gründer der 18. Dynastie) wieder vertrieben.

Das nächstfolgende halbe Jahrtausend ist bemerkenswert wegen der großen Kriegsthaten der Könige Thotmes III., Seti I. und Ramfes II. (Sesostris), die fast ganz Vorderasien mit ihren Heeresscharen überschwemmten. In den langen Zwischenpausen des Friedens aber bedeckten diese und andere Herrscher die Nil-Ufer mit Städten, Tempeln und anderen Anlagen, blühten Kunst und Wissenschaft, entwickelte sich das Staats- und Gemeindeleben zu reicher Entfaltung und wurden allenthalben lebhafte Handelsbeziehungen unterhalten. Gleichwohl bedeutet Ramses II. den Höhepunkt ägyptischer Macht. Bald nach ihm trat der Verfall ein. Zuvörderst verkleinerte sich das Reich durch Abfall der gemachten Eroberungen, dann geriet es in die Gewalt der Äthiopier (728 v. Chr.) und ein halbes Jahrhundert später (670 v. Chr.) zum erstenmale in jene der Assyrer. Zwar gelang es Psammetich, die Assyrer wieder zu vertreiben (645 v. Chr.), und zwar durch Mithilfe des Königs Gyges von Lydien, und bei der Neigung jenes Königs zu Werken des Friedens, gemeinnützigen Schöpfungen, Handel und Verkehr trat wieder eine Epoche der Blüte ein. Da brachen die Perser ins Land. Im Jahre 525 ward Psammetich III., der letzte König, bei Pelusium geschlagen, die Hauptstadt Memphis zerstört und Ägyptens Unabhängigkeit für immer vernichtet. Die persische Besetzung währte fast zwei Jahrhunderte (525—340). Acht Jahre nach Vertreibung der Perser fiel Ägypten in die Hände Alexanders des Großen. Das Erbe hatte der Dia-

doche Ptolemäos übernommen, und die Dynastie, die er gründete, beherrschte das Land 275 Jahre lang, bis 30 v. Chr., in welchem Jahre die letzte ptolemäische Königin, Kleopatra, von der Flotte des Kaisers Augustus beim Vorgebirge Actium geschlagen wurde. Nun ward Ägypten römische Provinz. Bei der Teilung des Reiches (395 n. Chr.) kam es an das oströmische Reich; 641 ward es von den Arabern erobert.

7. Das arabisch-islamitische Weltreich.

Damit treten wir in eine neue, bedeutsame Epoche in den Schicksalen der Mittelmeerländer ein. Keine einzige der vorangegangenen Völkerbewegungen hatte in jenen Gebieten eine so durchgreifende Umgestaltung der kulturellen, ethnischen und staatlichen Verhältnisse hervorgerufen, als der Islam. Wir haben hierbei nicht nur die Araber, sondern, soweit Asien und Europa in Betracht kommen, auch die Seldschuken und Türken vor Augen. Von letzteren wird später die Rede sein. Da die islamitische Bewegung von so großer Bedeutung für die Geschichte und Kultur fast aller Mittelmeerländer war, müssen wir bis an deren Urquelle zurückgreifen. Bekanntlich war Mohammed, der Prophet, heimgegangen, ohne einen Nachfolger in der Leitung seines Reiches ernannt zu haben. Für die Nachfolgerschaft selbst waren aber so viele Anwärter — Parteigänger des jungen, aber triebkräftigen Glaubens — vorhanden, daß unter anderen Umständen das begonnene Werk leicht wieder hätte auseinanderfallen können. Indes kam es zu einer Verständigung, und da der Prophet einst seinen Schwiegersohn Abu Bekr zum Vorbeter bestimmt hatte, wählten die Koreischiten im Bunde mit den Aslamiten diesen zum „Stellvertreter" oder Kalifen.

Abu Bekrs Feldherr Chalid — „das Schwert Gottes" — begann die erste Eroberung. Er drang bis zum See Tiberias und schlug am Yarmuk die Byzantiner in einem verzweifelten Kampfe aufs Haupt. Noch ehe die Kunde von diesem großen und entscheidenden Siege zu Abu Bekr gelangte, starb dieser, nachdem er nur zwei Jahre (632—634) die Würde eines Kalifen bekleidet hatte. Sein Nachfolger wurde Omar, welcher in den nächsten zehn Jahren den medinesischen Kalifenthron innehatte. Er war der eigentliche Begründer des islamitischen Staates und der nachmaligen mohammedanischen Weltmacht. Kein Wunder also, daß die begonnenen Eroberungen mit erhöhter Macht und unerhörter Grausamkeit fortgesetzt wurden. Fast ganz Syrien fiel in die Hände der Araber; im Osten wurde das Sassanidenreich in Trümmer geschlagen und in Persien eingedrungen. Der Erfolg war unerhört. Er gewinnt aber noch an Bedeutung, wenn man der Eroberungen gedenkt, welche unter demselben Kalifen in Afrika gemacht wurden. Am'r, der Feldherr Omars, war mit einer verhältnismäßig

kleinen Heeresmacht nach Ägypten aufgebrochen, wo der Widerwille der monophysitischen Christen gegen die byzantinische Herrschaft die Erfolge des Islam wesentlich förderte. Am Nil, wo Amrus Zelt stand, wurde der Grundstein zu einer Stadt („Fostât") gelegt, welche mit dem heutigen Alt-Kairo identisch ist. Im Jahre 641 fiel Alexandrien, wobei dessen berühmte große Bibliothek den Flammen übergeben wurde. Hierauf setzte Am'r seine Eroberungen bis Tripolitanien fort.

Nach der Ermordung Omars (in der Moschee zu Kufa, fern am Euphrat, 644) trat Othman (bis 656) das Erbe des Kalifats an. Man hatte ihn nie auf einem Schlachtfelde gesehen. Dadurch wurden die alten Parteigänger (Ali, Zobeïr, Talha) erbittert, und in einer Verschwörung, welche sie anzettelten, ging Othman unter. Mit dem vierten medinesischen Kalifen, Ali (bis 661), begann sofort der Bürgerkrieg. Seine Nebenbuhler flüchteten nach Mesopotamien (Irak), organisierten dort den Widerstand gegen den neuen Beherrscher der Gläubigen, allein in einer mörderischen Schlacht bei Basra wurde Talha erschlagen und Zobeïr auf der Flucht getötet. Solches Wüten im eigenen Fleische mißfiel den Syrern, zumal dem dortigen Statthalter Alis, Moawija, einem Manne von menschenfreundlicher Gesinnung. Auf seiner Seite stand Am'r, der Eroberer Ägyptens. Ali rückte heran, und auf der Ebene Siffin, am obern Euphrat, kam es zur Schlacht, welche lange unentschieden hin und her wogte. Über 70 000 Mann waren bereits gefallen, und beide Teile waren des Schlachtens müde. Man einigte sich zu einem Vertrage, in welchem Ali arg benachteiligt wurde, so daß die Spannung anhielt. Um sie endlich zu beseitigen, sollten alle drei Parteihäupter (Ali, Moawija und Am'r) durch Mord beseitigt werden; aber nur Ali ward von der Mordwaffe ereilt, in der Moschee zu Kufa, als er sich zum Gebete stellte.

Moawija I. (661—680) wurde der Begründer einer neuen arabischen Dynastie — der Ommejaden —, welche durch etwa 90 Jahre ganz Vorderasien, Nordafrika und den größten Teil von Spanien beherrschte. Sie hatte ein Weltreich geschaffen, das vom Hindukusch bis zum Atlantischen Ocean reichte. Im Osten drangen ommejadische Heere bis Samarkand vor, in Europa bedrohten sie wiederholt Konstantinopel und brandschatzten die benachbarten Küsten. Auf Moawija I. folgten Jezid I., Moawija II. und Merwan I., welche von inneren Wirren vollauf in Anspruch genommen wurden. Erst Abdelmelik (685—705), energischen Charakters und grausam, erstickte wieder die Anarchie, schlug seine Gegner in mörderischen Kämpfen (sein Feldherr Haddjhaddj rühmte sich, 200 000 Menschen getötet zu haben) und setzte seine Eroberungen in Afrika fort. Hier wütete des Kalifen Feldherr Musa mit Feuer und Schwert und brachte alles Land bis zum Atlantischen Ocean in seine Gewalt. Unter dem kunstliebenden Sohne Abdel-

meliks, Welid I. (705—715), wurden zahlreiche Feldzüge gegen Türken, gegen Indien und Kleinasien geführt. Zugleich vollendete Musa die Eroberung von Nordafrika und schritt sodann an jene von Spanien.

In diesem Lande hatte König Roderich eine mächtige Partei gegen sich, unter welcher namentlich der Graf Julian von Ceuta einflußreich war. Nach der spätern Sage ließ dieser, den Rachegedanken gegen Roderich, welcher ihn beleidigt hatte, nachhängend, sich zu dem verhängnisvollen Schritte verleiten, daß er Musas Unterfeldherrn Tarik aufforderte, mit seinem Heere nach Spanien überzusetzen, was im Jahre 711 geschah. Durch den Zulauf von Unzufriedenen verstärkt, lagerte das Einfallsheer auf dem nach dem Führer der Araber benannten Berge „Dschebel al Tarik" (daher Gibraltar) und schritt alsdann zur Eroberung des südlichen Spanien. Unterdessen hatte Roderich etwa 90 000 Mann, teils Soldtruppen, teils zusammengelaufene undisciplinierte Horden, gesammelt, mit welchen er am 19. Juli 711 die Schlacht bei Xeres de la Frontera eröffnete. Nach dreitägigem Kampfe schien der Sieg für die Christen entschieden; nun aber gab es Tag für Tag zahlreiche Überläufer ins feindliche Lager, und am achten Tage des Kampfes, nachdem König Roderich spurlos verschwunden war, zerstreute sich sein Heer in wilder Flucht. Tarik eroberte nun ohne sonderliche Mühe das ganze südliche Spanien (Andalusien, Murcia), und ein Jahr nach jener blutigen Entscheidungsschlacht befand er sich bereits im Besitz von Toledo. Durch Musas Heerhaufen verstärkt, vollendeten die Araber die Eroberung von Spanien, mit Ausnahme von Galicien, Asturien und Biscaya, wo sich die Tapfersten der Goten und Sueven noch Jahrhunderte hielten, trotz der hartnäckigen, ununterbrochenen Kämpfe.

Ehe wir Verlauf und Ende der Araberherrschaft in Spanien schildern, müssen wir der weiteren Ereignisse unter den Ommejaden in Syrien gedenken. Dort hatte der Kalife Suleiman im Jahre 717 Konstantinopel bedroht, doch mußte er mit seinem riesigen Heere nach einjährigen Anstrengungen wieder abziehen. Über 100 000 Araber waren der Pest und dem Schwerte erlegen, und sie verloren überdies ihre Flotte (1800 Schiffe) durch das „griechische Feuer", ein Verteidigungsmittel, dessen Geheimnis verloren ging. Unter den nächsten Kalifen (717—750) trat im Ommejadenreich ein Stillstand ein. Schon seit einiger Zeit hatte sich im Osten des Reiches die Familie des Abul Abbas, welche von einem Oheim Mohammeds abstammte, bemerkbar gemacht. Zu ihren Gunsten empörten sich die östlichen Provinzen, welche den jungen Abbas zum Kalifen ausriefen. Zwar zog Merwan II. (744—750) mit einem Heere von 120 000 Mann dem Gegen-Kalifen entgegen und lieferte den Aufständischen in den Vorbergen von Kurdistan (am Zarbflusse) eine entscheidende Schlacht. Da aber seine Truppen massenweise übergingen, konnte er sich trotz alles Machtaufgebotes und aller Tapferkeit nicht behaupten. Noch im Jahre der Schlacht (750) ward er geschlagen und

von der Hand eines Fanatikers ermordet. Nun fiel die Herrschaft den Abbassiden zu. Abul Abbas war sanften Gemütes; das triumphierende abbassidische Geschlecht befleckte aber seine Erhöhung durch unmenschliche Grausamkeiten. Alle Sprossen der ommejadischen Dynastie wurden hingerichtet, bis auf einen, Abdurrahman, der nach Spanien entkam und dort ein neues ommejadisches Reich gründete.

Es gelang diesem Abdurrahman, die widerstrebenden Parteien niederzuwerfen und seinen Thron in Cordoba 32 Jahre lang gegen Yemeniten und Modhariten (Süd- und Nord-Araber), gegen Verschwörung und Verrat aufrecht zu erhalten, allerdings nicht wählerisch in seinen Mitteln. Seine größte That war der Einfall in Frankreich, den er mit einem ungeheuern Heere bewirkte. An der Loire, zwischen Tours und Poitiers, stießen die Araber auf das Heer des Regenten der Franken, Karl Martell, und wurden von diesem nach verzweifeltem Kampfe vollständig geschlagen (Oktober 732). Abdurrahman verlor Thron und Leben. Er hinterließ ein Reich, das fast das ganze Spanien umfaßte, seinen Nachfolgern: dem frommen Hischam, dem genußliebenden Hakam, dem glanzvollen Abdurrahman II., dem liebenswürdigen und das Reich beglückenden Abdurrahman III., dem hochgelehrten Hakam II. — einer Reihe von Regenten, welche die Geistesbildung ihres Volkes auf eine im damaligen Europa unübertroffene Stufe gebracht hatten.

Damals waren die Mauren ein frisches, lebenskräftiges Volk, voll Thatenlust und feurigem Bildungsdrange. Damals blühten Künste und Wissenschaften unter ihnen und gingen von ihnen aus wie ein belebendes Licht. Damals entfaltete sich hier die Blume der Ritterlichkeit, der feinen Sitte, ein erleuchteter Sinn für das Schöne und Gute, der Poesie in herrlichem Farbenglanze. Von allen Seiten strömten Wißbegierige aller Nationen, aller Religionen herbei, um sich an dieser geistigen Flamme zu erwärmen. Trotz den vielfachen und nachdrücklichen Ankämpfungen, welche das Maurentum erfuhr, bestand seine Herrschaft durch Jahrhunderte fort und wurde immer stärker, je mehr Boden anderwärts verloren ging; denn wer der christlichen Herrschaft sich entziehen wollte, ging nach Granada. Daß aber eine solche Überfüllung mit Menschenkräften nicht zur Verarmung, sondern zu Macht und Reichtum führte, ist ein rühmliches Zeugnis für den Wert der Rasse und ihrer Dynastieen. Natürlich wurden alle nur irgend möglichen Hilfsquellen erschlossen. Die Landwirtschaft kam zu einer Blüte, wie sie seitdem nicht wieder erlebt wurde; Seidenzucht, Weberei in Seide und Gold, in Wolle und Baumwolle, die Früchte des Landes gaben reiche Fracht für die Schiffe, welche die Häfen der Südküste von Spanien anliefen.

Diese Mauren waren, wie wir früher erfahren haben, berberisch-arabisches Mischblut. Als die ommejadische Herrschaft in Spanien in Verfall geriet, kamen die Berber auf afrikanischem Boden, und zwar die Berber

Marokkos, zur Geltung. Zuvörderst war es der Morabite Jussuf Ibn Taschfin, der Erbauer der Stadt Marokko, welcher aus der wachsenden Verwirrung auf der Iberischen Halbinsel Vorteile zog. In Sevilla hatte die Dynastie der Abbadiden ein glänzendes, fast märchenhaftes Hofleben geführt, darüber aber versäumt, sich gegen die wachsende Macht ihrer christlichen Gegner zu schützen. Der Augenblick der höchsten Bedrängnis trat ein, und am Guadalquivir wußte man kein anderes Mittel, sich zu helfen, als jenen Jussuf herbeizurufen. Er drang in Spanien ein und vernichtete die christlichen Heerhaufen in einer mörderischen Schlacht bei Badajoz. Der gewaltige Morabite vollendete alsdann die Eroberung der kleineren maurischen Staaten, warf Könige ins Gefängnis und erstickte das lebensheitere Treiben in Sevilla und Granada für lange Zeit. Seine Dynastie konnte sich aber gleichwohl nicht lange behaupten.

Ebenso erging es der Dynastie der Almorawiden. Da trat eine neue Persönlichkeit auf die Schaubühne. Es war dies der marokkanische Berber Abdallah Ibn Tomrut. Sein energisches Auftreten verschaffte ihm bald bedeutenden Anhang, doch auf spanischen Boden gelangte er nicht, und das verhaßte Cordoba sollten seine racheflammenden Augen nicht sehen. Er fiel bei einem Angriffe auf die Stadt Marokko. Das Rächerwerk setzte ein Vertrauensmann Abdallahs, Abdel Mumen, fort. Er ist der glänzendste Vertreter der marokkanischen Berber. Durch Macht und Geschick, und nicht zuletzt durch weises Maßhalten gründete er ein einheitliches, kräftiges Reich, das von der Großen Syrte bis zum Atlantischen Ocean und tief in die Sahara reichte. Aber Spanien sollte er so wenig sehen, als sein Vorgänger. Sein Sohn Jussuf und mehr noch sein Enkel Jakub holten das Versäumte nach. Der Name der neuen Dynastie — der Almohaden — war zwischen dem „Berg des Tarik" und den Pyrenäen wieder so gefürchtet, wie vor Jahrhunderten jener der Ommejaden. Von diesem Zeitpunkte bis zur Vertreibung der Mauren aus Granada, ihrer letzten Zufluchtsstätte, verstrichen fast drei volle Jahrhunderte. Als auch dieses Bollwerk in die Hände der Christen fiel, war es mit der 780jährigen mehr oder minder ausgedehnten Herrschaft des Islam in Spanien zu Ende.

Die Araber hatten noch ein zweites europäisches Gebiet inne — Sicilien. Die Eroberung erfolgte viel später (831 fiel Palermo, 902 erst Taormina), das Ende der arabischen Herrschaft um 400 Jahre früher als in Spanien. Eröffnet wurde die Besetzung durch die Aglabiten, Nachkommen des abbassidischen Statthalters Ibrahim Ibn al Aglab, der sich in dem heutigen Tunisien unabhängig gemacht hatte. Ins Erbe der Aglabiten trat gewaltsam der Fatimide Obeidullah. Aber die Freude an dem neuen Besitz dauerte wenig über anderthalb Jahrhunderte; denn es trat ein neues eroberndes Element am Mittelmeer auf — die Normannen.

Ihre Seezüge in den Meeren Nordeuropas sind berühmt geworden. Höchst wahrscheinlich waren sie die ersten Europäer, welche amerikanischen Boden betraten (ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus). Im Süden befchifften sie hauptsächlich den westlichen Teil des Mittelmeeres, wo normannische Heere Unteritalien mit Krieg überzogen. Auch setzten sie von Brindisi nach Durazzo (Dyrrhachium) über, wo Robert Guiscard den griechischen Kaiser Alexios schlug (1082). Etwas früher (1071) setzten sich die Normannen auf der Insel Sicilien fest und ließen sich dort von den saracenischen Sitten derart bestricken, daß sie ganz und gar darin aufgingen. Durch die Liebhabereien des Grafen Roger wurden sie mit der Zeit förmlich arabisiert. Der Fürst selber kleidete sich morgenländisch, schrieb und sprach arabisch und flocht in seinen Wahlspruch das Wort „Allah" ein. Bekannt ist die Vorliebe, die auch der Hohenstaufe Kaiser Friedrich II. für arabische Sitte zeigte. Mit dem Übergange der Insel in den Besitz der Dynastie Aragon (1282) verödete Sicilien und schloß die arabische Episode.

Wir müssen noch einige Worte über Ägypten nachtragen. Hier hatte Ibn Tulun, ein Statthalter der Abbassiden, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts die Herrschaft an sich gerissen (870). Die von ihm begründete Dynastie der Tuluniden erlag aber dem abbassidischen Kalifate (904), und nach kurzer Zwischenherrschaft dieses letztern fiel die Macht dem Fatimiden Muiz zu, dem Begründer einer neuen, der fatimidischen Dynastie. Der merkwürdigste, wenn auch nicht berühmteste Vertreter dieser Dynastie war Al Hakam, ein wahnwitziger Gewalthaber, der, mit der irdischen Herrschaft nicht zufrieden, sich in einer Anwandlung despotischer Laune, gleich dem römischen Caligula, zum Gott proklamierte. Man fand eines Morgens seine von Dolchstichen durchlöcherten Kleider auf dem Mokattam-Gebirge bei Kairo. Da aber sein Leichnam verschwunden war, erklärten seine Anhänger, der Gottmensch sei zum Himmel aufgefahren.

Auch die Herrschaft der Fatimiden war nicht von langer Dauer. Schon der Eyubide Salaheddin (Saladin) hatte derselben ein jähes Ende bereitet und eine Zeit hindurch im Namen des letzten fatimidischen Kalifen regiert; er riß die Herrschaft vollends an sich, als dieser starb, und nun ward die neue Dynastie der Eyubiden begründet. Es scheint zu den Eigentümlichkeiten der ägyptischen Herrscherfamilien gehört zu haben, ein möglichst kurzatmiges Dasein zu fristen. Ommejaden, Abbassiden, Tuluniden, Fatimiden und Eyubiden hatten alle zusammen wenig über 600 Jahre (641—1249) im Nil-Lande regiert. Wer den wenig glücklichen Eyubiden folgte, waren jene Mamluken-Sultane, die fortan zur Seite eines Schatten-Kalifen über Ägypten herrschten. Sie wurden erhoben und gestürzt durch Mamluken, d. h. durch jene trotzige und einflußreiche Ritterschaft, die sich aus gekauften Knaben türkischen, kaukasischen und kurdischen Stammes

ergänzte. Im ganzen währte die Mamluken-Herrschaft bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts, wo Ägypten (nach der blutigen Schlacht bei Heliopolis) osmanisch wurde.

8. Die Kreuzzüge und ihre Folgen.

Schon um das Jahr 1000 trugen sich in Mittelasien Ereignisse zu, welche Anlaß zu einer neuen Völkerbewegung wurden. Dort waren bereits seit zwei Jahrhunderten Verschiebungen in den politischen Machtverhältnissen eingetreten, welche die Turkvölker in Bewegung gebracht hatten. Über die Vorgeschichte dieser Völker wissen wir wenig. Nach der etwas fabelhaften Genealogie derselben, wie sie mohammedanische Schriftsteller aufgestellt haben, wäre Japhet der Stammvater der fraglichen Völker. Er hatte acht Söhne, deren ältester „Turk" genannt wird. Turks Söhne hießen „Tatar" und „Mongol", und ein Nachkomme des letztern war Oghuskhan, welcher nach innerasiatischer Überlieferung ein mächtiges Reich gründete. Die Erben seines Besitzes hat die Überlieferung verschwiegen; sie gab ihnen nur Titel, keine Namen. Es gab einen Khan des Himmels, einen des Meeres, einen des Berges; drei andere hießen Khane der Sterne, des Mondes und des Tages. Nur die drei ersten wurden neue Stammbegründer, und zwar behielt der „Khan des Berges" die Herrschaft der Oghusen, während der „Kahn des Meeres" sich an die Spitze der Seldschuken, der „Khan des Himmels" an jene der Türken stellte. Der „Khan des Meeres" und Seldschuk (der ein Sohn des Oghus war) sind sonach identisch. Außer dieser fabelhaften Genealogie haben wir keine Anhaltspunkte über den Ursprung der Turkvölker. Aus dem Familienverhältnisse „Turks" zu den Zwillingen „Tatar" und „Mongol" ergiebt sich, daß diese drei Zweige der hochasiatischen Rasse gewissermaßen in nächster Verwandtschaft zu einander gedacht wurden. In der That sind die Horden, welche unter Temudschin (genannt „Dschingiskhan") und Timur (Tamerlan) bis tief nach Europa vordrangen und ein Reich gründeten, wie es in ähnlicher Ausdehnung die Geschichte unseres Planeten nicht kennt, ein und dasselbe Volk. Ihm gehörten auch Sultan Baber und seine Scharen an, welche bis in die Ebenen südlich des Himálaja eindrangen und das indisch-mongolische Reich schufen.

Um das Jahr 1030 setzte das Turkvolk der Seldschuken über den Oxus und vollendete innerhalb dritthalb Jahrzehnten die Eroberung des arabischen Kalifats der Buyiden. Zwei Jahrzehnte später war ganz Vorderasien in den Händen der neuen Ankömmlinge, mit Ausnahme etlicher Provinzen in West- und Nord-Kleinasien, welche beim byzantinischen Reiche verblieben. So entstand das seldschukidische Reich Rum (Romanien) mit der Hauptstadt Ikonium (Konja), welches unter dem Sultan Kilidsch Arslan

(1086—1107) vom Pontus bis nach Syrien reichte. Leider wissen wir wenig von diesen „westlichen" Seldschuken. Sicher ist, daß die Herrschaft der sogenannten „östlichen", an Stelle des buyidischen Kalifats getretenen Seldschuken den Höhepunkt und die Glanzepoche der Türkenherrschaft in Asien bildete. Unter Melik Schah war es beispielsweise möglich, am Orus das Fährgeld in Anweisungen zu bezahlen, die auf den Schatz von — Antiochien lauteten, einer Stadt, welche die Kleinigkeit von 400 Meilen vom Anweisungsorte entfernt lag. Der Vezier Nizam Mulk war die Seele aller jener staatlichen Einrichtungen, wie sie der moslimische Orient höchstens noch unter den ersten abbassidischen Kalifen gekannt hatte. Als das Reich der östlichen Seldschuken durch die Mongolen unter Hulagu Khan, dem Enkel Temudschins, zertrümmert wurde, fristete das Reich der westlichen Seldschuken noch durch einige Decennien sein Dasein in und um Ikonium.

Bedeutender als diese letzte Epoche, welche dem Erstehen der Osmanenmacht unmittelbar vorausging, ist jene merkwürdige und großartige Bewegung, welche mit den Herrschaftsbestrebungen der Seldschuken eng verknüpft ist — die der Kreuzzüge. Wie mehrfach früher, stießen Abendland und Morgenland wieder einmal mit furchtbarer Gewalt aufeinander. Schauplatz dieses fast zweihundertjährigen Völkerringens waren die Küstenländer am östlichen Mittelmeer: Kleinasien, Syrien-Palästina und Ägypten. Die erste Anregung zu den Kreuzzügen ging von dem byzantinischen Kaiser Alexios I. aus, welcher, von den Seldschuken bedrängt, das Abendland um Hilfe anrief. Trotz des politischen Gegensatzes zwischen Abendland und Morgenland und des religiösen Widerstreits zwischen den schismatischen Griechen und der katholischen Christenheit rief der Gedanke eines Waffenganges gegen die Ungläubigen in ganz Europa eine Begeisterung von mächtigem Drange hervor. Papst Urban II. selber war an die Spitze der Bewegung getreten, deren Feuereifer er mit dem Hinweis auf die Befreiung der heiligen Stätten aus der Gewalt der Ungläubigen rege erhielt. Daß diese Aussicht zuletzt das politische Interesse an dem Fortbestand des byzantinischen Reiches überwog, liegt auf der Hand. Andererseits begriff Kaiser Alexios bald, daß die großartige Bewegung der katholischen Christenheit ihm über den Kopf wachsen und seine eigene Existenz bedrohen würde. Wir dürfen den Ereignissen vorausgreifen und bestätigen, daß während der ganzen Zeit der Kreuzzüge die byzantinische Politik durch ihr Schwanken und ihre wiederholte Treulosigkeit, hauptsächlich aber infolge ihrer Eifersucht gegenüber den ersten Erfolgen der Kreuzfahrerheere den Endzweck der Bewegung vereitelt und dazu beigetragen hat, daß Westasien für immer dem Islam zufiel.

Was die Kreuzzüge an sich anbetrifft, hat man die wichtigsten derselben in eine Art Liste eingereiht und sechs, die von besonderer Tragweite waren, mit fortlaufenden Nummern in die Geschichte eingeführt. Es wäre

aber ein Irrtum, wollte man annehmen, daß abendländische Kreuzheere nur in längeren Pausen auf dem morgenländischen Schauplatze erschienen seien. Die Bewegung hielt mindestens in den ersten zwei Jahrhunderten fast ununterbrochen an, und ihre Impulse waren solche der mannigfaltigsten Art. Neben edler, warmer Begeisterung für die vorgesteckte Aufgabe bildeten auch Abenteuerlust, Aussicht auf Beute, Länderbesitz und Macht und nicht zuletzt die Spekulation auf reichen Handelsgewinn die Beweggründe zu den fortgesetzten bewaffneten Unternehmungen des Abendlandes gegen das Morgenland. In letzterer Beziehung hat, wie wir weiter unten erfahren werden, besonders die Republik Venedig eine hervorragende Rolle gespielt, und man darf behaupten, daß sie ihren Aufschwung und ihre Macht lediglich den Kreuzzügen verdankte.

Aus den Kämpfen mit den ersten Kreuzfahrerheeren, welche den Boden Kleinasiens betreten hatten, waren die Seldschuken siegreich hervorgegangen. Nach der Bezwingung von Nikäa (1097) aber erlitten sie in offener Feldschlacht (bei Doryläum, unfern des heutigen Eskischehr) eine vollständige Niederlage. Für die Kreuzritter gab es kein Hindernis mehr, und sie zogen nicht nur in Ikonium siegreich ein, sondern setzten auch ungestört ihren Marsch nach Cäsarea (Kaisarjeh) und über den Taurus nach Nordsyrien fort. Schlimmer erging es dem Kreuzfahrerheer, welches 1101 den verwegenen Plan gefaßt hatte, durch ganz Kleinasien direkt auf Bagdad loszurücken. Es hatte kaum den Halys überschritten, als die Streitmacht des Sultans Kilidsch Arslan, verstärkt durch die Aufgebote der benachbarten Emirate, über die schlechtgeführten Heeresabteilungen der Kreuzritter herfiel und sie gänzlich aufrieb. Auch sonst ist mancher Kreuzfahrerhaufen im Innern von Kleinasien spurlos untergegangen. Die Wüsten und Steppen, im Sommer wasserlos, im Winter von ausgiebigen Schneefällen und Stürmen heimgesucht, forderten ungeheure Menschenopfer, und was am Leben blieb und durch die unwirtlichen Einöden irrte, erlag den Krummsäbeln der Seldschuken.

Der erste Kreuzzug (1096—1099), mit den größten Machtmitteln und der edelsten Begeisterung unternommen, hatte auch die größten Erfolge zu verzeichnen. Niemals im weitern Verlaufe der Bewegung ist ähnliches erreicht worden. Die christliche Invasion, welche mit der Eroberung Jerusalems (15. Juli 1099) abschloß, führte zur Begründung von christlichen Reichen, in welchen die vornehmsten Führer des Kreuzheeres die Herrschaft antraten. Es entstand die Grafschaft Edessa (unter Balduin, dem Bruder Gottfrieds von Bouillon), alsdann das Fürstentum Antiochia (unter dem Normannenfürsten Boemund von Otranto) und zuletzt das Königreich Jerusalem, dessen erster König oder „Vogt" Gottfried Graf von Bouillon und Herzog von Niederlothringen war. In nächster Zeit nahm die Macht der Abendländer noch zu. Das Königreich Jerusalem dehnte sich südwärts bis an

das Rote Meer aus, die Küstenstädte Syriens wurden der Reihe nach gestürmt und bei diesem Anlasse ein vierter Staat, die Grafschaft Tripoli, durch Raimund von Toulouse gegründet.

Fast fünf Jahrzehnte hielt dieser Zustand gesicherten Besitzes an; da regten sich die Seldschuken wieder, und die Gefahr wurde so groß, daß es abermals zu einem allgemeinen Aufgebote der abendländischen Christenheit kam. Diese Bewegung wird als zweiter Kreuzzug (1147—1149) bezeichnet. An der Spitze desselben standen der deutsche König Konrad III. und Ludwig VII., König von Frankreich. Das deutsche Kreuzheer wurde in Kleinasien fast gänzlich aufgerieben, das französische war derart zusammengeschmolzen, daß eigentlich nur die Führer mit geringem Gefolge Jerusalem erreichten. Die Herrschaft Edessa wurde die erste Beute des Feindes; die heilige Stadt schien bereits damals verloren. Immerhin wurde die Gefahr noch abgewendet, bis 1187 der Usurpator der Fatimiden-Herrschaft in Ägypten, Salaheddin (Saladin), mit großer Macht in Palästina und Syrien einfiel, diese Länder mit Feuer und Schwert verwüstete, Jerusalem und fast alle festen Städte (mit Ausnahme von Tyrus, Tripoli und Antiochia) den Christen entriß.

Ein Schrei des Entsetzens hallte durch Europa. Es kam zu jener Bewegung, welche man den dritten Kreuzzug nennt (1189—1192). Das deutsche Kreuzheer wurde von Kaiser Friedrich I. „Rotbart", das französische von Philipp II. August, das englische von Richard I. angeführt; Kaiser Friedrich ertrank in dem kilikischen Strome Kalykadnos, und die Trümmer seines Heeres schlugen sich bis Akkon durch, wo die Franzosen und Engländer gelandet wurden. Die Eroberung Akkons bildete den einzigen Erfolg des großartigen Unternehmens. Während des sogenannten vierten Kreuzzuges (1202—1204) kam die Selbstsucht Venedigs zum Durchbruch. Die Venetianer unter dem Dogen Dandolo hatten ihre imposante Flotte zur Kreuzfahrt beigestellt, dafür aber die Hälfte der künftigen Beute sich ausbedungen. Die erste That war die Erstürmung Zaras, welche mit der Absicht des Kreuzzuges nichts zu schaffen hatte. Dann segelte Dandolo nach Konstantinopel, um dem byzantinischen Reiche den Todesstoß zu versetzen. In der That wurde Konstantinopel 1203 erstürmt und daselbst das „lateinische Kaisertum" begründet. In Asien aber wurden zwei bedeutende griechische Reiche durch geflüchtete byzantinische Prinzen gestiftet: das Kaisertum Nikäa unter Theodor Laskaris I. und das Kaisertum Trapezunt, welches unter den Nachfolgern des Stifters, Alexios' I., durch mehr als zwei Jahrhunderte sich erhielt. Merkwürdigerweise hatten diese byzantinischen Staatengründungen in Kleinasien feste Wurzeln geschlagen. Von hier aus, und zwar von Nikäa, fand denn auch die Wiedereroberung von Byzanz statt. Michael Paläologos brachte das lateinische Kaiserreich zum Falle (1259), nachdem es nur 57 Jahre bestanden hatte.

Anläßlich des Sturzes der Griechenherrschaft wurde fast die ganze Balkanhalbinsel abendländischer Besitz. Die größte Beute machte natürlich Venedig, das es hauptsächlich auf die Inseln (Kreta, Korfu, Naxos) abgesehen hatte. Der Peloponnes kam in französische Hände. Von großer Tragweite war der Fall von Byzanz für Kleinasien, wo die Wandlung der Dinge ein mächtiges Erstarken der Seldschuken-Macht zur Folge hatte. Dazu kam, daß der Länderbesitz der fränkisch-venetianischen Fürsten auf die Abendländer nun eine größere Anziehungskraft ausübte, als das Heilige Land. Als hier die Bedrängnis ihren Höhepunkt erreicht hatte, rief Papst Innocenz III. das Abendland zu einem neuen Kreuzzuge, dem fünften (1212—1229), auf. Die veränderte politische Lage im Orient und der Egoismus Venedigs ließen dieses Unternehmen ergebnislos verlaufen. Das Kreuzheer wurde von Palästina nach Ägypten abgelenkt und der Zug schloß mit der Eroberung von Damiette. Die Bewegung endlich, welche als sechster Kreuzzug (1239 bis 1254) zusammengefaßt wird, begann zwar mit großen Machtmitteln, in Syrien aber herrschte allenthalben Zwiespalt unter den dortigen Dynasten, es wurden Bündnisse mit seldschukischen Fürsten abgeschlossen und der Selbstsucht der christlichen Herrscher das Allgemein-Interesse geopfert. Im Jahre 1244 ging Jerusalem für immer verloren. Das abendländische Unternehmen, welches dem Heiligen Lande gegolten hatte, wurde abermals nach Ägypten abgelenkt, wo nur vorübergehende Erfolge erzielt wurden. Dann kam der Mongolensturm (1259) über Syrien, und als diese Völkerwelle sich verlaufen hatte, brachen die Mamluken aus Ägypten hervor und eroberten Palästina und Syrien. Noch vor Ablauf des 13. Jahrhunderts waren diese Länder von den abendländischen Christen geräumt.

Mit den Kreuzzügen zum Teile verknüpft, in den ersten Entwicklungsstadien aber denselben vorangehend ist die Geschichte der italienischen Städte-Republiken, welche nach langer Zwischenpause im Mittelmeer einen großartigen Seeverkehr ins Leben riefen. Unter diesen Republiken — Amalfi, Pisa, Genua, Venedig — hatte sich letzteres zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen. Lange bevor die erste Pilote zu der nachmaligen „Königin der Adria" in den Lagunenschlamm getrieben wurde, hatten die See-Veneter für die Verbreitung ihres außergewöhnlichen Rufes als Schiffer, Seefahrer und Handelsleute Sorge getragen. Staatliche Unabhängigkeit und große Betriebsamkeit waren die Grundpfeiler der raschen Entwicklung jener Gemeinwesen, welche man „See-Venetien" nannte. Schon vor Ablauf des siebenten Jahrhunderts besaßen dieselben ein gemeinsames Oberhaupt (Doge — dux), 112 Jahre vor der Gründung der Stadt Venedig, welche im Jahre 810 erfolgte. Im neunten Jahrhundert beteiligte sich Venedig bereits an den Kämpfen der Byzantiner gegen die Saracenen, doch kam schon in jener Zeit eine lebhafte Eifersucht gegen mitstrebende Nebenbuhler zum Durch-

bruche. Der erste Schlag, welcher in diesem Sinne geführt wurde, war jener gegen das handelsthätige Ravenna.

Mit dem Beginne der Kreuzzüge nimmt eine der bedeutsamsten Epochen der Republik ihren Anfang. Mit seiner großen Kriegs- und Handelsflotte, seinen levantinischen Besitzungen und auf Grund der innigen Beziehungen zum Orient wurde Venedig gewissermaßen zum Vorkämpfer des Abendlandes gegen das Morgenland. Ein solches Hervorkehren der eigenen Bedeutung und Macht war um so notwendiger, als die beiden gefährlichsten Rivalinnen Venedigs — Pisa und Genua — noch lange nicht die Herrschaft auf dem Meere ihrer Gegnerin ausgeliefert hatten. Einzelne Besitzerwerbungen, zu welchen Venedig gelangt war, wurden ihm von den genannten Seemächten immer wieder streitig gemacht, und es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, bis der Markuslöwe seine Herrschaft im östlichen Mittelmeere dauernd begründen konnte. Noch Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden im Adriatischen Meere heftige Kämpfe um Istrien und Dalmatien geführt. Erst der vierte Kreuzzug verschaffte der Republik Venedig die Vorherrschaft auf dem Mittelmeere. Ein geistreicher Schriftsteller, Baron Warsberg, hat sich über dieses Ereignis wie folgt ausgesprochen: „Alles, was ein Geschichtsforscher zur effektvollen Darstellung braucht, findet sich im vierten Kreuzzuge enger und übersichtlicher als in jedem andern Ereignisse zusammengedrängt: großartige Gegensätze der Leidenschaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der Einnahme von Konstantinopel; dazwischen ein wogendes Gedränge von idealer Begeisterung, von byzantinischem Intriguengeiste und venetianischer Rechenkunst, die, immer im rechten Augenblicke, wie nach dem Gesetze des Dramas, eingreifend, eine allzu rasche Entwicklung der Dinge staut; ... als fortwirkendes Motiv aber einen großen und durch die ganze Weltgeschichte gegangenen Zweck, die Verschmelzung des Orients mit dem Occident, in welchem überirdisch die Vorsehung arbeitet, daß trotz dem kurzsichtigen Wollen der einzelnen wirklich bleibende Vorteile für die Sitten, den Reichtum, die Kunst und das Wissen der Menschheit daraus erblühen."

Später als Venedig waren die anderen italienischen See-Republiken auf die mittelländische Schaubühne getreten. Ende des achten Jahrhunderts stellte Amalfi bereits eigene Schiffe gegen die Saracenen. Die Amalfitaner machten die weitesten Seefahrten und trieben in jener Zeit den Handel am großartigsten. Ihre so rasch aufblühende Kaufherren-Republik regelte jahrhundertelang durch ihre Seegesetze die Schiffahrt des Mittelmeeres. Kurz vor den Kreuzzügen war Amalfi eine der reichsten und bevölkertsten Städte am Mittelmeere, aber in der Folge wurde dieses kleine und mächtige Gemeinwesen von Pisa und Genua verdunkelt. Verheerungen durch das Meer, das durch plötzliche Überflutungen Teile der Stadt mit sich gerissen hatte, trugen zum allgemeinen Niedergange bei.

Pisa begann etwa 300 Jahre nach Venedig und 150 Jahre nach Amalfi, im Anfange des elften Jahrhunderts, zu großartiger selbständiger Entwicklung durch bedeutende See-Unternehmungen zu erstarken und war in dem angegebenen Zeitraume der erste Vorkämpfer gegen das übermütige Saracenentum. Aber die erdrückende Übermacht Pisas, Rivalitäten in Besitzansprüchen und Handelseifersucht waren schon frühzeitig Ursache des Bruches zwischen Pisa und dem lange Zeit mit diesem verbündeten Genua. Die älteste Chronik dieser Stadt beginnt mit dem Jahre 1096; aber schon zuvor stand Genua als ein großes Gemeinwesen da. Später, in den Kämpfen der Hohenstaufen, in den Kreuzzügen, in den Kriegen der Nachbarvölker waren die genuesischen Galeeren fast immer von entscheidender Bedeutung. Wie Venedig, vermittelte auch Genua die Überfahrt nach Palästina, wie jenes suchte es überall feste Standorte zu gewinnen und gründete im ganzen Bereiche des östlichen Mittelmeeres Handelsniederlassungen. Mehr noch als Venedig führte es seine Galeeren den kriegführenden Mächten zur Hilfe zu. Der Zusammenstoß der Handelsstadt mit den wetteifernden nachbarlichen Seestaaten war daher unvermeidlich. Zuerst fiel Genua über Pisa her, das bis dahin die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer behauptet hatte, alsdann stieß Pisa mit Venedig zusammen.

Dieses hatte durch die Erstürmung Konstantinopels im vierten Kreuzzuge (1203) und durch die Gründung des lateinischen Kaisertums das Erbe von Byzanz auf der Hämus-Halbinsel angetreten. Die zeitweilige Vernichtung des byzantinischen Reiches war lediglich dem Streben nach kommerzieller Herrschaft im Oriente entsprungen. Bis dahin waren die Pisaner und Genuesen das herrschende Handelsvolk im östlichen Mittelmeere gewesen. Durch die Neugestaltung der Dinge wurden jene in das Schwarze Meer abgedrängt, von wo aus sie einen einträglichen Handel mit dem asiatischen Hinterlande eröffneten. Die Zurückeroberung Konstantinopels durch die Byzantiner konnte an den einmal geschaffenen Verhältnissen nichts mehr ändern. Zudem blieb Venedig, trotz des baldigen Endes seiner Staatenschöpfung — des lateinischen Kaiserreiches —, auch in territorialem Sinne herrschend in der Levante.

9. Die letzten Jahrhunderte.

Vom Beginne des 13. Jahrhunderts an hatte Venedig seinen Besitzstand in der Levante gegen einen neuen mächtigen Feind, die Osmanen, zu verteidigen. Die osmanischen Türken waren ursprünglich ein kleiner Nomadenstamm, welcher, aus Eran nach Westen ziehend, im Reiche Ikonium Ländereien angewiesen erhielt. Ihr Führer war Ertogrul, zugleich General des Seldschuken-Reiches. Von seinen drei Söhnen erbte der älteste, Osman, die Lehensrechte seines Vaters. Der Seldschuken-Kaiser Alaeddin II. erhob

ihn zum Range eines Fürsten und übersendete ihm Roßschweif, Fahne und Pauke als Attribute seines Ranges. Infolge des Mongolen-Einfalles unter Gasan Khan flüchtete Alaeddin nach Byzanz zum Kaiser Michael Paläologos, dieser aber ließ ihn treulos in den Kerker werfen, in welchem er als der letzte seldschukidische Kaiser gebrochenen Herzens starb (1303). Osman, der mächtigste aller Vasallen und Hordenführer, erlangte die Alleinherrschaft und den Titel Sultan.

Damit beginnt die eigentliche Geschichte der osmanischen Türken. Wie die ersten Errungenschaften derselben darthun, war der erste Fürst des nachmaligen Weltreiches keineswegs eine Persönlichkeit von hervorragenden Eigenschaften. Seine Erfolge verdankte er zum Teile seinen tapferen Waffengefährten, hauptsächlich aber dem Niedergange zweier einst mächtigen Reiche, zwischen denen das Herrschaftsgebiet der Osmanen lag — des byzantinischen und des seldschukidischen. Wenn auf Seite des erstern nur ein Funke von Thatkraft vorhanden gewesen wäre, hätten die Osmanen wieder in ihr früheres Nichts zurückgeworfen werden können. Wirkliche Großthaten zeichnen die Regierung Osmans nicht aus. Der blinde Zufall hatte ihn auf einen Posten gestellt, den nachmals die osmanischen Geschichtsschreiber für einen von Gott angewiesenen erklärten; dabei griff man zu Legende und Fabel, um die Uranfänge einer Macht und einer Herrschaft in jenem Dämmer des Wunderbaren und Außergewöhnlichen erscheinen zu lassen, der den Morgenländern besser zusagt, als die nüchterne Darlegung von Verhältnissen, wie sich solche gewöhnlich im ersten Aufkeimen von großen Staatswesen ergeben.

Es war nicht Osman, sondern Orchan, welcher als der erste erobernde Sultan der Osmanen auftrat. Er bezwang Nikäa, dehnte sein Reich bis zum Hellespont aus und zwanzig Jahre nach dem ersten mißglückten Landungsversuche auf europäischem Boden auch über das südliche Thrakien. Orchans Nachfolger, Murad I., eroberte Adrianopel und ebnete damit den Boden zur spätern Bezwingung Konstantinopels (1453, 73 Jahre nach Osmans Tode), mit welcher That die osmanische Weltmacht begründet wurde. Unter Suleiman I. (1520—1566), dem glorreichsten aller Osmaniden, hatte diese Weltmacht ihre größte Ausdehnung erreicht: von Ofen bis zum Persischen Golfe, vom Don bis Tunis — ein unerhörter Triumph in verhältnismäßig beispiellos kurzer Zeit.

Mit dem Eintritte der osmanischen Türken in die Geschichte der Mittelmeerländer gelangen die Völkerbewegungen in denselben zum Abschluß. Was in den langen Zeitläufen vom Beginn des 14. Jahrhunderts ab in jenen Ländern sich abspielte, ist durchwegs politische Geschichte, welche über den Rahmen einer ethnographischen Darstellung hinausfällt. Nur so viel sei bemerkt, daß der allmähliche Rückgang der politischen Macht des Islam von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an zu Ereignissen führte, durch

welche auch ethnographische Verhältnisse berührt wurden. Die Befreiung Griechenlands säuberte dieses Land von den türkischen Elementen, die Kriege auf der Balkanhalbinsel führten zu Staatenschöpfungen, welche als solche dem Islam und dem Asiatentum für immer entzogen wurden.

Andererseits blieb das Vordrängen der abendländischen Mächte nach den islamitischen Ländern des Mittelmeergebietes nicht ohne Einfluß auf die kulturellen Gestaltungen dortselbst. Die Erwerbungen Algeriens und Tunisiens durch Frankreich, Kyperns durch England, Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn, sowie der zum ausschlaggebenden Faktor gewordene mächtige Einfluß Europas am Goldenen Horn und am Nil haben dem Abendlande zur Vorherrschaft in dem ganzen Gebiete des Mittelmeerbeckens verholfen und den Forderungen der Civilisation allenthalben Eingang zu verschaffen gewußt, und sicherlich wird das 19. Jahrhundert zum mindesten mit der geistigen Eroberung des gesamten Mittelmeergebietes durch das Abendland abschließen.

III.

Die heutigen Völker am Mittelmeer.

Überschau. — I. Mittelländer: Der baskische Stamm. — Der hamito-semitische Stamm (Hamiten, Semiten). — Der indo-germanische Stamm: Romanen. — Slaven. — Albanesen. — Griechen (Hellenen). — II. Hochasiatische Rasse: Osmanen (Türken).

Überschau.

Die Völker des Ländergebietes am Mittelmeere gehören, mit Ausnahme der hochasiatischen Türken und einiger tausend Neger, durchweg einer homogenen Rasse an, welche der ethnologische Kunstausdruck die „Mittelländer" nennt. Ihre Gliederung nach „Stämmen", „Familien" und „Nationen" ist aus dem nachfolgenden Schema a (S. 121) zu ersehen. Von den vier Hauptstämmen der Basken, Kaukasier, Hamito-Semiten und Indogermanen ist der erste am Mittelmeere selbst nicht vertreten, der kaukasische Stamm nur durch etliche Tscherkessen-Niederlassungen im Gebiete des osmanischen Reiches. Das herrschende Element sind die Indogermanen, welche sich in die Albanesen, Hellenen, Romanen und Slaven (Südslaven) gliedern. Ihnen zunächst folgen in Bezug auf numerische Überlegenheit und Größe des Verbreitungsgebietes die semitischen Familien der Araber und Aramäer (Syrer), alsdann die hamitischen Berber und das arabisch-berberische Mischvolk der Mauren, zuletzt die ural-altaiischen Osmanen, welch letztere aber nicht unmittelbare Anwohner der Mittelmeerküsten sind, da gerade in ihrem Stammlande, Kleinasien, ein schmaler Uferstrich, welcher vom Hellespont bis in den Golf von Issus hineinreicht, von Griechen eingenommen wird. Dasselbe gilt von den Küsten Thraciens und Makedoniens.

Gegenüber der einheitlichen ethnischen Gliederung ist die Verteilung der Religionen und Konfessionen eine weit verwickeltere. Das Schema b auf S. 121 ermöglicht eine gute Orientierung über die Gruppierung der vorherrschenden Glaubensbekenntnisse und der sie durchklüftenden schismatischen und konfessionellen Absonderungen.

a. Ethnische Gliederung der Völker am Mittelmeer.

I. Mittelländer.

A. Baskischer Stamm (Iberer). Am Mittelmeer selbst nicht vertreten.
B. Kaukasischer Stamm. Nur in Tscherkessen-Kolonieen vertreten.
C. Hamito-semitischer Stamm:

1. Hamiten.	2. Semiten.
a. Ägypter.	a. Aramäer (Syrer).
b. Libyer (Berber).	b. Hebräer.
	c. Araber (Mauren: berberisch-arabisches Mischvolk).

D. Indo-germanischer Stamm:

1. Albanesen.	2. Hellenen.	3. Romanen.	4. Slaven.	
		a. Spanier.	a. Slovenen.	Südslaven.
		b. Franzosen.	b. Kroaten.	
		c. Italiener.	c. Serben.	
		d. Kutzo-Wlachen.	d. Bulgaren.	

Vom indo-germanischen Stamme sind ferner vertreten: die eranische Familie (Armenier und Perser in den großen Städten des Orients); die germanische Familie (Deutsche in den Städten Istriens, des Küstenlandes und Dalmatiens); Zigeuner (hauptsächlich in Südspanien).

II. Hochasiatische Rasse (Ural-Altaier).

1. Uralier.	2. Altaier.
Nicht vertreten.	Osmanische Türken.

b. Religionen und Konfessionen.

I. Christen.

1. Römisch-katholische.	2. Maronitisch-kathol.	3. Unierte griechisch-kathol.
Spanier, Franzosen, Italiener, Slovenen, Kroaten, Albanesen, Bulgaren (wenig).	Maroniten im Libanon.	

4. Unierte armenisch-kathol.	5. Griechisch-orthodoxe.	6. Armenisch-orthodoxe.
Nur in Kolonieen.	Hellenen, Serben, Bulgaren, Kutzo-Wlachen, Albanesen.	Nur in Kolonieen.

Außerdem: Katholische Serbo-Kroaten, griechisch-orthodoxe Serbo-Bulgaren, griechisch-orthodoxe Gräco-Bulgaren.

II. Mohammedaner.

1. Sunniten.	2. Schiiten.
Araber, Berber, Osmanen, Mauren, Pomaken, (Bulgaren), Albanesen, Serben (hauptsächlich Bosnier), Griechen (auf Kandia).	Nur in persischen Kolonieen vertreten.

III. Mohammedanische Sektierer (sämtlich in Syrien).

1. Drusen. 2. Ismaelier und Nasarier. 3. Mutawilehs.

IV. Israeliten.

I. Mittelländer.

A. Der baskische Stamm.

Die Basken, obwohl am Mittelmeere nicht vertreten, verdienen unsere Beachtung deshalb, weil sie das älteste Volk in Europa sind. Sie stellen den letzten Rest jener vorarischen Urbevölkerung unseres Erdteiles dar, welche unter der Bezeichnung „Iberer" die nach ihnen benannte Halbinsel, einen großen Teil von Südfrankreich, möglicherweise auch Striche in Nordafrika innehatte. Ob die Iberer auch, wie mehrfach angenommen wird, einen Teil von Italien besiedelten, mag dahingestellt bleiben. Vom anthropologischen Standpunkte weisen die kurzköpfigen Ligurer und die langköpfigen Basken keine Rasseneinheit auf. Die Langköpfigkeit der Basken auf den arabischen Einfall im Mittelalter zurückzuführen, geht nicht an, da die Basken damals ein von der Eroberung nicht direkt berührtes freies Volk blieben.

Die Basken nennen sich selbst Euskaldunak und ihre Sprache Euskara, ihr Land „Eukalearia". Alle Völker, die sich einer andern Sprache als der baskischen bedienen, nennen die Basken „Erdaldunak", ein von „Erdu" — ankommen — abgeleitetes Wort; es bezeichnet Menschen, die neu angekommen, folglich Leute, die nach Spanien und Frankreich eingewandert sind, als die Euskaldunak bereits daselbst angesiedelt waren. In diesem Wort lebt also die historische Erinnerung von der Ankunft der indo-europäischen Völker in Europa fort, eine Begebenheit, die so weit in die Nacht der Zeiten zurückreicht, daß bei den indo-germanischen Völkern selbst die Erinnerung daran verloren gegangen ist, und erst in neuerer Zeit die vergleichende Sprachforschung auf die Spur derselben geführt hat. Ein älterer Name dieses Volkes lautete „Vaskonen", auf welchen der Name der „Gascogne" zurückzuführen ist. Die Basken wohnen schon seit Jahrhunderten auf einem ziemlich beschränkten Gebiete am Westende der Pyrenäen, im Norden und Süden dieses Gebirges. Ihre Gesamtzahl beläuft sich kaum auf eine halbe Million, wovon etwa drei Viertel auf spanisches, ein Viertel auf französisches Gebiet fallen. Dazu vermindert sich ihre Zahl durch Auswanderung von Jahr zu Jahr. Weder die Romantik der Heimat, noch die uralten Gerechtsame, welche sich dieses freigeborene und freigebliebene Volk seit jeher zu wahren wußte, fesselten es an die Scholle.

Seiner äußern Erscheinung nach ist der Baske von starkem, aber geschmeidigem Körperbau, verhältnismäßig heller Hautfarbe und dunklem, selten ganz schwarzem Haare. Erstaunlich ist die große Gelenkigkeit und körperliche Ausdauer. Die Frauen sind durchweg hübsch, von zartem Körperbau, mit vornehmem Gesichtsschnitt und frischem Teint. Von den Männern werden sie als physisch gleichwertig erachtet und aus diesem Grunde zu allen Arbeiten, selbst den schwersten, angehalten. Alle Basken sind lebhaften Naturells,

freundlich und heiter, aber auch stolz und von seltener Tapferkeit. Auf der Höhe ihrer seltenen Freiheitsliebe steht auch ihre Ehrlichkeit und ihre Gastfreundschaft. Zu Belustigungen hinneigend, lieben sie ganz besonders den Tanz und sind nebenher auch leidenschaftliche Spieler. Der Stolz des Basken prägt sich hauptsächlich in der Vorstellung aus, daß er von edlerem Blute sei, als die anderen Völker, und dadurch ein Anrecht auf natürliche Adelung habe. Bei all dem aber sind die Basken, ungleich anderen spanischen Völkerschaften, sehr betriebsam und fleißig, so daß Handel und Industrie in ihrem Lande in hoher Blüte stehen. Auch der Landbau genießt eines verhältnismäßig hohen Rufes. In religiöser Beziehung haben sich die Basken stets als gute, strenggläubige Katholiken gezeigt, bei denen aber, wie bei anderen Bergvölkern, eine Fülle von abergläubischen Anschauungen tief eingewurzelt ist.

B. Der hamito-semitische Stamm.

1. Hamiten (Ägypter, Berber).

Wir übergehen den kaukasischen Stamm der Mittelländer, dessen Vorkommen im Mittelmeergebiete sich nur auf etliche Tscherkessen-Niederlassungen in den türkischen Provinzen beschränkt, und wenden uns sogleich dem hamitischen Zweig des hamito-semitischen Stammes zu. Er ist in zwei Familien, den Ägyptern und den Berbern, vertreten. Die hamitischen Ägypter sind die unmittelbaren Nachkommen des gleichnamigen uralten Kulturvolkes, doch ist von Reinblütigkeit der Rasse keine Rede. Als einzige Vertreter gelten dermalen die Fellahin, die seßhafte Bevölkerung des Nilthales, etwa bis zum ersten Katarakte.

Anders verhält es sich mit den Berbern. Ihre reinblütigsten Vertreter sind die Imoschach oder Tuareg (Einheit Targi; Fig. 14), welche den mittlern Teil des Sahara-Gebietes, das nördliche Marokko und einige Striche in Algerien innehaben. Sie sind der überwiegenden Mehrzahl nach ein nomadisierendes Volk, Bewohner sämtlicher Oasen und gelten für die unverfälschten Nachkommen der „Libyer" des Altertums, der Gätuler, Numidier, Garamanten, Massicier, Mazauer und Maurusier. In den socialen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen der Tuareg zeigen sich auffallende Gegensätze zwischen ihnen und ihren Nachbarn anderer Rasse. Die Einrichtungen des Mittelalters, die gesellschaftlichen Rangunterschiede zwischen Edelmann und Leibeigenen, in Europa gänzlich erloschen, spielen unter den Tuareg auch heute noch eine große Rolle. Es giebt Tribus edler Abkunft, Ihaggaren, und solche, welche als Leibeigene jenen vollständig unterthan sind, Imrhad genannt. Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamm.

Bei den Tuareg gilt der Grundsatz, daß das Kind sich nach der Mutter richtet. Demgemäß ist der Sohn eines Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen und einer Leibeigenen — Sklave. Das Targiweib ist dem Manne fast gleichgestellt, und in der ehelichen Gemeinschaft verwaltet es selbständig seine Mitgift. Man lobt das Gerechtigkeitsgefühl und die Klugheit des Targiweibes. Der sprechendste Beweis seines bedeutenden Einflusses ist unbedingt, daß das Targiweib, obwohl der Islam, dem die Tuareg angehören, die Polygamie gestattet, den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte, und zwar derart, daß sich aus der ursprünglichen Gewohnheit allmählich ein gesellschaftliches Gesetz herausgebildet hat. Die Folge dieser Einrichtung ist ein scharf ausgeprägter Familiensinn und eine unzweifelhaft höhere Sittlichkeit, die den targischen Gemeinschaften eigentümlich sind. Der Unterricht der weiblichen und männlichen Jugend liegt ausschließlich in den Händen der Frauen. Vollends unter den Edlen ist es eine Seltenheit, eine unwissende Frau anzutreffen. Damit findet auch die Ritterlichkeit, welche die Tuareg ihren Frauen entgegenbringen, ihre Erklärung.

Da alle Berberstämme sehr kriegerisch sind, füllen Kämpfe und Fehden fast das ganze Leben aus. Dieselben tragen durchweg das Gepräge des Guerilla-Krieges. Der aufgebotene Stamm zersplittert sich in Trupps, welche gelegentlich über ihre Gegner herfallen, oder das Feld räumen, wenn der Angriff zurückgewiesen wird. Das Gefecht ist selbstverständlich immer ein Nahekampf, da der Mangel an Feuerwaffen eine andere Kampfweise nicht zuläßt. Die Leibeigenen fechten zu Fuß, die Edlen hoch zu Kamel, mit geschwungener langer Lanze. In den meisten Fällen aber entscheidet das zweischneidige Schwert, auf welches der Targi großes Gewicht legt. Diese Schwerter (meist Solinger Fabrikat) sind gerade, haben Kreuzgriff und erinnern ihrer Form nach an die antiken Römerschwerter. Die furchtbarste Waffe ist aber die fast 3 m lange Lanze mit zweischneidiger Klinge, in deren Fortsetzung am Schaft mehrere Widerhaken angebracht sind. Jeder ausgiebige Stich ist mit einer förmlichen Zerfleischung des betreffenden Körperteiles verbunden. Auch der kürzere Wurfspeer hat solche Widerhaken. Als Schutzwaffe dient ein ungemein langer und schmaler, mit starker Antilopenhaut bedeckter Holzschild, welcher fast den ganzen Körper deckt.

Eine wesentlich andere Rolle spielen die marokkanischen Berber. Zwar sind sie nur dem Namen nach Unterthanen des Sultans, aber jede Abgabenverweigerung wird mit Waffengewalt beantwortet. Es kommt alsdann zu Massenmorden, Raub und Plünderung, ein Verfahren, welches man amtlich „eine Provinz auffressen" nennt. Es ist unschwer zu begreifen, daß diese Wirtschaft nicht geeignet ist, die Berber gefügiger zu machen. Auf ihren leichten, flinken Rossen steigen sie gelegentlich von den Gebirgen in die Ebene herab, vereinigen sich hier mit den nicht weniger kampf- und rauf-

lustigen arabischen Nomaden, berauben und plündern die Städte der Mauren oder die Niederlassungen der seßhaften Araber, treiben die Herden fort, morden, was ihnen Widerstand leistet, und kehren, so schnell als sie gekommen, in ihre Schlupfwinkel zurück.

Fig. 14. Tuareg (Berber) aus der Sahara.

Der marokkanische Berber ist von durchschnittlich kleiner Gestalt, sehr mager, sehnig und gelenkig wie eine Katze. Seine Hautfarbe geht durch alle Schattierungen vom Dunkelgelb bis zum Schwarzbraun, vom Erdfahl bis zum Olivenbraun. Sein Gesicht, besonders die blitzenden schwarzen Augen, drückt die ganze Wildheit und Grausamkeit seines Charakters aus. Es giebt

unter diesen Leuten geradezu grauenhafte Physiognomieen, die, einmal gesehen, einem nie wieder aus der Erinnerung schwinden. Der sehnige Körper erträgt die härteste Lebensweise. Der Berber bedeckt fast nie sein Haupt, mag die Sonne noch so sengend herablodern. Die Tracht ist höchst einfach; ein grobwollenes Hemd, mittelst eines ledernen Gürtels oder eines Strickes festgehalten, grau und schwarz gestreift und mit einer Kapuze versehen, ist gewöhnlich die einzige Körperhülle. Fußbekleidung ist selten. Niemals fehlen Waffen, welche hauptsächlich in langer Flinte und Yatagan bestehen.

Besonders erwähnt zu werden verdienen die Berber des Rif-Gebirges an der Mittelmeerküste, im Westen der algerischen Grenze. Sie sind Vertreter der ältesten, unverfälschten berberischen Rasse. Roh und wild, haben sie bis jetzt nicht einmal mit der marokkanischen Regierung sich verständigen können, und diese läßt sie unbelästigt in ihren ungastlichen Schlupfwinkeln schalten. Sie sind hochgewachsene, hagere Leute von hellerer Hautfarbe als die übrigen Berber. Die Haare sind blond, die Augen aber dunkel, klein, unheimlich stechend. Wenn sie in die marokkanischen Hafenstädte kommen, werden sie von deren Bewohnern scheu gemieden. Notdürftig in einen zerfetzten Überwurf gekleidet, zeigen sie, trotz der angeborenen Wildheit, eine gewisse Zurückhaltung, die nicht ohne heimtückischen Anstrich ist. Den unsteten Blick heften sie meist auf die Erde. Im Rif-Gebirge daheim schaltet jeder dieser Ur-Berber frei nach Gutdünken, seinen Arm als einzige Autorität anerkennend. Gesetze und bürgerliche Einrichtungen irgend welcher Art kennt man nicht. Rechtgläubige, die das Rif-Gebirge besuchen wollen, müssen Empfehlungen von irgend einem Rif-Heiligen mitbringen; Christen und Juden ist der Eintritt grundsätzlich bei Todesstrafe verboten.

In einem öden, mit kargem Bodenerträgnisse bedachten Lande hausend, fühlte der Rifiote von jeher das Bedürfnis, auf Kosten anderer zu leben. Da mußte ihm denn die Piraterie ganz besonders zusagen, denn die zahlreichen, von Felsbergen umrahmten, klippengeschützten Häfen seiner Heimat erwiesen sich zu jenem saubern Gewerbe besonders geeignet. In diese engen Schlupfwinkel konnten sich wohl die Segelboote der Piraten flüchten, nicht aber die ihnen nachstellenden Kreuzer der europäischen Mächte eindringen. Besonders ist es die Küste westlich des Kap Tres Forcas, welche wegen ihrer Beschaffenheit den Rifioten einen äußerst günstigen Stützpunkt für ihre Unternehmungen abgab. Hier lagen die Boote in Grotten versteckt, oder mit Baumzweigen bedeckt, am Ufer, während ihre Eigner von vorzüglichen Spähpunkten aus das davorliegende Meer beobachteten.

Strandung und Bergungsversuche hatten immer Plünderung und Niedermetzelungen zur Folge. Auch auf Irreführung der in Gefahr schwebenden Fahrzeuge verstanden sich die Rifioten. Sie zündeten Signalfeuer an und steckten weiße Fahnen aus, was nie seine Wirkung verfehlte. Zwar ermangelte

es nicht an Maßregeln seitens der seefahrenden Mächte, sie führten aber zu keinem Ziele. So schickte beispielsweise England im Jahre 1852 den Admiral Napier nach der Rifküste, um sich für die stattgehabten Räubereien Genugthuung zu verschaffen; derselbe kehrte aber unverrichteter Dinge zurück, da die Piraten beizeiten ihre Schlupfwinkel verlassen und sich in das schwer oder gar nicht zugängliche Innere des Landes zurückgezogen hatten. Am schlimmsten daran waren die spanischen Kolonieen (Presidios) an der marokkanischen Küste. Seit dem letzten spanisch-marokkanischen Kriege (1859) wurde den Rifioten für immer das Handwerk gelegt.

Auch Algerien hat eine berberische Bevölkerung. Man nennt sie Kabylen, ein Name, der sich trotz seiner vagen Bedeutung allenthalben als Volksbezeichnung eingebürgert hat. „Kabyleh" (Mehrheit: Kabaïl) bezeichnet nämlich im Arabischen kurzweg „Stamm", nicht aber eine bestimmte Rasse oder ein bestimmtes Volk. Die Kabylen in Algerien bilden gewissermaßen kleine Föderativ-Republiken mit durchweg demokratischer Grundlage, sehr im Gegensatze zu den Arabern, bei denen aristokratische und patriarchalische Einrichtungen entschieden hervortreten. Auch sind die Kabylen nicht durchweg Mohammedaner von strengster Observanz. Manche ihrer Einrichtungen erinnern an das Christentum, andere haben sich dem Koran nicht anzubequemen gewußt. Dies gilt besonders von dem Grundsatz des Koran: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn." Das kabylische Gesetz kennt beispielsweise kein Todesurteil für den Mörder; dieser wird für immer verbannt, sein Haus niedergerissen, sein Vermögen eingezogen.

So weit geht das öffentliche Recht; die öffentliche Meinung geht aber weiter und verlangt Privatrache: den Angehörigen des Ermordeten kommt das Recht der Blutrache zu. In allen anderen öffentlichen Angelegenheiten folgen die Kabylen ihren Marabuts, welche nicht eigentlich zu ihnen gehören, da sie von den Mauren abstammen, welche aus Spanien vertrieben wurden und in der Kabylie gastlich aufgenommen wurden. Die Marabuts bekommen ihren Unterhalt vom Volke und bewohnen die Sauïas (Klöster), welche von religiösen Abgaben erhalten werden. In diesen Sauïas erhalten die Kinder Schulunterricht und findet der Reisende Unterkunft und Verpflegung, jedoch nur die ersten drei Tage.

Den Marabuts verdanken die Kabylen eine Einrichtung, welche nicht hoch genug gepriesen werden kann in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich durch Fehden beunruhigt wird (seit der strammern französischen Verwaltung wohl nicht mehr im frühern Maße) und wo es bislang für den Reisenden keine Sicherheit gab. Diese Einrichtung ist der „Annaya", der Schutzbrief, der indes nicht immer ein beschriebenes Blatt Papier zu sein braucht. Häufig genügt irgend ein Gegenstand, der dem zu Schützenden leihweise als Erkennungszeichen überreicht wird. Von dem An-

naya sagen die Kabylen: „Er ist unser Sultan, dem kein anderer der Welt verglichen werden kann; er ist ein Wohlthäter und verlangt doch keine Steuern und Abgaben.“ Ein Kabyle wird Frau, Kinder und Haus verlassen, aber nicht seinen Annaya. Ein unter den Schutz des letztern gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, der sich eine Verletzung desselben zu schulden kommen ließe, würden alle anderen herfallen und ihn ausrotten. Unter Umständen kann auch eine Frau einen Annaya erteilen. Der Mörder eines Kabylen wurde von den Brüdern und der Frau des Getöteten verfolgt. Als er sich verloren sah, warf er sich der Witwe zu Füßen, umfaßte ihre Beine und rief: „Gieb mir deinen Annaya!“ Die Frau warf ihren Schleier über den Mann und er war gerettet.

Da sich der Wert eines Volkes am besten aus seinem Verhältnisse zu anderen Völkern oder Rassen beurteilen läßt, stellen wir den Kabylen in einen kurzen charakteristischen Vergleich zu den Arabern, von denen weiter unten die Rede sein wird. Schon das Äußere unterscheidet den hamitischen Kabylen von dem semitischen Araber. Während dieser schwarze Augen und schwarzes Haar, ovales Gesicht auf langem Hals hat, erscheint der Kabyle mit viereckigem Kopf, mehr in den Schultern steckend, und meist blauäugig und rothaarig. Der Araber bedeckt den Kopf und womöglich die Füße; der berberische Kabyle hat Kopf und Füße nackt, trägt ein langes wollenes Hemd, Gamaschen, Schurzfell und einen Haïk (Burnus), alles schmutzig und zerlumpt, vom Großvater auf den Vater und von diesem auf den Sohn ererbt. Der Araber lebt unter dem Zelte, das er weiterträgt; der Berber in fester Niederlassung und haftet am Boden. Der Araber ist arbeitsscheu, der Berber fleißig, anstellig. Wenn jener nur notgedrungen zum Ackerbau sich versteht und am liebsten seine Herden weidet, baut dieser seine Thäler gartenmäßig und ergiebt sich mit gleichem Eifer dem Handwerk als Bergmann, als Schmied und von alters her als Falschmünzer. Doch scheint der letztere Betrug der allein landesübliche; denn während die Araber sich vorzüglich aufs Lügen verstehen und auch im Kriege den Verrat lieben, wäre Lüge für den Kabylen eine Schmach, und seinem Angriff schickt er eine Kriegserklärung voraus. Der Araber läßt sich den Mord abkaufen; unter den Kabylen gilt das Recht der Blutrache.

Auch die Kabylinnen unterscheiden sich vorteilhaft von den Araberinnen. Charakteristisch ist die stumpfe, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase und das runde, zurücktretende Kinn. An den Gliedmaßen ist die Muskulatur meist gut ausgeprägt, die Hand- und Fußgelenke sind fein, die Finger und Zehen wohlgeformt, nicht selten von großer Schönheit. Leider altern die Weiber frühzeitig, und der ursprünglich anmutige Wuchs geht in Korpulenz über. Ein Nationalgebrechen ist die Unreinlichkeit. Die Häuser haben keine andere Öffnung als die Thüre, von einem Rauchfange keine

Spur. In einer solchen Wohnung leben durchschnittlich neun bis zehn Menschen gemeinschaftlich mit den Haustieren. Die Leute schlafen, in schmutzige Lumpen gehüllt, auf dem nackten Fußboden; denn auch Matten gehören zu den seltenen Luxusgegenständen.

Als Ersatz für alle diese Mängel besitzt das Kabylenweib große Vorliebe für Schmuck und Tand. Es muß aber hervorgehoben werden, daß es seine Zeit nicht in Stumpfsinn und Trägheit verbringt, wie die Araberin, sondern unablässig mit den Männern bei der Arbeit ist. Eine besondere Geschicklichkeit entwickeln die Kabylinnen im Tragen der großen, ungemein schweren Wasserkrüge (Amphoren), die einen so kleinen Boden haben, daß sie, frei gestellt, umfallen würden. Die Weiber tragen dieses monströse Gefäß auf dem Rücken, und zwar derart, daß der spitze untere Teil am Gürtel festhaftet. Gehalten wird die oft einen Centner übersteigende Last mit dem einen oder andern stark nach rückwärts gekrümmten Arm. Schon Mädchen von zwölf Jahren müssen täglich zweimal Wasser aus den Schluchten holen und auf die Höhen hinauf schleppen. Dadurch werden sie von Jugend auf daran gewöhnt, das Gleichgewicht zu halten und die nach unserer Vorstellung so schwere Arbeit spielend zu verrichten.

2. Semiten.

Der zweite Zweig des hamito-semitischen Stammes sind die Semiten. Um sich über die Völkerstellung derjenigen semitischen Stämme, welche am Mittelmeere wohnen, klar zu werden, müssen wir weiter ausholen. Die Semiten zerfallen in zwei Familien: eine nördliche und eine südliche. Zur nördlichen Familie zählen die Aramäer, welche wieder in zwei Glieder zerfallen, in die Syrer und Chaldäer; die Hebräer und zuletzt die Mandäer, welche als der letzte Rest der Babylonier anzusehen sind. Die südliche Familie begreift die eigentlichen Araber, welche aber sprachlich in zwei Gruppen geschieden sind: Ismaeliten und Joktaniden. In Bezug auf die geographische Lage ihrer Stammländer nennt man die ersteren auch noch „Central-Araber", die letzteren „Süd-Araber". Diese letzteren sind die Abkömmlinge jener Sabäer und Himjariten, welche als ackerbautreibende Völker es zu einer verhältnismäßig hohen Kultur gebracht hatten. Sie fühlten sich in alter, d. h. vorislamitischer Zeit den halbbarbarischen, nomadisierenden Arabern vom Stamme Ismaels in ähnlichem Grade überlegen, wie die ältesten Israeliten, welche bekanntlich mit großer Verachtung auf die ismaelitischen Araber blickten, deren Stammvater der Sohn Hagars, der Magd Abrahams, war. Die heutigen Bewohner der Südküste Arabiens sprechen ein Idiom, welches von dem Arabischen wesentlich abweicht und sich als ein Ableger der uralten Himjariten-Sprache erweist.

Als die Semiten von Norden her in die Gebiete einwanderten, die sie in der Folge besiedelten, fanden sie eine einheimische Bevölkerung vor, welche hamitischen Stammes war. Von dieser Urbevölkerung sind derzeit nur etliche Reste im Südwesten der Arabischen Halbinsel vorhanden. Als der Ursitz der Araber darf der mittlere Teil der Halbinsel, das „Hochland" (Nedjd), gelten, wo es in alten Zeiten eine seßhafte Bevölkerung gab und

Fig. 15. Ein Druse.

zu Beginn dieses Jahrhunderts die streitbare Sekte der Wahabiten ein großes, glanzvolles Reich gegründet hatte. Von diesem Hochlande aus drangen schon vor Mohammeds Zeit einzelne Stämme, vielleicht vom Nahrungsmangel getrieben, nordwärts, und andere folgten, wobei sie die vorangegangenen drängten, um selber Raum zu gewinnen. Das sind die zahlreichen, großen Wanderstämme, welche Mesopotamien und einzelne Gebiete der Arabischen Halbinsel

unstet durchstreifen. Auf ihren Wanderzügen formen diese Beduinen-Triben lange Kolonnen, welche in dem Falle, daß keine Gefahr zu befürchten ist, sich stundenweit erstrecken. Den Vortrab bilden die Herden, dann folgen die Pferde, Weiber und Kinder.

Wenn das centrale Gebiet der Arabischen Halbinsel als der Ursitz der Araber gelten darf, so erblicken wir andererseits im westlichen Gebiete, dem

Fig. 16. Drusische Emirsfrau.

steinigen, glühendheißen Hedschaz (Mekka, Medina), die Wiege der nachmaligen mohammedanischen Weltmacht des medinesischen, beziehungsweise ommejadischen Kalifats. In welch großartiger Weise diese Weltmacht ihre Entwicklung nahm und aus welchen Gründen sie wieder zerfiel, darüber war in einem andern Abschnitte (S. 105) die Rede. Was den Zerfall wesentlich beschleunigt hatte, war die aus politischen Ursachen hervorgegangene religiöse

Spaltung innerhalb der großen Glaubensgemeinschaft. Den „welterlösenden" Beruf des Propheten Mohammed erbten die ersten „Kalifen", deren Reihe mit Abu Bekr beginnt, dann auf Omar und Othman übergeht und mit Ali schließt. Ein großer Bruchteil der Islamiten behauptete von Anbeginn her: nicht die drei erstgenannten Kalifen hätten dem Propheten in der Ausübung der Herrschermacht folgen sollen, sondern vorerst Ali, dem schon durch seine Verwandtschaft zum Propheten — dieser hatte seine Tochter Fatima dem Ali zum Weibe gegeben — die Erbschaft der Führerrolle gebührte, ganz abgesehen davon, daß Ali durch eine besondere Bestimmung des Propheten formell in das Erbe eingesetzt wurde.

Wenn sonst Religionsparteien aus rein dogmatischen Anlässen sich gegenseitig befehdeten, wichen die Mohammedaner von dieser Regel ab und schoben eine Personalangelegenheit unter. Das Ergebnis war das gleiche: die Spaltung der Glaubensgemeinschaft, das Schisma; die islamitische Welt trennte sich in zwei Lager: in Sunniten und Schiiten. Zur Ehre Alis sei es gesagt, daß er der ihm zu Teil gewordenen übermäßigen Verehrung gegenüber sich ablehnend verhielt und sich veranlaßt fühlte, gegen fanatische Eiferer, welche ihn zum Gott ausrufen wollten, einzuschreiten. Immerhin hat das Schisma genügt, den größten Teil des moslimischen Ostens mit Blut zu tränken. Zuerst forderten die Parteigängerfehden ihre namhaften Opfer (vgl. S. 106), dann fand die Ermordung Alis und seiner Söhne Hossein und Hassan statt, zuletzt folgten die furchtbaren Religionskriege.

Wenn in allen übrigen Fällen der Islam die Völker, welche sich zu ihm bekennen, ihrer Nationalität entkleidet hat (der Koran kennt nur „Gläubige" und „Ungläubige"), ist dies mit der Sekte der Schiiten (Schia) nicht der Fall; denn zu ihr gehören fast nur die Perser. Aus der Schia aber sind andere Sekten hervorgegangen, von denen wir diejenigen, welche im Mittelmeergebiete siedeln, kurz erwähnen wollen. Sie gehören zu der Familie der Aramäer, speciell zu dem syrischen Gliede. Die Hauptsekte ist jene der Drusen (Fig. 15), welche im Libanon und im Hauran-Gebirge siedeln. Den Ursprung ihrer Lehre führen sie auf den wahnwitzigen fatimidischen Kalifen Al Hakam (vgl. S. 110) zurück, doch ist dieselbe unverkennbar durch Verquickung des alten heidnischen Glaubens mit der Lehre Mohammeds entstanden. Als Stifter der Sekte wird übrigens ein gewisser Hamza, ein persischer Filzfabrikant, also ein Schiite, genannt. Über seine Thätigkeit weiß man nicht viel. Er soll für die neue Lehre heilige Schriften verfaßt und einen gewissen El Darasi außer Landes gesendet haben, damit dieser für den jungen Glauben Proselyten mache. Dieser Darasi, dessen Name nachmals auf die ganze Sekte (Drusen) überging, war nach Syrien gekommen, wo seine Lehre rasch Anhänger fand. Da aber der Gesandte Hamzas so weit ging, sich selber zum Haupte der Sekte aufzuschwingen,

erschlugen ihn die Bekehrten und erklärten den bescheidenen, den Anordnungen Hamzas folgenden Mokkana Bahaeddin zu ihrem Führer.

So trat die neue Lehre ins Leben. Sie sollte über den südlichen Teil des Libanon hinaus keine Verbreitung finden und auch nach der Zahl ihrer Bekenner die schwächste unter allen moslimisch-heidnischen Sekten bleiben. Der Keim zum Gedeihen lag aber in dem Volke selbst, welches vom Anbeginn her gute Anlagen zeigte und sich durch Sittenreinheit und Ehrenhaftigkeit auszeichnete. Noch heute gelten die Drusen als viel ritterlicher, denn ihre Mitbewohner und Nachbarn christlichen Glaubensbekenntnisses. Auch stand das Drusenland zu Zeiten in hoher Blüte, und drusische Gastfreundschaft war immerdar sprichwörtlich. Die Frauen (Fig. 16), welche viele natürliche Anlagen besitzen und durch Leibesschönheit ausgezeichnet sind, galten für die sittenreinsten des ganzen Orients. Jedenfalls verdankt die Sekte nur solchen Thatsachen ihr Emporkommen, Grund genug, um den Widerspruch der verlotterten, durch die Vielweiberei entsittlichten Türken herauszufordern. Solcher Gegnerschaft ausgiebigsten Nachdruck zu verleihen, wäre den osmanischen Machthabern kaum schwer gefallen, würden in früheren Zeiten den Drusen nicht die Maroniten, deren Zahl zu Zeiten drei- oder viermal größer war als jene der moslimischen Sekte, beigestanden sein. Diese Verbrüderung währte bis in unser Jahrhundert herein, schlug aber dann in eine um so grimmigere Feindschaft um — ein Werk der Türken, welche unter beide Glaubensgemeinschaften Zwietracht gesäet hatten.

Eine zweite Sekte, welche verwandtschaftliche Züge mit den Drusen aufweist, ist jene der Nasarier (Nuzairijeh) im nordsyrischen Gebirge zwischen dem Unterlaufe des Orontes und dem Nahr el Kelb (zwischen Tripoli und Homs). Die Nasarier sind nachweisbar Ultra-Schiiten. Sie beten: „Ich erkläre es, ich verehre Ali, den Sohn des Abu Talib; er ist über alles ein allmächtiger Gott." Mehr hat man aus der seltsamen Sekte nicht herausgebracht; denn sie sind streng verschwiegen in allen Dingen, welche ihren Glauben betreffen. Nicht umsonst lautet eines der Grunddogmen ihrer Religion: „Bist du unter dem Schwerte, Strick, auf der Folter, so lächle und stirb, denn dann wirst du selig." Nebenher verehren sie die Sterne; denn diese gelten ihnen für die Seelen heimgegangener frommer Nasarier. Es gehört zu den besonderen Aufgaben der „Eingeweihten", solche Seelensterne auf die einsamen Gebetplätze herabzurufen.

Zu demselben religiösen Vorstellungskreise wie die Nasarier bekennen sich die Ismaelier, eine Zweigsekte im Südosten des vorgenannten Gebirges. Die Ismaelier werden für die unverfälschten Nachkommen der Mördergesellschaft der „Assassinen", welche namentlich während der Kreuzzüge ihr Unwesen trieb, angesehen. Stammvater dieser Sekte war Hassan Ibn Sabbah, ein Perser, der sich dadurch Anhänger verschaffte, daß er

Jünglinge auf seine Burg lockte und durch den Genuß von narkotischem Hanfpräparat (Haschisch, daher „Haschaschin", woraus „Assassinen" wurde) in künstlich hervorgerufenen Visionen „das Paradies" schauen ließ, welches ihnen in Ausübung ihrer Pflicht zukommen sollte. Daß die Dolche der Fanatiker nicht immer zum Ziele führten, ist bekannt. Man weiß aber auch, daß viele Mordanfälle gelangen, und daß mißlungene Angriffe mehrfach wiederholt wurden. Salaheddin beispielsweise entging dreimal glücklich dem Mordstahle; dafür ereilte derselbe die christlichen Fürsten Raimund von Tripoli und Konrad von Tyrus, aber auch viele ihrer einflußreichen Gegner. Im großen und ganzen war das Verhältnis zwischen den Assassinen und den christlichen Fürsten ein weitaus besseres als das zwischen jenen und den moslimischen Machthabern. Dies erklärt sich dahin, daß Hassan, der sich selber „Scheich ul Djebal" (der „Alte vom Berge") nannte, als obersten Grundsatz der Sekte die Beseitigung aller „rechtgläubigen" Gebieter (Emire, Sultane, Kalifen) hinstellte. Als Erklärungsgrund hierfür wird angegeben, das Hassan Vezier im Seldschuken-Reiche werden wollte, mit seiner Absicht aber durchfiel und hierauf von Rachegelüsten geleitet wurde. Indes weiß man, daß der „Alte vom Berge" nach Höherem strebte und sogar für eine Verkörperung Gottes gelten wollte. Um diese Rolle mit Nachdruck spielen zu können, zeigte er sich innerhalb dreier Jahrzehnte nur zweimal außerhalb seiner Wohnung und war überhaupt nur für seine Vertrauten zugänglich. Mit der herrschenden Rasse, den Türken, stehen sowohl Nasarier als Ismaelier auf schlechtem Fuße.

Um unsere Überschau — mit vorläufiger Umgehung der Araber — über die Syrer, d. h. die aramäischen Semiten, zu beenden, müssen wir noch der Maroniten (Fig. 17) gedenken. Sie sind die Nachkommen der syrischen Monophysiten, welche in Christus nur eine einzige göttliche und unvergängliche Natur anerkannten. Anfangs wurde diese Lehre in Syrien mit Feuer und Schwert verbreitet; als aber der Islam sich auszudehnen begann und die Monophysiten keine Aussicht hatten, die Oberhand zu behalten, dachte man an Vermittlung. Dieselbe wurde durch den „Reformator" Maron dadurch bewirkt, daß er zwar an der Doppelnatur Christi festhielt, dieser Doppelnatur aber nur einen „Willen" zuschrieb. Nun nahm die Sekte den Namen „Maroniten" an und behielt denselben bis zur Stunde, obwohl die ursprüngliche Lehre längst aufgegeben und der Friede mit Rom hergestellt wurde. Dieses aber mußte Zugeständnisse machen, unter welchen die Priesterehe das wichtigste ist. Die Maroniten bewohnen mit den Drusen das Libanon-Gebiet, sind aber numerisch zahlreicher als diese. Die seit langer Zeit zwischen beiden Glaubensgemeinschaften währende Spannung führte im Jahre 1860 zu jenen furchtbaren Schlächtereien, in welchen sich die Türken von Anfang an auf die Seite der Drusen stellten und dadurch

es diesen ermöglichten, die Maroniten massenweise hinzuschlachten. Viel zu spät mischte sich Europa ein. Das von Napoleon III. nach Syrien entsandte Corps fand nur mehr Berge von Leichen und niedergebrannte Städte

Fig. 17. Ein Maronite.

vor. Als Sühne folgte die Erschießung des Gouverneurs von Damaskus, Achmed Pascha, und vieler anderer Militärpersonen. Außerdem wurden etwa fünfzig Rädelsführer und Hauptmörder aus dem Volke gehenkt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Arabern (Fig. 18) zurück. Sie sind in Syrien allenthalben verbreitet, reinblütig jedoch nur im südlichen Palästina und im Ostjordanlande, wo sie als Beduinen hausen und keiner staatlichen Autorität unterworfen sind. Auch das Jordanthal wird von Beduinen durchstreift. Auf der Sinai-Halbinsel bilden die Araber eine dünn gesäete Bevölkerung von kaum 5000 Seelen, welche vorwiegend die vorhandenen wenigen fruchtbaren Thäler einnehmen, aber auch allenthalben die Halbinsel durchstreifen.

Das Arabertum ist, wie bereits aus unserem geschichtlichen Abschnitte (S. 106) hervorging, nicht auf Vorderasien beschränkt; es erstreckt sich auch auf den Nordrand von Afrika. Dort hatte, und zwar vorerst in Ägypten, der Islam durch den Eroberungszug Am'rs, des Feldherrn Omars, Eingang gefunden. Viel später als die Eroberung Unterägyptens erfolgte diejenige des übrigen Nordrandes von Afrika; denn in Tripolitanien, Tunisien u. s. w. hatte der Islam sich längst ausgebreitet, ehe das arabische Element als neue Völkerflut vom Nil aus gegen Westen vordrang. Es war im Jahre 1050, als unter dem fatimidischen Kalifen Mostansir den auf dem rechten Nilufer angesammelten Beduinenhorden erlaubt wurde, über den Nil zu setzen und verheerend in die damals noch reich bevölkerten und blühenden Länder Afrikas am Mittelmeer einzubrechen. Man wollte abgefallene Statthalter damit strafen. Aus dem Raubzuge wurde eine Völkerwanderung, und von nun an hörten Plünderungen und Verwüstungen nicht mehr auf.

Am Mittelmeere nimmt das arabische Element nur eine schmale Küstenzone ein: das Hochland von Barka und das Hinterland von Tripolitanien, etwa bis zum 30. Breitengrad. In Tunis und Algerien ist die Zone bedeutend breiter und erstreckt sich insbesondere in Algerien tief in das westliche Sahara-Gebiet hinein. Dazwischen finden sich Inseln mit berberischer (Kabylen) und berberisch-arabischer (Beni Mzab u. s. w.) Mischbevölkerung; desgleichen ist das nordafrikanische Arabertum in der ganzen Ausdehnung von der marokkanischen Grenze bis zum Nil landeinwärts von einer berberisch-arabischen Mischbevölkerung, beziehungsweise von Mauren, begrenzt. Erst tiefer in der Sahara finden wir reine Berber (Tuareg, in der Mitte) und berberisch-nigritische Mischvölker (Teda, im Osten). In Marokko giebt es keine geschlossene arabische Bevölkerung, sondern nur Städte-Kolonisten.

Dagegen fällt auf, daß das Arabertum nilaufwärts, also nach einer Richtung, die sich von Natur aus jedem Ausbreitungsbestreben äußerst günstig erweisen mußte, niemals an Boden gewann. Überhaupt ist es eine irrige Ansicht, wenn man meint, das Arabertum bilde das vorherrschende Element in Nordost-Afrika. Reinblütige Araber sind nur die Beduinen, welche als Nomaden die Wüstengebiete östlich und westlich des Nil durchwandern; dann

noch vorwiegend die Bevölkerung der großen Städte. Die seßhafte Landbevölkerung des Nilthales — die Fellahin — ist hamitischen Ursprunges, mit starker Beimengung arabischen Blutes. Araber und Fellahin reichen

Fig. 18. Eine Araberfamilie.

aufwärts des Nil kaum bis zum ersten Katarakt. Schon südlich von Kene (also eine bedeutende Strecke vor Assuan) haben wir es mit „Berabra", einem echten berberischen Stamme, zu thun, während östlich des Nil überall

Bischarin (ein Stamm der Bedscha-Familie), westlich des Stromes eine räumlich sehr ausgedehnte arabisch-berberische Mischbevölkerung siedelt.

Die Araber Nordwest-Afrikas haben einen merkwürdigen Konservativismus bethätigt. Ihre socialen Einrichtungen sind noch ganz die ihrer Vorfahren. Das Stammesverhältnis ist nichts anderes als ein Familienverband im weitern Sinne. Ursprünglich mögen die überschüssigen Kinder eines Familienzeltes mit ihren Eltern sich in der Nachbarschaft des Stammzeltes niedergelassen haben, und so fort, bis aus der Familie eine Sippe, aus dieser ein Stamm, und aus mehreren Stämmen ein Großstamm ward, dem das gemeinschaftliche Familienhaupt als unumschränkter Gebieter vorstand. So prägte sich mit den Jahrhunderten das Gefühl der Blutsverwandtschaft tief im Charakter des nomadisierenden Arabers ein. In socialer Hinsicht bildete sich bald eine Art Aristokratie aus, welche sich bis auf diesen Tag erhalten hat. Diese Aristokratie ist eine dreifache: jene der Geburt (Scherif), die Militär-Aristokratie (Dschuad) und die religiöse Aristokratie (Marabuts). Als edel von Geburt wird nur derjenige betrachtet, welcher seine Abstammung von Mohammeds Tochter Fatima, der bekannten Gemahlin des vierten Kalifen Ali, nachweisen kann. Trotz der in die Augen springenden genealogischen Schwierigkeiten in dieser Stammes-Ableitung ist die Zahl der „Schürfa" (Vielzahl von Scherif) eine unverhältnismäßig große.

Ein Grundzug des Arabers ist sein hochentwickelter Familiensinn. Gleichwohl ist die Stellung des Weibes, im Gegensatze zu jenem des Berbers, keine beneidenswerte. Zwar findet die Vielweiberei infolge der dürftigen Verhältnisse, wie sie unter den arabischen Nomaden herrschen, nur sehr beschränkte Anwendung; auch sonst lebt das Nomadenweib verhältnismäßig freier; im großen und ganzen aber ist es die Sklavin seines Mannes. Die einzige Bürgschaft, die Neigung des Gebieters längere Zeit rege zu erhalten, ist ein vorteilhaftes Äußere; doch darf kein Nomadenweib hoffen, dasselbe länger als durch zwei Jahrzehnte erhalten zu können.

Am dichtesten sitzt das Arabertum in den marokkanisch-algerischen Grenzprovinzen, wo es ein Leben von heute auf morgen fristet. In diesem Hochlande giebt es nur einen Teil des Jahres gefüllte Bachrinnen. Doch machen die Winterregen es möglich, auch den weitern Umkreis der Oasen als Weide zu benutzen, und was dem Nomaden an Bequemlichkeit des Lebens abgeht, ersetzt er durch sein Freiheitsgefühl und den Stolz auf seinen Müßiggang. Aus dieser Gegend stammte auch Abd-el-Kader, das Urbild eines arabischen Parteigängers. Manche Triben leben in beständigem Kriege mit der Autorität. In neuester Zeit sind zwei andere Parteigänger in jenem Grenzgebiete aufgetaucht: Bu Amema und Si Sliman, deren Niederwerfung der französischen Regierung nicht geringe Anstrengungen gekostet hat.

Von weitaus größerer kulturgeographischer Bedeutung als die Araber ist das arabisch-berberische Mischvolk der Mauren. Wie alle Mischvölker, überragten auch die Mauren seinerzeit die beiden Rassen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Die Mauren wurden zu Trägern einer Kultur, die im moslimischen Orient weder früher noch später ihresgleichen hatte. Aus den Trümmern des Ommejaden-Reiches gingen eine ganze Menge berberisch-maurischer Dynastieen hervor, welche aber arabischen Kunststil, arabische Wissenschaft und Dichtkunst sich angeeignet. Zumal die Dichtkunst fand begeisterte Pflege. Ein rasch und treffend erdachter Vers konnte ein Dorf eintragen oder die Ketten des Gefangenen sprengen. Der Ackersmann dichtete hinter dem Pfluge, die Staatskanzlei schickte diplomatische Noten in Kassidenform[1]. Wir treffen eine Lyrik des Weines und der Liebe, die auf eine nichtmoslimische Freistellung der Frauen schließen läßt, wie sie sonst im Orient unbekannt ist.

Fig. 19. Ein Maure.

Seiner äußern Erscheinung nach ist der Maure (Fig. 19) von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut. Er hat eine nur wenig gebräunte Hautfarbe, schwarze Haare und Augen, meist einen spärlichen Bart, den er aber sorgfältig pflegt. Sein Charakter ist weniger wild als der des Berbers und Arabers, was nicht ausschließt, daß er im Kampfe ebenso feurig und tapfer ist. Mit seiner Vertreibung aus Spanien

[1] In Form von Distichen, welche in der zweiten Zeile stets den gleichen Reimausgang haben, während die erste sich nicht reimt.

schwand auch sein ritterlicher Sinn. Der Maure schreitet stolz und gravitätisch einher, oder kauert, wenn er zu den Wohlhabenden gehört, auf einer Matte unter der Vorhalle seines Heims oder auf irgend einem andern Lieblingsplatze und thut im strengsten Sinne des Wortes nichts. Selbst die Zerstreuung des Tabakrauchens kennt er nicht, da ihm dieses nach seinem strengen Religionsgesetze verboten ist. Der Maure ist der vorbildliche Ausdruck der Fühllosigkeit. Nur wenn er spricht, beleben sich seine für gewöhnlich starren Züge, und er begleitet sein mit größtem Eifer geführtes Gespräch mit heftigen Bewegungen. Im vorteilhaftesten Lichte zeigt sich der Maure, wenn er zu Pferde sitzt. Dann ist alles an ihm Feuer und Leben. Sein Blick sprüht Flammen, seine Gesichtszüge erhalten einen vergeistigten Ausdruck. Auf feurigem Rosse fliegt er wie der Sturmwind dahin, die lange Flinte schwingend und grelle Jubelrufe ausstoßend.

Im Sahara-Gebiet ist das Maurentum nicht so typisch rein, als im benachbarten Marokko. Von den zahlreichen mauriſchen Stämmen am Westrande des Sahara-Gebietes wissen wir wenig, da ihre Wohnstätten so gut wie unbekannt sind. Im schlechten Sinne haben sie dadurch sich bemerkbar gemacht, daß sie arge Strandräuber sind und als solche das Abschreckende jener Küste noch wesentlich erhöhen. Reine Mauren finden sich am zahlreichsten in den Oasen am Nordwestrande der Sahara. Der große Kern dieses Volkes aber besiedelt Marokko, wo es zwar nicht zahlreicher als die berberischen Gebirgsbewohner des Atlas-Gebietes, aber die herrschende Rasse ist. Denjenigen Mauren, welche, aus Spanien vertrieben, tiefer in das Innere von Marokko sich zurückzogen, blieb der Hang zum Städteleben; dadurch wird es auch erklärlich, daß die großen Niederlassungen heute noch fast ausschließlich von Mauren bewohnt werden, indes die Araber das nomadisierende, die Berber das ackerbautreibende und in den Gebirgen ansässige Element darstellen.

Gleichwohl haben es die Mauren nicht vermocht, eine Dynastie aus ihrem eigenen Stamme hervorzubringen, sondern mußten sich im 16. Jahrhundert dem Scepter eines arabischen Scherifs unterwerfen, mit welchem die noch heute daselbst herrschende Dynastie begründet wurde. Dieser Scherif war Mula Mohammed, den eine Karawane aus Tafilet (einer großen Oase am Nordwestrande der Sahara), von Mekka zurückkehrend, mitbrachte. Mula Mohammed wurde Herrscher über die drei Königreiche Faz (Fez), Marokko und Velez der meridinischen Dynastie, die vorher, nach der Rückkehr der Mauren nach Afrika, bestanden hatten, und begründete die Dynastie der „Scherife“ mit dem Beinamen „Fileti“ (nach der Oase Tafilet). Arabisch dem Blute nach ist sie freilich nicht mehr, auch nicht rein mauriſch oder berberisch, sondern „marokkanisch“; denn in den Adern der letzten Angehörigen dieser Dynastie fließt das Blut all der genannten Völker und Stämme und Negerblut dazu.

Im großen und ganzen sind die marokkanischen Mauren eine entartete Rasse. Bezeichnend hierfür ist, daß unter ihnen Diebstahl, Lug und Betrug an der Tagesordnung sind. Das Lügen geht derart bei ihnen im Schwange, daß es wohl kaum ein Individuum giebt, welches die Wahrheit spricht. Faustrecht, Raub und Mord herrschen in allen Teilen des Landes, die nicht von den Truppen des Sultans erreicht werden können, und niemand findet etwas Außerordentliches darin. Ganz besonders entwickelt ist die Blutrache. Das Gesetz der Wiedervergeltung, wie es in Marokko in Kraft steht, fordert Rache, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Mord wird mit Mord, die Verstümmelung mit Verstümmelung, Prügel werden mit Prügel vergolten. Der Rächer vollführt seine That am gleichen Tage, am gleichen Orte, mit der gleichen Waffe, und bringt seinem Opfer womöglich die gleichen Wunden bei, die derjenige erhielt, den er rächt, wenn er nicht selber zu rächen hat.

Bemerkenswert ist, daß Marokko konfessionell von der übrigen islamitischen Welt abgesondert ist und den osmanischen „Kalifen" (den Sultan) nicht als Haupt der Gläubigen anerkennt; sonst ist dies nur noch bei den schiitischen Persern der Fall. Indes ist nicht der Kaiser, sondern der jeweilige Ordensgeneral der Muley Taieb, das geistliche Oberhaupt in Marokko. Er residiert zu Quesan, im nordwestlichen Marokko, und wird als Heiliger verehrt. Wenn dieser Scherif einen Umzug im Lande hält, strömt alles herzu. Selbst die Berber, die sich sonst wenig aus den Bräuchen des Islam machen, küssen, was dem Scherif gehört, bringen Kranke, damit der wundervermögende Mann sie heile. Im Großen Atlas, wo es immer Raub und Mord giebt, senkt sich jede Waffe, wenn der Angefallene einen Geleitbrief des Scherifs von Quesan vorweisen kann. Auch Christen gegenüber hat dieses marokkanische Kirchenhaupt sich als milde und hilfreich erwiesen und beispielsweise seinerzeit dem Reisenden Gerhard Rohlfs ein Empfehlungsschreiben mit auf den Weg gegeben, bei dessen Verletzung mit dem „Verlust des Segens" gedroht wurde.

Mit diesen Bemerkungen sind wir einer Frage näher getreten, welche im Vordergrunde des Interesses steht und in unseren Ausführungen nicht übergangen werden darf. Es genügt nicht, die vorstehend geschilderten Völker nach ihrer ethnischen Seite hin zu kennen. Von größerer Bedeutung sind alle jene Wahrnehmungen und Thatsachen, welche aus ihrem religiösen Leben entspringen und sie in einen gewissen kulturellen Gegensatz zu den abendländischen Bestrebungen stellen.

Unter allen islamitischen Völkern am Mittelmeer, und wohl auch überall sonst auf dem weiten Verbreitungsraume der mekkanischen Prophetenlehre, sind die Ägypter, dank der Erziehung jenes mächtigen und umsichtigen Neubegründers der Herrschaft im Nil-Lande, Mohammed Alis, die wenigst fanatischen. Nirgends wurden die Moscheen für Andersgläubige so früh

zugänglich wie hier. Obgleich Mohammed Ali den Bräuchen des Islam treu blieb, verdankt man doch ihm das Ende der vielhundertjährigen Christenquälerei. Ist nun auch das kairensische Volk nicht tief religiös, so hält es dennoch strenge die religiösen Vorschriften und legt nebenbei eine starke Neigung zur Mystik an den Tag. Mittelpunkt des religiösen Lebens in Ägypten und in gewissem Sinne von ganz Nordafrika ist die Moschee El 'Ashar („die Blühende"), in Kairo derzeit wohl die berühmteste Hochschule des Islam. Sie zählt etwa 10000 Schüler und 200 Lehrer. Sie bilden vier Abteilungen nach den vier Sekten, deren Lehren und Bräuche sie vertreten: die Hanefiten, Malekiten, Hambaliten und Schafeïten. Die letztere Sekte ist die strenggläubigste. Die Schüler der Moschee werden entweder „Fakih" (Vielzahl: Fokaha), d. h. Lehrer an den öffentlichen Volksschulen, oder „Halim" (Vielzahl: Hulemâ), d. i. Gelehrter.

Ist Ägypten ein verhältnismäßig duldsames Land, so steht es mit der Duldsamkeit im übrigen Nordafrika wesentlich anders. Hier sind es hauptsächlich die religiösen Orden, welche den Fanatismus der Massen schüren. In Tripolitanien hat sich besonders der Orden des Es Senusi berüchtigt gemacht. Seine Sendboten sind im ganzen Küstenbereiche von Tripolitanien und im Hinterlande jahrein, jahraus thätig, das Gefühl des Hasses gegen alles Fremde lebendig zu erhalten, den Widerstand zu schüren, die internationalen Verträge, welche abgeschlossen werden, unschädlich zu machen. Der Senusi-Orden hat sein eigenes „Mekka", das im ganzen Sahara-Gebiet weit und breit berühmte Sarabub (auf dem Wege von Benghasi nach der Jupiter-Ammon-Oase), wo der islamitische „Messias" haust.

Der Senusi-Orden hat übrigens nur eine Bedeutung für jenes Gebiet, in welchem er schaltet. Solche rein lokale Bedeutung fällt auch den zahlreichen algerischen und marokkanischen Orden zu. Indes sind die westlichen Gebiete von Nordafrika keineswegs auch ein Gebiet einheitlichern religiösen Lebens. Dagegen spricht schon die ethnische Verschiedenheit der dortigen Islamiten. Die eingewanderten Semiten und die ureingesessenen Hamiten haben nicht einmal im Kampfe gegen die Christen gemeinsame Sache gemacht. Eines der Bollwerke des Islam in Nordafrika war bis in die Zeit der französischen Besetzung Tunisiens Keruan mit seiner mauerumgürteten Moschee. Bis 1881 hatte kein Europäer diese Brutstätte moslimischen Fanatismus betreten. Ob sich seitdem der Haß gelegt, mag dahingestellt bleiben.

Ganz unzweifelhaft aber besteht dieser Haß unter einem großen Teile der algerischen Bevölkerung, wie die immer von neuem sich wiederholenden Aufstände darthun. Noch sind die Marabuts alles Einflusses sicher, und eines ihrer ungeschmälerten Vorrechte ist, den heiligen Krieg predigen zu dürfen. Die Marabuts bewachen die Heiligengräber, üben fromme Werke, sammeln Wißbegierige um sich, bewirten Notleidende, verkünden „Orakel",

verhindern Blutvergießen und stiften Frieden. Ihr Anhang ist ungeheuer, jedenfalls größer als jener der „Dschuads", des Krieger-Adels, der erst in zweiter Linie Einfluß besitzt. Damit ist auch die Lage der Franzosen gegenüber den arabischen Mohammedanern in Algerien gekennzeichnet. Gegenüber den berberischen Mohammedanern (Kabylen) besitzen sie etwas mehr Einfluß. Obwohl die Kabylen nur ungern oder gar nicht mit den Arabern gemeinsame Sache machen, haben jene gleichwohl zu Zeiten die Gelegenheit wahrgenommen, ihre eigenen Propheten auszurufen und sie im Kampfe gegen die Fremdherrschaft voranzustellen.

Am schlimmsten ist es mit dem islamitischen Fanatismus in Marokko bestellt. Hier ist jeder zweite Mensch ein „Heiliger", und was Scheußlichkeit und Gewaltthätigkeit anbetrifft, giebt es in der ganzen Welt keinen zweiten Orden wie den der schlangenfressenden „Aïssauah". Unter der Maske der Religiosität und Gottähnlichkeit vollbringen die marokkanischen „Heiligen" unaussprechliche Scheußlichkeiten. In Lumpen gekleidet, mit Aussatz und Ungeziefer bedeckt, tauchen sie da und dort, gleich unheimlichen Gestalten aus einer andern Welt, mitten aus dem Markttreiben oder Volksgewühl. Die „Jemduschah" zerfleischen den Leib mit Messern, wälzen sich im Unrat, zerreißen lebende Tiere mit den Zähnen. Bei all dem hält man — wenigstens im Innern des Landes — die Christen für die verworfensten Menschen, und ist sehr erstaunt, wenn man selber in die Welt kommt, z. B. nach Tanger oder in andere Küstenstädte, und es keineswegs so findet. Ein neues Leben kann in Marokko nur aus den Trümmerresten der islamitischen Einrichtungen hervorkeimen. Wie die Dinge liegen, ist es zweifellos, daß die Unwissenheit die beste Schutzwehr des Landes, die Barbarei die einzige Bürgschaft für seine nationale Unabhängigkeit ist.

C. Der indo-germanische Stamm.

1. Romanen.

a. Die Spanier.

Die Reihe der Völker indo-germanischen Stammes eröffnen wir, um einen gewissen räumlichen Zusammenhang von Westen nach Osten aufrecht zu erhalten, mit der romanischen Familie, und zwar mit den Spaniern. Die Pyrenäische Halbinsel wird, sieht man von den wenigen Basken ab, von einem ethnisch einheitlichen Volke bewohnt, das jedoch durch ausgiebige Vermischungen mit Völkern anderer Abstammung und selbst anderer Rassen, welche zu Zeiten die Herrschaft auf der Halbinsel ausübten, diese Einheitlichkeit weder nach seinen Äußerlichkeiten, noch nach seinem Wesen darthut. Die Romanen der Pyrenäischen Halbinsel scheiden sich bekanntlich in Spanier und Portugiesen. Die letzteren, welche eine Schwestersprache der spanischen

reden, haben viel mehr arabisch-berberisches Blut in ihren Adern als ihre Nachbarn. Dazu kommt eine nationale Gegnerschaft, die bei einer so innigen Blutsverwandtschaft sehr auffällig ist. Die beiden Volksstämme sympathisieren durchaus nicht miteinander; ja es besteht ein tiefgehender Haß, der sich zunächst darin ausprägt, daß die Spanier auf die Portugiesen wie auf eine niedrigere Rasse herabblicken.

Da die Portugiesen keine Anwohner des Mittelmeeres sind, haben wir uns mit ihnen nicht weiter zu beschäftigen. Was die Spanier betrifft, sind dieselben, wie eben angedeutet, durch mannigfache Rassenkreuzung mit Kelten, Vandalen, Goten und Arabern aus dem italischen Stamme der Römer hervorgegangen. Die germanischen und keltischen Einflüsse machten sich mehr im Norden, die arabisch-semitischen im Süden der Halbinsel geltend. Die spanische Sprache zeigt gleichfalls fremde Einflüsse; am reinsten ist der kastilische, am verdorbensten der katalonische Dialekt. Daraus geht hervor, daß in Spanien in Bezug auf das Volkstum eine Einheitlichkeit, wie man sie anzunehmen geneigt wäre, nicht besteht. Gleich den mannigfachen klimatischen Abstufungen und der an Gegensätzen reichen Natur des Landes unterscheiden sich auch die Bewohner der einzelnen alten Königreiche auffällig voneinander. Der Nordspanier ist vom Südspanier so grundverschieden, daß nicht einmal das Gleichnis vom Nord- und Süddeutschen zulässig ist. (Fig. 20.)

Fig. 20. Spanier.
(Landleute aus Altkastilien und Katalonien.)

Dem landläufigen „spanischen Typus", wie man ihn gewöhnlich vor Augen hat, entspricht noch am besten der Südländer, das Volk von Granada, Sevilla und Malaga, einschließlich der angrenzenden Gebiete. Indes hat auch in Bezug auf diesen „Typus" die Phantasie und Ungründlichkeit der landläufigen Reiseschriftstellerei viel gesündigt. Das südspanische Leben besteht nämlich durchaus nicht aus lauter Poesie, Duft und Schaum. Neben den schönsten Frauen giebt es die armseligsten, elendesten Bettlerinnen. Das Land, in welchem man in palmengeschmückten Hallenhöfen und beim Springquell im Schatten der Bananen und Orangenbäume tanzt, musiziert und zur

Guitarre altspanische Romanzen singt, beherbergt ein Proletariat, wie man ein zweites in Europa nicht leicht findet. Dieses Proletariat setzt sich aus gewissen weltbekannten Typen zusammen.

In erster Reihe stehen die „Churrañes", Lungerer und Faulenzer, welche den ganzen Tag mit Kartenspiel sich abgeben und abends den „Verdienst" in Gestalt mächtiger Becher voll Xereswein durch die Gurgel rinnen lassen. Ein alter Mantel wird ausgebreitet und dient als Teppich; die Karten sind so abgenutzt und schmutzig, daß man kaum die Figuren oder Punkte erkennt. Der Churran hat aber noch andere Spiele, und wo sich ihm Gelegenheit darbietet, betrügt er. So wenig wie ohne Spiel kann er ohne Tabak leben. Er muß immer rauchen, sammelt alle Cigarrenstummel und verwandelt sie in ganze Stücke. Kommt er dann einmal in den Besitz einer „Havaña puro", so müssen, entsprechend dem kommunistischen Zuge im Volkscharakter, seine Freunde auch etwas davon haben. Sie stellen sich in einen Kreis, der älteste zündet die Cigarre an, macht einen herzhaften Zug und reicht sie seinem Nachbar u. s. w., bis der kostbare Glimmstengel wieder bei seinem eigentlichen Besitzer anlangt.

Fig. 21. Spanierinnen.
(Andalusierin und Segovianerin.)

Viel schlimmer als der Churran ist der „Baratero". Er ist die typische Figur Andalusiens und gehört immer der niedrigen Volksklasse an. Er weiß trefflich mit „Navaja" (Schnittmesser) und „Puñal" (Stichdolch) umzugehen, macht sich überall gefürchtet und beutet diesen Umstand aus, um von den Spielern Geld zu erpressen. Der Baratero erscheint zumeist unerwartet in den Spelunken, drängt sich durch die Zuseher und nagelt ohne Umstände das Spiel Karten mit seinem Puñal auf die Tischplatte fest. Hierauf Geschrei und drohende Haltung der Spieler; der Baratero aber ist ein Riese, und seine grimmigen Blicke lassen das Schlimmste befürchten. Gewöhnlich wird dem Gewaltmenschen der geforderte Tribut abgeliefert, denn die Fälle, daß dem Eisenfresser ein ebenbürtiger Gegner in die Quere kommt, sind selten. Häufiger geschieht es, daß zwei Repräsentanten desselben Gelichters, ohne einander zu sehen, in dieselbe Spielhöhle eindringen. Dann kommt es

zwischen den beiden Nebenbuhlern zum Zweikampfe (mit den furchtbaren Navajen), welcher für den einen fast immer tödlich endet.

Südspanien ist ein gefährlicher Herd des modernen Kommunismus. Die Neigung zur Geheimbündelei ist ohnedies ein charakteristisches Merkmal südspanischen Volkstums. Das andalusische Paradies ist im großen und ganzen nur ein herrlicher Schauplatz, auf welchem sich Dinge keineswegs erbaulicher Natur abspielen. So konnten beispielsweise vor einigen Jahren die Umtriebe der Bande der „Schwarzen Hand" nicht überraschen. Von Zeit zu Zeit befindet sich das ganze Land zwischen dem Quadalquivir und der Sierra Morena im Zustande einer weit- und tiefgreifenden social-kommunistischen Gärung. Daß eine so großartige Verbreitung der anarchistischen Krankheit gerade in dem „lebensheitern und glücklichen Andalusien" um sich griff, konnte nur auf seiten optimistischer Reise-Feuilletonisten Verwunderung erregen, nicht aber bei gründlichen Kennern des Volkes.

Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war Südspanien der Sitz jener unheimlichen Gesellschaft, welche sich „Despeñadores (Kummerbefreier) nannte. Die Lehre dieser entsetzlichen Sekte war der religiöse Mord, d. h. die Befreiung der Seele von der Möglichkeit eines erneuten freudlosen Erdenwallens nach Empfang der Sterbesakramente. Die Thätigkeit der Despeñadores erstreckte sich sonach hauptsächlich auf Kranke, welche die letzten Tröstungen der Religion erhalten hatten. War bei einem solchen Kranken die Aussicht auf Wiedergenesung vorhanden, so hatte jeder Despeñadoro die Verpflichtung, jenen Unglücklichen auf unauffällige Weise aus der Welt zu schaffen. Das sicherste Mittel hierzu war das Gift. Wie viele Opfer die wahnwitzige, verbrecherische Innung der „Kummerbefreier" in der langen Zeit ihres Bestehens gefordert hat, wird ziffermäßig wohl nie festzustellen sein. Zum Lobe des spanischen Klerus sei es gesagt, daß derselbe durch sein energisches Eingreifen, nach harten Mühen und Kämpfen, diesem verbrecherischen Treiben ein Ende machte.

Es wäre indes ungerecht, wollte man über die Schattenseiten des südspanischen Volkes dessen Lichtseiten übersehen. In Sevilla, der „Stadt des Weines und der Gesänge", ist das Leben der Massen, unbekümmert um die prosaische Dürftigkeit, in welcher sie sich befinden, ein ununterbrochener Jubel. Vieles an diesem Leben trägt fast morgenländisches Gepräge. Dies gilt besonders von jener „afrikaartigen" Zone, welche den Südrand der Halbinsel im Bereiche von Malaga einnimmt. Hier hat fast alles ein maurisches Gepräge; viele Häuser haben einen offenen Hof mit Springbrunnen, auf welchen subtropische Gewächse herabschatten. In diesen Höfen findet man Kühlung, man tanzt und musiziert, und singt die beliebten südspanischen Liebes-Romanzen.

Unter den Küsten-Spaniern gelten die Valencianer für die verwildertsten. Ihr unruhiger Geist wird damit gekennzeichnet, daß sie in den

meisten spanischen Revolutionen den Anfang machten. Zu Zeiten galt in Valencia das Menschenleben so wenig, daß verzweifelte Gesellen ungestraft den ersten besten Straßengänger niederschießen konnten. Die wilden Instinkte der Bevölkerung verhindern indes gleichwohl nicht, daß Liebhaber des Malerischen und Romantischen ihr zugeneigt sind. Ein valencianischer Markt ist die Faschings-Maskerade am hellen Tage. Wie nirgends sonstwo in Spanien trägt hier das Volkskostüm das Gepräge des außergewöhnlich Phantastischen, ja des Groteskkomischen. Zuavenhosen und Gamaschen, kurze Hemden und Sammetwämser, Zipfelmützen und Plüschhüte, die grellbunte wollene „Capa" (eine Art Plaid) nicht zu vergessen, bilden die Toilette der Valencianer. Man denke sich nun Hunderte und Tausende derselben auf einem Platze vereinigt, und man wird das getreue Abbild eines farbigen Feldes von unzähligen Frühlingsblumen vor sich haben.

In ähnlichem Rufe der Unbotmäßigkeit wie die Valencianer stehen die Aragoner und Cataloner (Catalanen). Was aber ganz besonders die letzteren vor den Bewohnern Valencias auszeichnet, ist ihre Betriebsamkeit, ihre rege Thätigkeit auf vielen Erwerbsgebieten und der verhältnismäßig geringe Hang zu Gewaltthätigkeiten. Verbrechen kommen in Catalonien sehr wenig vor. Das blühende Barcelona verdankt seine Führerschaft auf industriellem und kommerziellem Gebiete in erster Linie dem catalonischen Arbeitseifer, in zweiter Linie der eifersüchtigen Wachsamkeit der Bewohner auf ihre politischen Rechte gegen etwaige Eingriffe seitens der Centralgewalt. Die Catalanen sind der unternehmendste Volksstamm Spaniens. Aber tapferer als sie sind die Aragoner, dann die Castilianer, welch letztere indes die Selbstverherrlichung bis zur Abgötterei treiben. Nur in einem Lande, in welchem der Bettel- und Adelsstolz solch unerquickliche Blüten zur Entfaltung bringen konnte, wie in Castilien, war die Erfindung der „spanischen Grandezza" möglich. In Bezug auf Arbeitsscheue stehen Andalusier und Castilianer in einer Reihe.

Nach Tüchtigkeit und Betriebsamkeit reihen sich an die Catalanen zunächst die Galicer (Gallegos), in denen viel keltisches Blut steckt und die man ihrer vielseitigen Verwendbarkeit halber die „Schweizer von Spanien" genannt hat. Auch der Asturer ist ein tüchtiger und verläßlicher Bursche, aber weniger betriebsam als der Galicier. Seiner allbekannten Fügsamkeit halber vertritt er fast im ganzen Lande das dienende Element. Dem Hauswesen steht er mit Treue und Verläßlichkeit vor. Zu den militärisch untüchtigsten Elementen gehören die Südspanier, von denen behauptet wird, daß sie das Leben zu schön fänden, als daß es so wertlos wäre, um es für irgend eine von Regierungswegen anbefohlene Sache bereitwillig in die Schanze zu schlagen. In dieser Richtung ähnelt der Andalusier auffällig dem Neapolitaner, mit welchem er auch eine betrübende körperliche Schwächlichkeit gemein hat.

Spanien wußte sich mehr als ein zweites Land unseres Erdteils den ausgleichenden Kulturschliff vom Leibe zu halten. Gewisse Gebräuche beherrschen unausrottbar das Volk. Wenn es beispielsweise der Regierung oder der Krone einfiele, die Stiergefechte abzuschaffen, denen gegenüber gewiß sehr berechtigte Bedenken obwalten, so würde dies zu gefährlichen Kundgebungen, wenn nicht vollends zu einer revolutionären Bewegung führen. Die Spanier haben aber auch ästhetischere Vergnügen, und von diesen steht der Tanz obenan. In der ganzen Welt wird nicht so viel getanzt, wie auf der sonnigen Iberischen Halbinsel. Die Tanzliebhaberei ist uralt, und schon in der Römerzeit waren die „gaditanischen" (Cadixer) Tänzerinnen berühmt und gesucht, gleich den Musikanten aus Cordoba. Der berühmteste Volkstanz ist der „Fandango".

b. Die Franzosen.

Das zweite romanische Volk am Mittelmeer sind die Franzosen. Auch sie sind ein Mischvolk, hervorgegangen aus der Verschmelzung verschiedenartiger Elemente: aus romanisierten Gallern (Kelten), Franken, Normannen u. s. w. Einen einheitlichen französischen Volkscharakter giebt es demnach so wenig, als einen einheitlich spanischen, deutschen u. s. w. Namentlich in die Augen springend ist der Unterschied, ja der Gegensatz zwischen dem Nordfranzosen und dem Südfranzosen. Der letztere nähert sich nach seinem physischen Habitus und seinen psychischen Eigenschaften so sehr dem benachbarten Italiener und Nordspanier, daß man unwillkürlich der Thatsache gedenkt, wie voreinst diese ganze Küstengegend von dem einheitlichen Element der Iberer und Ligurer bewohnt war.

Wenn man von Südfranzosen spricht, hat man einen bestimmten Typus vor Augen — den Provençalen nämlich. Der Gascogner, der jenem vielfach ähnlich ist, kann nicht als reinblütiger Franzose gelten; er ist ein baskisch-romanischer Mischling. Der Provençale ist glühend, von raschen Antrieben, vergnügungssüchtig, leidenschaftlich oft bis zur maßlosen Heftigkeit, im Gespräche laut, in den Gebärden südlich lebhaft; aber er ist auch geistig reich begabt, freimütig, arbeitsam, mutig und thatkräftig. In seinem Temperamente ist die Natur des Südländers schärfer ausgeprägt als in dem ihm benachbarten Nord-Italiener. Die Provence ist ein Land der Gegensätze, ein Gebiet, wo Wüsteneien und paradiesische Striche oft ganz unvermittelt nebeneinander bestehen. Diese Gegensätze prägen sich gewissermaßen auch in dem provençalischen Volkscharakter aus. Das überwiegende Bedürfnis für romantischen Zeitvertreib, für phantastische Äußerungen feuriger Überschwenglichkeit haben aus der Mitte dieses Volkes die „Troubadoure" erstehen lassen — Fanatismus, Energie und ungezügelte Schwärmerei die in blutigen Kämpfen um ihr Dasein ringende Sekte der „Albigenser".

Auch das sind auffällige Gegensätze: auf der einen Seite die romantische Weltanschauung der die geselligen Genüsse bis zur Begeisterung treibenden Minnehöfe — eine vom christlich-ritterlichen Geiste weiterentwickelte morgenländische (maurische) dichterische Einrichtung —, auf der andern Seite die mächtige Einwirkung der mittelalterlichen religiösen Bewegung des Kreuzrittertums auf die schwärmerisch angelegte provençalische Bevölkerung.

Der typische Vertreter des Provençalen ist der Bewohner von Tarascon, welche Stadt in Bezug auf die Schönheit ihrer Mädchen und Frauen mit dem benachbarten Arles (Fig. 22) wetteifert. Hier hat sich noch die alte kleidsame Tracht erhalten: schwarzes Tuchjäckchen, weißes Brusttuch, weißes hohes Häubchen, mit schwarzen oder bunten seidenen, vorn in einen Knoten zierlich geschlungenen Tüchern, langer schwarzer Rock, gestreifte Schürze, oft auch weißer, bis zu den Knöcheln niederfallender Schleier.

Fig. 22. Mädchen aus Arles.
(Nach Hirts Geographischen Bildertafeln.)

c. Die Italiener.

Unter allen romanischen Völkern ragen die Italiener (Fig. 23 und 24) durch große geistige Begabung, außerordentliche Lebhaftigkeit der Empfindung, geniale Auffassung des Schönen hervor. Von maßgebender Seite wurde die Behauptung aufgestellt, daß das italienische Volk bei systematischer Heranbildung und Entwicklung zu einer Höhe sich aufschwingen könnte, zu der ein zweites kaum heranreichen möchte. Eine bemerkenswerte Erscheinung in der Vergangenheit Italiens ist die große Rolle, welche edle Frauen in der Geschichte ihres Volkes spielten. Das höfische Leben während des Mittelalters in Florenz, Ferrara, Bologna, Pesaro und anderwärts hatte das Weib zum Mittelpunkte seiner kunstsinnigen Kundgebungen gemacht. Der Einfluß ging immer von einzelnen edlen Frauen aus: auf Dante durch Beatrice, auf Rafael durch Fornarina, auf Tizian durch die anonyme „Schöne" dieses Meisters, auf Boccaccio durch Maria von Neapel, auf Tasso durch Leonore von Este. Freilich darf nicht übersehen werden, daß dies alles durchweg individuelle Erscheinungen sind. Sie sind nicht Träger der jeweiligen Kunst-

epochen gewesen, sondern wurden vielmehr von diesen emporgehoben. Sie waren keine Typen, sondern vom Volksleben abgetrennte Individualitäten.

Was aber die Erziehung von oben herab für die Volkskreise bedeutet, ersieht man am besten an deren Vertretern der Staaten und Städte. Die Venetianer beispielsweise, welche ihre langjährige aristokratische Erziehung nicht verleugnen können und unter allen Völkern die größte Geschmeidigkeit, Lebensfreude und Wohlanständigkeit an den Tag legen: sie waren eine willenlose Menge, welche für die Nobili alle Völker am Mittelmeer in unzähligen Kriegszügen besiegen mußte. Bedeutsam ist, daß selbst die Kunst nie einen Abglanz auf das venetianische Volk geworfen hat. All die Meister, welche noch nach Jahrhunderten die Welt in Bewunderung versetzen, huldigten dem aristokratischen Glanze, der Staats- und Gesellschaftsherrlichkeit. Das Volk gab eine willkommene Staffage ab, um den Glanz des Patriciertums zu erhöhen. Von Freiheit war in diesem Staatswesen ohnedies nie ein Körnchen vorhanden. Aber für die Freiheit, die ihnen nie zu teil wurde, mußten die Niedergeborenen kämpfen, zu Tausenden sich hinschlachten lassen. Freilich ging der Adel mit gutem Beispiele voran. Da er nun einmal herrschte, mußte er auch dieser Rolle sich würdig zeigen. Mut, Tapferkeit und Opferfreudigkeit waren seine Haupttugenden. Keine Schlacht ward geschlagen, in der sich nicht ein Dutzend Nobili hervorgethan hätte, ein anderes Dutzend unter den Waffenstreichen der Feinde gefallen wäre.

Heute ist Schlafbedürfnis in dieses Völkchen eingezogen. Die stolzesten Träume sind zu nichts geworden, und die Erinnerungen finden nur schwache Belebung. Aber auch die Ruhe hat ihr Gutes. Das Herz zuckt nicht mehr krampfhaft zusammen; denn die einstigen Leidenschaften sind verglüht. Auch die Fieberträume sind gewichen; denn man vernimmt nichts mehr von Folterungen und geheimen Justifizierungen, von nächtlichen Ertränkungen oder öffentlichen Edrosselungen. Leider sind Ruhe und Tod miteinander verschwistert; Venedigs Ruhe ward Venedigs Tod. Was der neue Lebensdrang bringt, ist nicht von Belang. Handel und Wandel, wenn auch neuerdings wieder rascher pulsirend, tragen keineswegs den Stempel des Außergewöhnlichen. Ein Volk steigt und sinkt mit seinen Thaten. Diese aber bedürfen ihres Arbeitsfeldes, ihrer Träger, und in Bezug auf diese ändern sich die Geister gründlicher als manchen Anhängern von der „Macht der Tradition" lieb sein möchte. Venedig hat kein Außenleben mehr, es hat nur ein Innenleben. Es ist eine große Familie von altem, tadellosem Stammbaum, aber ohne standesmäßige Vertretung. Nur der Ahnenschmuck ist ihm geblieben: seine Baudenkmale und Kunstschätze.

Daß ein Land wie Italien, das erst in allerjüngster Zeit eine politische Einheit geworden und bis dahin den mannigfaltigsten fremden ethnischen Einflüssen ausgesetzt war, ein einheitliches Bevölkerungs-Element nicht besitzen

könne, liegt auf der Hand. Zwischen der piemontesischen Bevölkerung, den Nachkommen der ligurischen „Tauriner", und dem Neapolitaner, in welchem griechisches, oder dem Sicilianer, in welchem arabisches Blut fließt, besteht ein größerer Abstand als innerhalb der Familien irgend eines andern europäischen Volksstammes. Ein grellerer Gegensatz als der zwischen dem stillen Venedig und dem lärmenden Neapel läßt sich kaum denken.

Es war Ernest Renan, welcher zuerst darauf aufmerksam machte, daß im Süd-Italiener das hellenische Blut vorherrsche und daß man hier,

Fig. 23. Italiener.
(Wasserverkäufer aus Neapel.)

Fig. 24. Italienerin.
(Bäuerin aus der Umgegend von Neapel.)

nicht aber im griechischen Mutterlande, Art und Weise des Griechentums wahrnehmen könne. Der neue Hellenismus zeige nichts von den Farben, der Lebensbewegung, der Hoheit der Gesinnung, die einst maßgebend als Ausdruck des hellenischen Volkscharakters waren. Zwischen dem Selbstgefühl des Sicilianers und der geschwätzigen Prahlsucht des Neugriechen ist ein Unterschied nicht zu verkennen. Wir denken aber, daß die Rassenkreuzung auf der Insel der Sikelier noch ausgiebiger vor sich gegangen ist, als auf griechischem Boden. Die slavische Flutwelle, welche den ganzen Peloponnes

überschwemmte, möchte weniger ethnisch umgestaltend gewirkt haben als das alles durchsickernde saracenische Kulturelement und der Rassengegensatz zwischen Norden und Süden, zwischen Normannen und Arabern.

Am glänzendsten und vorteilhaftesten entwickelt zeigt sich das italienische Volkstum im Florentiner. Keine Stadt in Italien ist so reich an edlen Namen wie diese. Und zwar sind es nicht nur Heroen des Gedankens und der künstlerischen Kraft, sondern auch Männer der That. Man sagt, die heutigen sanften, gesellschaftlich feingebildeten Florentiner ermangelten etwas allzusehr solcher Thatkraft. Die Zeit, solche Thatkraft zu bethätigen, dünkt uns freilich vorüber. Der Freund dieses Völkchens mag sich mit dessen geselligen Tugenden, mit der frischen Fröhlichkeit, dem angeborenen Adel, der Anmut, der vielgestaltigen Lebendigkeit und den Bethätigungen des Schönheitsgefühles zufriedengeben. Aber so erhebend der Gedanke an die Zeit florentinischer Geistesherrschaft auch sein mag, so ist doch die Geschichte, auf deren Spuren wir in der palastreichen Stadt gehen, nur florentinische Geschichte und nicht Weltgeschichte wie in Rom. Hier wohnen Menschen der untersten Volksschichten, welche vom Stolze erfüllt sind, daß in ihren Adern noch das reinste Römerblut fließe. Vornehmheit und Ernst zeichnen das römische Volk aus, das Bewußtsein seiner großartigen Vergangenheit verleiht ihm jene sympathisch berührende Ruhe und Gelassenheit, welche die Römer in die Mitte zwischen den geselligen Nord-Italiener und den leidenschaftlichen Südländer stellen. Wenn irgend ein Schatten auf das gemeinsame italienische Volk fällt, so sind es das Bettelwesen, das Brigantenunwesen und die verbrecherischen geheimen Mördergesellschaften, der „Mafia" auf Sicilien, der „Camorra" in Neapel, der „Squadraccia" in Ravenna und Bologna, der „Cocca" in Turin.

Der italienische Stamm beschränkt sich nicht auf die Italienische Halbinsel, sondern greift — soweit unser Gebiet in Frage kommt — auch auf die Ostseite des Adriatischen Meeres über. Die Italiener sind daselbst der Rest der venetianischen Herrschaft und haben derzeit einen schweren Stand mit den zu nationalem Selbstbewußtsein erwachten slavischen Stämmen.

2. Slaven.

Geht man bis auf die römische Eroberung zurück, so ist das romanische Element gerade tausend Jahre länger am Ostrande der Adria, insbesondere in Dalmatien, eingebürgert als das slavische. Im Anfange hatte das Auftreten von slavischen Stämmen (im siebenten Jahrhundert) keinen nennenswerten Einfluß auf die Machtstellung der venetianischen Republik. Als aber die Könige von Ungarn unausgesetzt nach der Küste der Adria hindrängten, machte Venedig große Anstrengungen, jene Bestrebungen lahmzulegen. Selbst der Bund mit dem Erbfeinde der Christenheit und des Abendlandes — den

Osmanen — wurde nicht verschmäht. Solche selbstsüchtige Politik pflegt selten auf die materiellen und moralischen Verhältnisse der hierbei in Mitleidenschaft gezogenen Völker Rücksicht zu nehmen. Kein Wunder also, daß Venedig sein eigenes Besitztum, namentlich dort, wo das slavische Element in Betracht kam, mit seltener Rücksichtslosigkeit für seine Zwecke ausnützte und die Bewohner vollständig der Verwahrlosung preisgab. Eine Ausnahme hierbei machte das Gebiet der Republik Ragusa.

Von den slavischen Stämmen, welche an der Adria siedeln, nehmen die Slovenen Striche im Küstenland und in Istrien, die Kroaten das ganze östliche Litorale von Fiume bis zu den Bocche di Cattaro, die Serben endlich diese letzteren ein. Das Hinterland — Bosnien und die Herzegowina — wird vorwiegend vom serbischen Stamme bewohnt. Im Osten der Balkanhalbinsel tritt ein anderer slavischer Stamm, das Volk der Bulgaren, stellenweise bis ans Meer, die Ägäische See, heran. Zur Charakteristik dieser Stämme können wir anführen, daß das kroatische Küstenland einst der Hauptsitz der sogenannten „Uskoken" war (d. h. „Flüchtlinge", weil sie sich der osmanischen Gewaltherrschaft entzogen hatten). Die Uskoken hatten einst viel Unheil angerichtet. Selbst Venedig war vor ihnen nicht sicher. Mit der Zeit hatten jene Freibeuter ungeheuere Reichtümer zusammengeraubt, und so erklärt sich die Sage, welche von vergrabenen Uskoken-Schätzen zu berichten weiß. Abkömmlinge der Uskoken finden sich im Innern von Istrien. Die Männer sind von einer erstaunlichen Hagerkeit, dabei aber von jenem starkknochigen Bau, der die Slavenstämme an der Adria kennzeichnet. Auch das Gesicht ist knochig und wird von wirren Haarsträhnen umrahmt.

Nachbarn dieser Uskoken-Abkömmlinge sind die Tschitschen, welche aber nicht slavischer Abstammung sind. Manche halten sie für einen verschlagenen Skythenstamm, andere für römischer Herkunft mit starker Beimengung slavischen Blutes. Die Tschitschen bewohnen Hoch-Istrien, den sogenannten „Tschitschenboden", eine dürre Steinwüste. Der Tschitsche gilt für den elendesten Menschen auf österreichischem Boden, ohne begründete Aussicht auf Besserung. Seine Hauptbeschäftigung ist die Erzeugung von Holzkohlen, der das wenige Buschwerk und die wenigen vorhandenen Waldparzellen zum Opfer fallen. Auch Baumwurzeln werden als Brennmaterial zu Markte geschleppt. Die Tschitschenhütte besteht aus Blockmauern, mit Reisig oder Stroh eingedeckt. Im Umkreise sprießt einiges Gras, an dem schrecklich abgemagerte Ziegen herumschnuppern. Wer vor einer solchen Hütte gestanden, die wilden Kohlenbrenner hungern und auf den abgehärmten Gesichtern der Weiber nie ein Lächeln gesehen hat, der kennt das Tschitschenelend; aber von Staatswegen wird nichts zur Abhilfe gethan.

Unter den dalmatinischen Slaven stehen in sittlicher und socialer Beziehung die Ragusaner (Fig. 25) am höchsten. Namentlich die dienende

Klasse der Stadtbevölkerung ist es, welche durch äußere Wohlgestalt und bemerkenswerte Charaktereigenschaften hervorragt. Wahre Prachtkerle sind die Lastträger, mit angeborener militärischer Haltung, in reicher türkischer Tracht, die sie namentlich gerne bei festlichen Anlässen zur Schau tragen. Die slavische Landbevölkerung um Ragusa ist die gesittetste in dem ganzen Balkangebiete. Mit einem entgegenkommenden, freundlichen Benehmen verbindet sie Ehrenhaftigkeit und Verlässlichkeit und nicht zuletzt ein ausgesprochenes Selbstbewußtsein, als wären die alten Überlieferungen der Republik nicht schon längst verblaßt. Diese Leute liefern den Beweis, wie eine stramme staatliche Erziehung, die lange angehalten hat und bei aller Humanität mit peinlicher Strenge besorgt wurde, selbst auf spätere Geschlechter noch wirken kann. Wie das alte ragusanische Geistesleben dem Südslaventum zur Ehre gereicht und uns Achtung abzwingt, so verschafft uns andererseits das wohlerzogene, arbeitsame und disciplinierte ragusanische Volk die Überzeugung, daß es derzeit in Dalmatien wesentlich anders aussehen könnte, als es thatsächlich der Fall ist. Man stelle nur die drei Vertreter des dalmatinischen Slaventums nebeneinander, um den unglaublichen Abstand zwischen ihnen zu begreifen: den von der venetianischen Regierung mißachteten, ausgebeuteten und bedrückten Nord-Dalmatiner (den heutigen „Morlaken"), den durch Jahrhunderte sich selber überlassenen und infolgedessen in Wildheit, Kampf und Roheit aufgewachsenen Bocchesen und den Ragusaner Bauer! Die Gegensätze könnten nicht drastischer ersonnen werden.

Das Gebiet der Bocche di Cattaro ist von Slaven *serbischen Stammes* besiedelt. Politisch, nicht aber ethnisch von ihnen gesondert sind die *Montenegriner*, die Bewohner des gleichnamigen Hochlandes. Diese Hochländer sind ein zähes, tapferes Geschlecht; sympathisch aber sind sie nicht, und kein serbisches Heldenlied, keine Türken-Romanze, keine Liebesidylle kann dies ändern. An diesen Leuten ist alles hart, starr, frostig; sie scheinen aus demselben Stoffe gemeißelt zu sein, der ihre Hochberge erfüllt. Steinern oder doch wie versteinert sind auch die Weiber, denen wir gegenübertreten. In Knäuel gedrängt kauern sie auf dem Cattareser Markt neben ihren Holzbündeln, welche sie aus einer Entfernung von sechs oder acht Stunden herbeigeschleppt haben. Sie nehmen keinen Anteil an den Geschäften ihrer Männer und senken den Blick zur Erde; sie versinnlichen die slavische Unterwürfigkeit des Weibes gegenüber dem Manne.

Auch unter der bocchesischen Bevölkerung sieht man prächtige, sehnige Gestalten, hager, aber starknochig, mit scharfgeschnittenen Gesichtern. Neben dem weißen Waffenrock des Montenegriners sieht man das dunkle Kleid des Cattareser und Dobrotaners, die malerische Tracht des Risanoten. Einen unheimlichen Eindruck machen die *Krivoscianer*, deren dürre Glieder in

Fig. 25. Volkstypen aus Ragusa.

den verwahrlosten Kleidern zu schlottern scheinen. Und dennoch sind sie kräftiger als irgend ein benachbarter Stamm der Illyrischen Halbinsel, so schlecht die Ernährung und die Lebensverhältnisse auch sein mögen. Ihre ganze Nahrung besteht in einigen Zwiebeln, Maisbrei, Obst, Käse und Wasser; aber das Klettern durch Felsschluchten und über Hochberge, im Sonnenbrand und bei Winterstürmen, hat ihre Muskeln stahlhart, ihre Lungen wetterfest gemacht. Ein anderer Mensch wäre keine fünf Minuten lang im stande, mit dem urwüchsigen Burschen auf gefährlichem Klettergange über Stock und Stein Schritt zu halten. Auffallend ist die schlechte Gesichtsfarbe unter allen diesen Typen. Hinter dem gelbbraunen Fleischton scheint Blutleere zu lauern. Indes ist dies offenbar Täuschung. Bei den Weibern steht das tiefdunkle Auge in grellem Gegensatze zu dem lederfarbigen Gesichte. Schön sind nur die ganz jungen Mädchen.

Auf dem Felsboden, welcher diese serbischen Küstenstämme beherbergt, ist zu Zeiten viel Blut geflossen. Ohne Krieg gab es hier durch Jahrhunderte kein Leben. Das Volk war zu Kampf und Fehde geboren und kannte selten eine andere Zerstreuung. Fehlt der äußere Feind, dann kehren die verzweifelten, wilden Gesellen die Mordwaffe gegeneinander: Bruder gegen Bruder. Eines strittigen Weideplatzes halber kann noch heute das Blut von Verwandten und alten Kriegsgefährten fließen. Der Fehde aber folgt die Blutrache, die ganze Geschlechter ausmordet, auf dem Fuße. Dazu gesellt sich ein finsterer, unheimlicher Aberglaube, der in den unwesentlichsten Zwischenfällen Vorbedeutungen wittert. So gestaltet sich das Leben dieses Volkes zu einem Kampfe ums Dasein in traurigster Gestalt. Es ist eine Leidensgeschichte, wie man sie sonst nur bei Völkern in fremden Erdteilen wiederfindet. Der Bocchese freilich will von solchem Leidensdasein nichts wissen und dünkt sich bevorzugt vor seinen Nachbarn oder Herren. Die Süd-Dalmatiner bekennen sich zur griechisch-orientalischen Religion; die übrigen Dalmatiner sind Katholiken.

3. Albanesen.

Ein anderes Volk indo-germanischen Stammes sind die Albanesen (Fig. 26 und 27), welche das Küstengebiet (und weite Strecken landeinwärts) zwischen Montenegro und Griechenland bewohnen. Sie sind der einzige unverfälschte Überrest der alten thrako-illyrischen Bevölkerung der Hämus-Halbinsel und deshalb von größter Bedeutung für die Ethnologie. Das Wort „Albani" ist keltischen Ursprunges und bedeutet in seinen Wurzeln „Alb" und „Alp" soviel wie „weiß" und „hoher Berg". Die schottischen Hochländer nennen sich in ihrer Sprache „Albanach" und ihr Bergland „Albain". Von großer Wichtigkeit ist die Thatsache, daß es im Altertum noch weitere zwei Albanien gab, eines im Kaukasus und ein anderes im nördlichen Britannien. Daraus erhellt, daß mit

der Bezeichnung „Albaner" kein bestimmtes Volk im Sinne des Rassenbegriffes, sondern nur der Heimsitz des betreffenden Volkes gekennzeichnet war. Die Albanesen nennen sich selber „Schkipetaren", ihr Land „Schkiperia", was gleichfalls die Begriffe von „Bergland" und „Bergbewohner" deckt. Der Name „Arnauten", mit dem die Türken die Albanesen belegen, ist byzantinischen Ursprunges und lautete früher „Arwaniti" (Ἀρβανῖται).

Die Albanesen sind ein Volk von wilden Sitten, stark ausgeprägtem Freiheitsgefühl und stolzer Haltung. Ihre Sprache, welche keine näheren Verwandten aufzuweisen hat, ist in der Reihe der indo-germanischen Sprachen eine rätselhafte Erscheinung. Sie hat keine eigenen Schriftzeichen und wird überhaupt nicht geschrieben. Kenntnis und Gebrauch des albanesischen Idioms pflanzten sich demnach nur im Wege der Überlieferung fort, denn bald bediente sich dieses Volk der griechischen, bald der lateinischen, bald der türkischen Schrift. Alle diese Schriftzeichen waren übrigens nur für den Hausgebrauch vorhanden, denn seit Menschengedenken haben die Albanesen nichts mit der Feder, wohl aber mit dem Schwerte zu schaffen gehabt. Der Albanese ist in erster Linie Soldat, wozu ihn sein gewaltthätiger Charakter und seine außergewöhnliche körperliche Ausdauer ganz besonders befähigen. Den wilden Instinkten des Albanesen entspringt die Blutrache, die furchtbare Geißel, welche fort und fort dieses Volk zerfleischt, es decimiert, die Stammesbeziehungen erschüttert, die Familienbande entzweit, das entsetzliche Geschäft der Rache vom Vater auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Blut will das verletzte Gastrecht, Blut fordert die Entführung einer Frau, die Treulosigkeit einer Braut, ja sogar ein gewöhnlicher Raub.

Die Stammesorganisation der Albanesen ist das Selfgovernment in seiner ursprünglichen Form. Das Volk regiert sich ganz und gar selbst und ist sich selbst Autorität. Ausgeübt wird diese letztere durch die zweimal im Jahre abgehaltenen Volksversammlungen, zu denen von jedem Hause mindestens ein Inwohner erscheinen muß. Den Vorsitz führt der Häuptling des Stammes, dem der Altenrat zur Seite steht. Vorschläge, welche jener macht, werden von diesem zum Beschlusse erhoben und dann dem versammelten Volke, welches sich etwas abseits der Stammesältesten hält, mitgeteilt. Nur in schwerwiegenden Angelegenheiten wird die Entscheidung dem Volke selbst überlassen, und im Bedarfsfalle legen die Versammelten den bindenden Schwur auf kreuzweis gelegte Flinten ab.

Die albanesischen Sitten sind durchweg rauh und barbarisch. Es ist ein hartherziges, mißtrauisches, selbstsüchtiges Volk, das sich zwar durch Vaterlandsliebe und Charakterstärke auszeichnet, im übrigen aber gleichwohl für jede Kulturbestrebung verloren ist. Albanien ist ein Land, in welchem es fast gar keine Volksbildung giebt. Der größte Teil der Bevölkerung ist des Lesens und Schreibens unkundig; eine einheimische Litteratur ist nicht da

und ebensowenig eine fremde. Seiner äußern Erscheinung nach ist der Albanese von hohem oder mittlerem Wuchs, kräftiger und wohlgestalteter Körperentwicklung, eher mager als beleibt. Der Schädel ist lang, an den Schläfen etwas ausgebaucht, die Stirne breit, die Nase länglich und gerade. Die helle Farbe der Augen, Haare und Haut herrscht, was man nicht ver-

Fig. 26. Albanese von Skutari.

muten würde, bei den südlichen Stämmen vor. Charakteristisch ist die Haartracht. Die Albanesen rasieren den Vorderrand des Kopfes, so daß nur das Hinterhaupt behaart bleibt. Höchst malerisch ist die Kleidung, deren Hauptstück die schneeweiße „Fustanella", ein dem Frauenrocke ähnliches Gewand, ist. Einige Männer tragen die bekannte orientalische Pluderhose. Das Volk der Albanesen zerfällt in zwei Familien: in die Ghegen oder Nord-Alba-

nesen, und die Tosken oder Süd-Albanesen; die Grenzlinie zwischen der „Ghegarieh“ und der „Toskarieh“ ist der Schkumbi-Fluß, der unterhalb von Durazzo in die Adria sich ergießt. Beide albanesischen Hauptstämme unterscheiden sich zunächst sprachlich voneinander, da die beiden Mundarten, welche sie sprechen, zu einander etwa so sich verhalten, wie Hoch- und Plattdeutsch. Die Trennung ist aber auch durch das religiöse Bekenntnis bewirkt; in Nord-Albanien überwiegt der Katholicismus, in Süd-Albanien die griechisch-ortho-

Fig. 27. Albanesin.

doxe Kirche; außerdem sind viele Stämme durchweg Mohammedaner; die Zahl der letzteren ist im Gesamtvolke doppelt so groß als die der Christen, von welchen die Katholiken nur den vierten Teil bilden. Sowohl die Tosken als die Ghegen sind in zahlreiche Stämme zersplittert. Der mächtigste Stamm ist der der katholischen Mirditen in Nord-Albanien mit der Hauptstadt Oroschi.

4. Griechen (Hellenen).

Das nächste Volk, auf welches wir zu sprechen kommen, sind die Griechen. Sie sind unstreitig das bestbeanlagte, der Kultur zugänglichste Volk der Balkanhalbinsel. Was die Bedeutung der Griechen erhöht, ist ihr Stammbaum, einer der glanzvollsten, den die Völkergeschichte kennt. Aber wie es mitunter eine mißliche Sache zu sein pflegt, von einem berühmten Vater abzustammen, so kann auch die ruhmreiche Vergangenheit eines Volkes die Veranlassung sein, daß man an dasselbe einen Maßstab anlegt, den man im Falle einer minder bedeutungsvollen Vorgeschichte gewiß beiseite lassen würde. Gerade die glorreiche Vergangenheit des Griechentums war es, welche die Neu-Hellenen in argen Mißkredit brachte, da man in der Bilanz zwischen Einst und Jetzt auf ein großes Manco stieß. Dieses negative Resultat würde sich aber nicht ergeben haben, wenn man die heutigen Griechen wie jedes andere Volk für das genommen hätte, was sie sind, ohne Rücksicht auf historische Erinnerungen.

Man kennt die große Streitfrage, welche vor einigen Jahrzehnten zum erstenmale auf die Tagesordnung gestellt wurde. Damals hatten J. Ph. Fallmerayer die hellenische Abstammung der Neugriechen schlechtweg abgeleugnet. Neuere Sprachforscher (darunter der treffliche Fr. Miklosich) haben indes überzeugend nachgewiesen, daß die Annahme, das griechische Idiom wäre durch die slavischen Einfälle beeinflußt worden, auf einem groben Irrtum beruhe. Dagegen wird nicht zu leugnen sein, daß die ethnischen Überflutungen, welche das kleine Land vom Beginne des Mittelalters an erfahren hatte, zu ausgiebigen Blutmischungen geführt haben müssen. Wenn das Griechentum fremdes Blut in sich aufgenommen, d. h. fremde ethnische Elemente sich assimiliert hat, ohne damit seine Sprache und seine nationale Eigenart einzubüßen, so ist dies ein Beweis von dessen großer Lebenskraft und der starken Fähigkeit der Rassenerhaltung.

Trotz alledem ist die griechische Bevölkerung nicht von typischer Einheitlichkeit. Die benachbarten Albanesen haben frühzeitig das nördliche Griechenland überschwemmt und sind auch in den Peloponnes vorgedrungen. Dazu kommen die Einfälle der Kutzo-Wlachen (siehe über diese S. 163) vom Pindos her, das frühe Erscheinen der Türken, die unter Bajazid I. in Nordgriechenland eine vorwiegend slavische Bevölkerung vorfanden, die Herrschaft der Venetianer u. s. w. Dagegen finden sich im Peloponnes die einzigen Reste des Urgriechentums, die sogenannten Tsakonen im Parnon-Gebirge und die Mainoten in der Maina. Die letzteren sehen sich selber für die Nachkommen der Lakoner an, und die Sprachforschung hat in der That in der Mundart, welche die Tsakonen sprechen, Spuren des Altdorischen, speciell des Lakonischen, entdeckt. Diese Spuren finden sich sowohl im Wort-

schätze als in der Grammatik und in einer überraschenden Fülle der schönsten, sonst nicht mehr gebräuchlichen Hellenismen.

Die Verschiedenartigkeit zwischen nord- und südgriechischem Volkstum läßt sich in Kürze wie folgt zusammenfassen. Der Festländer ist rauher, ungesitteter, fremdenscheuer, dabei geistig beschränkter und materiell genüg-

Fig. 28. Eine Griechin.

samer als der Peloponnesier. Tapfer sind wohl beide in gleichem Maße, doch wird der Nordgrieche von kühlerem Mute beherrscht. Im griechischen Befreiungskriege haben die nordgriechischen Palikarenführer mit großem Geschick Massenangriffe ausgeführt und im Angriffe Tüchtiges geleistet. Im Peloponnes dagegen lag während der ganzen Revolutionszeit der Schwer-

punkt im Guerilla-Krieg, mehr noch in der Verteidigung. Die Mainoten beispielsweise sind von den Türken niemals unterjocht worden; sie nahmen vielmehr selbst in den schwersten Zeiten der Türkennot eine unabhängige Stellung ein. Kurz, der Festländer ist gewaltthätiger, offensiver, der Peloponnesier beweglicher, opferfreudiger; der Festländer hält selbst in der schlimmsten Lage stand und läßt sich im Vorteil schwer zu einer Übereilung verleiten; der Peloponnesier verliert leicht den Kopf oder ist spielend zu unüberlegter That zu verleiten. Der Festländer weiß nichts von der geistreichen, lebensfreudigen, geselligen und zum Teil sogar leichtsinnigen Art, in der sich der Peloponnesier gefällt. Dieser ist vorwiegend Ackerbauer, jener Hirte; der Peloponnesier, dessen Heimat ringsum vom Meere bespült wird, ist neben dem Inselgriechen vorwiegend Schiffer und Fischer und liebt die See; der Nordgrieche legt große Vorliebe für den Soldatenberuf an den Tag.

Ein Völkchen eigener Art sind die Inselgriechen. Sie sind die aufgewecktesten und bildungsfähigsten Vertreter ihres Volkes. Besonders auf den Inseln des Jonischen Archipels kann man unschwer die Beobachtung machen, daß die frühzeitigen Beziehungen, welche die Insulaner zu der Außenwelt unterhielten, von wohlthätigem Einfluß auf deren kulturelle Entwicklung waren. Ein wetterhartes, im steten Kampfe mit den Menschen und den Elementen aufgewachsenes Geschlecht, sind sie auch viel selbstbewußter und stolzer als ihre festländischen Brüder. Mit diesen teilen sie aber gleichwohl die Lebhaftigkeit des Temperaments und die große Empfindlichkeit für ausländisches Urteil.

Hervorragende Eigenschaften am gesamten Griechentum sind patriarchalische Sitteneinfachheit, Hochschätzung der Familienbande und innige Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe. Unter den Griechen giebt es keine notleidenden Witwen; der Sohn betrachtet es als seine Pflicht, die Mutter zu ernähren, und vermag er dies nicht, dann findet sich immer ein Verwandter, der diese Sorge übernimmt. Immerhin macht das griechische Familienleben einen ziemlich spießbürgerlichen Eindruck. Das gesittete Benehmen der Frauen und Mädchen aber berührt wohlthuend.

Das griechische Element erfüllt die ganze Hellenische Halbinsel, einschließlich von Epirus und Thessalien, und verläuft mit einem schmalen Streifen, welcher die Chalkidische Halbinsel in sich begreift, durch das makedonische und thrakische Küstenland bis zu dem Marmara-Meere und dem Pontos. Im Westen und Süden von Kleinasien nehmen die Griechen gleichfalls einen mehr oder weniger breiten Streifen des Küstenlandes ein. Außerdem haben fast sämtliche Ägäischen Inseln griechische Bevölkerung und überwiegt dieselbe auch auf Kypern. Die Griechen gehören sämtlich der griechisch-orthodoxen Kirche an; nur ein Bruchteil der griechischen Kandioten sind Mohammedaner. In den Grenzgebieten herrschen Mischrassen und Spielarten vor. Inselartig

mitten im Griechentum sind die Kutzo-Wlachen im Pindos abgesondert. Albanesische Elemente, abgetrennt von ihrer Stammheimat, finden sich in Attika und Böotien, im Bezirke von Nauplia, ferner im südlichen Teile von Negroponte (Euböa).

Die vorerwähnten Kutzo-Wlachen (auch Makedo-Wlachen), welche zur romanischen Familie des indo-germanischen Stammes gehören, waren wiederholt der Gegenstand eingehender ethnologischer Untersuchungen. Einige Forscher halten sie für Abkömmlinge römischer Kolonisten, andere für einen Ableger der Dako-Romanen. Nach ihrer Sprache läßt sich eine Klassifikation nicht leicht bewirken, da dieselbe von fremden Elementen stark durchwuchert ist; höchstens der dritte Teil des Wortschatzes ist lateinischen (dakischen) Ursprunges, das zweite Drittel stammt aus neueren Sprachen, das letzte Drittel endlich aus einem unbekannten Sprachstamm, der einige Verwandtschaft mit dem Albanesischen aufweist.

Die Kutzo-Wlachen sind jedenfalls der Rest jener „südlichen Wlachen", welche lange vor ihren nördlichen Stammesbrüdern (nämlich bereits im siebenten Jahrhundert) in die Geschicke der Balkanhalbinsel eingriffen. Sie nahmen später ein weites Verbreitungsgebiet ein, das nach und nach bis auf die inselartigen Strecken, welche derzeit bestehen, zusammenschmolz. Außer im Pindos-Gebirge trifft man auch in Makedonien und Thrakien größere Gemeinwesen von Kutzo-Wlachen. Sie zeichnen sich insgesamt durch Betriebsamkeit und Anstelligkeit aus. Ein Teil ist seßhaft, ein anderer treibt Viehzucht, die Mehrzahl aber liegt der gewerblichen Thätigkeit und dem Handel ob. Die Kutzo-Wlachen sind ausgezeichnete Goldarbeiter, Schmiede und Baumeister. Mit Vorliebe betreiben sie die Geschäfte des Kaufmannes, und aus diesem Beruf ist manche wlachische Weltfirma hervorgegangen. Krämer giebt es eine Unzahl. Im übrigen hängen sie, wenigstens die Berg-Wlachen, wie alle Bergbewohner, zähe an ihrer Heimat.

II. Hochasiatische Rasse.

Osmanen (Türken).

Wir haben zum Schlusse noch eines am Mittelmeere lebenden und sogar politisch herrschenden Volkes zu gedenken, welches nicht zu den mittelländischen Stämmen gehört. Es sind dies die ural-altaiischen oder hochasiatischen Osmanen (Fig. 29). Sie siedeln übrigens in den Küstenländern nirgends in zusammenhängenden Massen und sind auf der Balkanhalbinsel überhaupt spärlich vertreten. Dagegen besiedeln sie das ganze Innere von Kleinasien bis zum Westrande des armenischen Hochlandes und bis zu den Nordabfällen des Taurus-Systems. In Syrien, Palästina und Ägypten sind Osmanen nur vereinzelt angesiedelt; doch ist, Ägypten abgerechnet, das Beamtentum fast ganz, das Militär teilweise türkisch. Um eine Charakteristik des Türkentums geben zu können, müßte man dessen Entwicklung und Geschichte eingehend beleuchten. Die Osmanen waren von Anbeginn her ein Eroberervolk, und als sie diese Rolle ausgespielt hatten, sanken sie — für jede Kultur

und civilisatorische Belebung ungeeignet — in ihr früheres Nichts zurück. Sie haben nur zu zerstören, nicht aufzubauen verstanden. Aus dem steingebauten, palastreichen Konstantinopel der letzten Paläologen haben die Osmanen eine riesige, aus bunt bemalten Holzhäusern zusammengesetzte Barackenstadt gemacht. Der Nomadencharakter, welcher allem Türkischen anhaftet, prägt sich in

Fig. 29. Ein Osmane.

allen großen Osmanenstädten aus. All die bunten Holzhäuser mit ihren niederen Dachfirsten, ihren vorspringenden Erkern, von welchen Teppiche und Tücher herabhängen, ihren Guirlanden von Epheu und wilden Reben, mit den Durchblicken zwischen grünen Garteninseln, sind nichts anderes als Hirtenzelte anderer Art, welche zu langen Reihen aneinander gerückt sind und schmale Gassen und Gäßchen bilden.

Selbst die Sultane hatten, unser Jahrhundert ausgenommen, keinen eigentlichen Palast. Das Bedürfnis für große Räumlichkeiten war niemals vorhanden. Jene mächtigen Selbstherrscher lebten mit ihrem Volke in der Überlieferung eines kaum überwundenen Nomadenlebens, das sich seinem Wesen nach erhalten und nur äußerlich durch unerhörte Triumphe verherrlicht hatte. Was die Türken in Kunstübungen leisteten, war immerdar Anlehnung an persische und arabische, ja selbst an indische und chinesische Vorbilder. Das einzige Kunststück der „großen Sultane" bestand darin, möglichst viel Kanonenfutter auf die Beine zu bringen. Mit Soldaten allein aber wurde die Welt nie umgestaltet. Konnte einmal den Osmanen mit gewaltiger Übermacht entgegengetreten werden, dann war es mit ihnen vorbei. Die osmanische Überflutung trat zurück, ließ aber eine ungeheuere Leere, Verwahrlosung, Todesstarre hinter sich.

Allmählich ging dem türkischen Volke die Kraft verloren, sich aufzuraffen, denn das wäre im geeigneten Augenblicke immerhin noch möglich gewesen, wenn man erwägt, daß die Türken vor drei, vier Jahrzehnten ihren Niedergang keineswegs zugaben oder auch nur erkannten. Selbstüberschätzung im Unglück ist ja ein allgemeiner Zug am Orientalen. Selbst der türkische Bettler, der den Christen um ein Almosen anspricht, thut dies mit Ernst und Gemessenheit, unbeschadet, daß er den Spender im Innern gründlich verachtet. Der Mangel befruchtender Anregung, der Abgang belehrenden Einflusses und vollends die unbesiegbare Macht des Fatalismus, der in seinem Extrem kaum etwas anderes als schwerfällige Trägheit ist: alle diese Momente führen das türkische Volk zu gleichgiltiger Beschaulichkeit, sein Leben bewegt sich in salbungsvollen Formeln, deren Inhalt ohne Bedeutung ist.

Wie zahm dieses Volk geworden, beweist dessen Zurückhaltung in bewegten Zeiten. Seit dem Krimkriege ist kaum einem Christen ein Haar gekrümmt worden, sofern es sich nicht um osmanische Unterthanen handelte. Dafür hat auch das türkische Volk den Vorteil milderer Behandlung seitens der Gewalthaber. Auch diesen ist der Korb höher gehängt worden. Man wagt es nicht mehr, reiche Armenier zu erdrosseln, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen, oder eine scheinbar ungerechte Forderung seitens eines abendländischen Gesandten im Ministerrate mit der Bemerkung: „Sind wir Mohammedaner?" kurz und entschieden abzulehnen. Selbst die religiöse Erbauung bedarf zu Zeiten der amtlichen Aufmunterung. In den Bedrängnissen der letzten Jahre wurden des öftern spaltenlange Dekrete erlassen, mit welchen den Gläubigen eingeschärft wurde, das Gebet in den Moscheen nicht zu versäumen und in den Kaffeehäusern während der Gebetszeit nicht mit Spielen sich zu unterhalten.

IV.

Charakterlandschaften.

I. Die europäischen Küsten. Die Mittelmeerküste Spaniens. — Die Mittelmeerküste Frankreichs. — Ligurische und tyrrhenische Ufer. — Sicilien. — Die Inseln des westlichen Mittelmeerbeckens. — Die Adria. — Die Jonischen Inseln. — Die Küsten des Peloponnes. — Athen. — Das Ägäische Meer. — Die Dardanellen. — II. Die asiatischen Küsten. — Längs der Westküste von Kleinasien. — Rhodos. — Die Südküste von Kleinasien. — Kypern. — Der Ostrand des Mittelmeeres. — III. Die afrikanischen Küsten. — Der Nordrand der Sinai-Halbinsel und das Nil-Delta. — Tripolitanien und Tunisien. — Algerien und Marokko.

I. Die europäischen Küsten.

1. Die Mittelmeerküste Spaniens.

Die Stelle, wo das Mittelmeer mit dem offenen Ocean zusammenhängt, ist die Straße von Gibraltar, eine seichte, unterseeische Landenge, welche Europa mit Afrika verbindet. Daß diese Landenge einstmals über Wasser lag, wurde bereits an anderer Stelle (S. 6) erläutert. Landschaftlich von fast gleichartigem Gepräge, ergeben die Ufer beider Erdteile gleichwohl einen merkwürdigen Gegensatz: auf der afrikanischen Seite der Verfall, die Barbarei, der Despotismus; auf der europäischen Seite der unbeugsame Trotz, die Herrschaft der Civilisation, die Freiheit. Zwei Welten sind sich hier so nahe gerückt, daß der Schall einer abgeschossenen Kanone deutlich von der einen zur andern zu dringen vermag. Und dennoch: welche ungeheuere Kluft dehnt sich zwischen beiden Welten aus, eine Kluft, welche das Licht der Gesittung bisher noch nicht zu überschreiten vermochte! Auf der einen Seite der Mensch, mit aller Kraft seines Geistes mühevoll, selbst mit Aufopferung seines besten Herzblutes nach einer höhern Stufe hinanklimmend, auf der andern aber teils stillstehend in träger Unthätigkeit auf dem Standpunkte, den er bereits vor Hunderten von Jahren eingenommen, oder vollends im steten Rückgang begriffen. Was waren die Mauren einst, als ihr Feldherr

Fig. 30. Gibraltar.

Tarik mit einem Häuflein entschlossener Krieger die Meerenge durchschiffte, am Vorgebirge Calpe landete, dem dahinschwindenden Gotenreiche den ersten Schlag versetzte und hierauf siegestrunken und beutebeladen in sein Vaterland zurückkehrte, um seine Brüder aufzufordern, ihm auf der so glücklich betretenen Bahn zu folgen!

Jetzt steht auf dem „Fels des Tarik" ein Bollwerk, welches der Schlüssel zum Mittelmeer genannt wird. Dieser Fels ist das südwestlichste Vorgebirge der Pyrenäischen Halbinsel, heute Gibraltar (Fig. 30) genannt, ein 425 m hohes Küstengebirge, durch dessen Felswandungen die großartigen Galerieen der britischen Befestigungswerke laufen. Bei 600 Geschütze verteidigen den riesigen Geierhorst, welcher über Meer und Sandebene aufragt. Am westlichen Fuße des Felsens liegt die Stadt, nördlich von ihr erstreckt sich die schmale, flache Landenge, welche das Vorgebirge mit dem Festlande verbindet. Der öde, unter der Sommerhitze noch abschreckendere landschaftliche Charakter dieses Punktes wird gemildert durch anmutige Anlagen, für welche mit unsäglicher Mühe und bedeutenden Kosten dem sterilen Kalkboden der Raum abgerungen wurde.

Alles in allem genommen ist Gibraltar in geophysiognomischer Beziehung nichts anders als ein Stück Afrika nördlich der Meerenge. Dieser Charakter ist weiten Strecken der spanischen Südküste aufgeprägt. Das Küstengebirge, welches die Gestade ostwärts begleitet, liegt kahl und heiß vor dem Beschauer. Dahinter aber erstrecken sich die fruchtbaren Gefilde von Andalusien und Granada. Der Spanier sagt: „Frische und gesegnete Vega, süße Erquickung der Frauen, und der Männer unerschöpflicher Ruhm." Die Vega ist, wie die „Huerta", ein Gartenfeld; das Wort bedeutet soviel wie „Fruchtbarkeit". Dichterischer aufgefaßt ist die Vega das sonnige, anmutige, von heiterem Lebensmut durchpulste Landschaftsbild des spanischen Südens, jener „afrikaartigen" Küstenzone, die sich von Malaga bis Almeria und über den Mündungsbereich der Segura bis Alicante erstreckt. Dahinter liegen allerorten mehr oder minder ansehnliche Gebirge, zumal zwischen Malaga und Almeria, wo sich die „Alpujarra" ausbreitet, deren Berggipfel, wie es in einem Gedichte Calderons heißt, sich stolz der Sonne entgegen erheben und in deren Ocean von Felsen und Pflanzen die Dörfer wie in Silberwellen schwimmen. An manchen Stellen freilich ist die Küste platt und sandig, und alles mutet hier mehr afrikanisch als europäisch an.

Die Vorstufe zum spanischen Süden ist Andalusien. Wer aus dem Innern der Halbinsel dahin wandert, hat am ersten Reisetage die Strecke zwischen Toledo und Cordoba zurückzulegen. Das Land ist weder so lieblich, noch so fruchtbar wie die benachbarten Landschaften des Guadalquivir, des „großen Stromes" der Araber, es sind. Aber so traurig und öde,

wie auf der castilischen Hochebene jenseits der Sierra Morena, wo der dickflüssige Tajo träge dahinschleicht, ist es hier gleichwohl nicht, obschon auch die „Mancha", aus welcher der edle Don Quixote stammte, in keinem guten Rufe steht. Alle diese Hochfelder, die Mancha mit dem Segura-Thal nicht minder als die Vega von Granada und das andalusische Paradies, waren durch Jahrhunderte die Kampfplätze zwischen Mauren und Christen. War's nicht diesseits der blauen Felszacken, am Rande des Segura-Beckens, aus welchem es in die romantische Wildnis der Alpujarra hineingeht, wo die Helden Omar und Alvarez ihre Speere schleuderten?

Die zweite Tages-Etappe ist die Strecke von Cordoba nach Sevilla. Die landschaftliche Üppigkeit ist erstaunlich, aber der Überfluß ist von einförmigem Gepräge. Das helle Grün der Orangenwälder würde ermüden, wenn sich zwischen diese nicht auf weite Strecken die graugrünen Flächen der Olivenhaine drängten und blumengeschmückte Wiesen nicht das Auge erquickten. Mehr Abwechslung bieten die Thaleinfassungen, allen voran der gewaltige Felssockel mit dem trotzigen Almodovar-Schlosse. Bei Posadas gestaltet sich die Gegend einförmiger als irgend sonstwo im Thale des Guadalquivir. Selbst das von Orangenhainen umgürtete Palma und der herrliche Duft, welcher über Palmen- und Pinienwipfel gebreitet ist, kann die Phantasie in ihren vorgefaßten Zauberbildern nicht entschädigen. Das ist jenes Thal nicht mehr, von dem einst das glanzvollste maurische Leben ausging. Vierundzwanzig arabische Meilen weit konnte man damals auf dem Guadalquivir im Schatten der Fruchtbäume schaukeln und dem Gesang der Vögel lauschen. Auf beiden Ufern war eine einzige Folge von Gärten, Villen und Türmen. Dort pries man den Trunk unter tiefblauer Sternennacht oder in Palästen, „wie von der Zauberkunst der Dschinen (Feen) gebaut" und von Künstlern gemalt, „deren Farbenschale die Sonne war".

Das Küstenland von Sevilla gehört nicht zum Mittelmeer, sondern zum Atlantischen Ocean. Dagegen gehört das Gebiet von Granada zum Mittelmeer. Die zum Teile noch sehr maurische Stadt, überragt von der herrlichen Alhambra, liegt im breiten Chenil-Thale, mit der Darro-Schlucht zur Seite, und ist geschmückt von dem üppigsten Baumwuchs von Eichen und Ulmen, Cypressen, Orangen, Lorbeer und goldgrün schimmernden Wipfeln riesiger Granatbäume, von denen die Stadt nicht umsonst den Namen trägt. Da ist alle Frische nordischen Grüns unter dem südlichen Blau und den südlichen Düften. Das verdankt man dem leuchtenden Schneegebirg, das seine Wasser herabsendet, der Sierra Nevada, die mit ihren Kanten den Gesichtskreis gegen das Mittelmeer schließt und deren höchste eisige Gipfel bis nach Afrika hinüber sichtbar sind. Von ihrem Nasse blüht heute noch die Ebene, durch welche der Chenil blitzt, im weitern Umkreise von Granada. Wie zur Maurenzeit verkündet noch immer allnächtlich ein Glockenzeichen vom süd-

lichsten Türme der Alhambra, wann die Schleusen für die rieselnden Bächlein zu öffnen oder zu schließen sind.

Endlich rücken wir ganz zur Küste herab, an der wir fortan verbleiben wollen. Das Seethor zu Granada ist Malaga, eine Stadt voll altertümlicher maurischer Paläste mit arkadenumzogenen Innenhöfen, wo tropische Gewächse Schatten verbreiten und Springbrunnen Erquickung spenden. Farbige Fayence-Täfelungen zieren die Wände. Die Häuserreihen steigen von dem Halbrunde des geräumigen Hafens bergwärts und haben grüne Hänge hinter sich, im lebhaften Gegensatze zu den übrigen spanischen Städten an der Mittelmeerküste, welche allenthalben von kahlen Höhen umgürtet werden. Die Fruchtbarkeit des nähern Gebietes ist erstaunlich; selbst Zuckerrohr gedeiht hier als an dem einzigen Punkte in Europa. Weit berühmt sind die Weine, namentlich der eigentliche goldgelbe „Malaga", der aber im Handel meist dunkler gefärbt erscheint. An Güte zunächst folgt der süße Muskatwein und der dicke sirupartige Pedro Ximenes. Der echte Malaga mit seinem wunderbaren Feuer, seiner milden Kraft und edelsten Güte ist wohl der feinste Dessertwein, den die Erde erzeugt.

Malaga, eine der größten Städte Spaniens, ist zugleich die schönste und malerischste seiner Küstenstädte. Nach Osten hin folgt zunächst Almeria mit dem romantischen Hintergrunde der Alpujarra, selbst aber von wilden, kahlen Felsen umgeben, welche die vielen zu Zeiten reißenden Bergwasser durchrissen haben. In den Thalengen und Schluchten grünt und blüht es auch hier allenthalben. In diese Oasen schauen die Trümmer alter Saracenen-Burgen hinab. Dort brennt die Sonne heiß und haucht der afrikanische Glutwind ungemildert über die ruhige, blaue Spiegelfläche des Meeres herüber. Bei Cartagena aber ist das Gestade flach. Nur an einer Stelle erhebt es sich etwas über die Meereshöhe, und dort zeigt man die ungeheuere „Johannishöhle", welche nichts anderes ist, als ein aufgelassener Silberschacht der Karthager. Ihre Stadtgründung aber hat den Namen bis auf diesen Tag erhalten.

Landeinwärts von Cartagena, welches derzeit eine Festung ersten Ranges ist, erstreckt sich das Becken der Segura mit Murcia, welches inmitten eines natürlichen Gartens liegt. Hochgebirge umschließen ihn mit einem meilenweiten Ringe. Überall rieselt und plätschert es, aber es treten Zeiten ein, wo der Segen dieser Bergwasser zum Fluche wird und die herrliche „Huerta" in Hochfluten und Schlamm verschwindet. In anderer Beziehung ist Murcia dadurch bedeutungsvoll, daß es ein Vorwerk der das Maurentum allmählich verdrängenden christlichen Herrschaft war. Schon im 13. Jahrhundert gehörte Murcia den katholischen Königen. Das Arabertum hat hier gar keine Erinnerungen zurückgelassen, es wäre denn das Volk selber, welches den maurischen Typus reiner bewahrt hat, als es irgend

sonstwo in Südspanien der Fall ist. Im Nordosten von Murcia erstrecken sich die ungeheuern Palmenhaine von Elche, ein Landschaftsbild von so ausgesprochen afrikanischem Gepräge, daß man nimmer glauben möchte, auf europäischem Boden sich zu befinden. Man schätzt die Zahl der Stämme auf 70000. Diese Flur von Elche ist der einzige Bezirk in Europa, in welchem die Palme ihres Erträgnisses halber gezogen wird. Die Bewässerung rührt noch aus der Zeit der Mauren her; ohne die Berieselung wäre die Dattelkultur undenkbar. Zur Erhöhung des fremdartigen Eindruckes tragen die versteckten Kuppeldächer und die ab und zu über die hellen, würfelförmigen Häuser aufragenden Türme nicht unerheblich bei.

Am Nordostende der Flur von Elche liegt die Küstenstadt Alicante. Wichtiger als sie, welche nur ihres Weines halber berühmt ist, dünkt uns Valencia, jenseits des weit vorspringenden Vorgebirges De la Nao. Valencia ist eine der sehenswürdigsten Städte Spaniens; sie ist ein Denkstein des Maurentums, wenn auch längst alle arabischen Baulichkeiten vom Erdboden verschwunden sind. Valencia ist ferner der Mittelpunkt eines Gartenlandes, wie man ein ähnliches nur in der gesegneten Vega von Andalusien wiederfindet. Das Küstenland ist ein einziger, meilenlanger Orangengarten, das Hinterland ein Blumenteppich, dessen Zauber alles übertrifft, was der Süden uns in dieser Hinsicht bietet. Valencia hat die furchtbarsten Maurenkämpfe erlebt; aus ihren Mauern zog jener gefeierte Nationalheld aus, sterbend, von Kampfgenossen umgeben, im Sattel seines edlen Streitrosses „Babieça", der „Cid", den das Lied seit Jahrhunderten als größten spanischen Helden preist. Dort, wo sich die herrliche valencianische Gartenebene erstreckt, durchbrach er die Reihen der Mauren und fiel dann, zu Tode getroffen, seinen Gefährten in die Arme. Das „Thor des Cid" nennt man noch heute einen der Einlässe, welche die altertümlichen Ringmauern durchbrechen.

Auch das Innere der Stadt hat ein altertümliches Gepräge. Dazu tragen namentlich bei die barocken Stilverzierungen der Paläste, die ausladenden Balkone, die in Stuck gegossenen oder in Stein gehauenen Ornamente, welche die Fassaden schmücken. Durch finstere Portale fällt der Blick in öde, stille Höfe mit traulichen Schattenwinkeln oder leise plätschernden Fontainen. Die Gassen sind eng und finster, gewunden und in Schatten gehüllt.

Valencia ist eine Hafenstadt, die Entfernung von der Küste aber so groß, daß man hier füglich von zwei Wohnstätten reden kann. Der Weg vom Gestade bis zu den Thoren der alten Königsstadt ist fast eine Stunde lang. Es ist nicht immer geheuer, diesen Weg zu wandeln, zumal des Nachts nicht, wo ihn selten jemand allein zurücklegt. Gewaltthätiges Gelichter ist fast immer zur Stelle, und die „Navaja" (Schnittmesser) wird gezeigt, wenn es sich nur um die Geringfügigkeit von etlichen Realen handelt.

Das Schönste von Valencia ist die landeinwärts gelegene Ebene „Almansa". Dorthin zieht der Schienenweg nach Madrid, mitten durch einen Kranz von Blumenfeldern, Weingärten, unübersehbaren Orangenwäldern, welche die weißen, von Terrassen gekrönten Villen und freundliche Dörfer umgeben. Palmen, Granatbäume, Aloen, Zuckerrohr und Kaktus vervollständigen den pflanzlichen Schmuck dieses ostspanischen Eden.

Nur wenige Stunden nordwärts von Valencia ist die Stelle von Sagunt. Dort hatte Rom einen der wichtigsten Stützpunkte seiner Weltherrschaft. Auf den Angstruf von Sagunt, der einzigen von Hannibal noch nicht genommenen Stadt auf der spanischen Ostküste, entschloß sich Rom zu einer Gesandtschaft an den karthagischen Feldherrn, mit dem Gebote, die Saguntiner als Bundesgenossen des römischen Volkes in Ruhe zu lassen. Bevor die Gesandtschaft abging, kam die Nachricht, Sagunt werde belagert. Die Gesandten gingen dennoch und trafen die unglückliche Stadt bereits umringt vom wildesten Kampfgetöse, mit eingestoßenen Türmen und verzweifelt verteidigtem Wallbruch. Hannibal entschuldigte sich, daß er unter solchen Umständen keine Gesandten empfangen könne, und ließ sie zurückweisen. Mit der Stadt selbst war jede Unterhandlung von karthagischer Seite umsonst. Nach einem achtmonatigen Widerstande, welchen Hannibal auch persönlich hatte fühlen müssen — denn als er einst der Mauer zu nahe gekommen, durchbohrte ihm ein Wurfspeer die Hüfte, daß er zusammenbrach —, warfen sich die Vornehmsten, als keine Hoffnung mehr war, mit ihren Schätzen auf einen auf dem Markt errichteten Scheiterhaufen und starben in den Flammen, indes die Punier eindrangen. Das heutige Murviedro bei Valencia, durch eine fruchtreiche Ebene vom Meere getrennt, hat nichts mehr aus altsaguntinischer Zeit. Saracenische Türme und Mauern sind an die Stelle der alten getreten und auch von ihnen nur einige Thorbogen übrig. Ein ruinenhaftes Kastell steht auf dem Hügel an Stelle der Burg, die bei der Erstürmung so viel Blut gekostet hat. Der Rest eines römischen Theaters ruht am Abhange dieses Kastellberges über der Stadt.

Die Küste zwischen Valencia und dem Ostende der Pyrenäen ist vorwiegend flach, zum Teil sandig, zum Teil fruchtbar. Nur auf der letzten Strecke erheben sich mäßig hohe, kahle Uferberge. Nächst Valencia sind die Städte Tortosa und Tarragona — jene am Unterlaufe des Ebro, diese hart am Meere — zu nennen, beide bedeutsam wegen ihrer römischen Überreste. Man sieht in Tarragona die Ruinen eines Palastes, welchen Kaiser Augustus bewohnt haben soll. Einen gewaltigen Grabhügel außerhalb der Stadt identifiziert die Volkssage mit der Ruhestätte der Scipionen. Das Land zwischen der Ebro-Mündung und dem Ostende der Pyrenäen ist Catalonien, bemerkenswert wegen der gewerblichen Thätigkeit seiner Bewohner und als Schauplatz vielfacher Kämpfe zwischen Mauren und Christen.

So kommen wir in der Folge nach Barcelona, der glänzenden Hauptstadt Cataloniens. Keine Stadt der Halbinsel hat im Laufe der Zeit eine so reiche Entfaltung erfahren wie diese. Seitdem der Mauerring, welcher die Altstadt einschloß, gefallen, ist die Stadt nach drei Seiten gewachsen, der Hafen ist vergrößert worden, und derzeit nimmt er unter allen spanischen Häfen die größte Zahl von Handelsschiffen auf. Die zum Teil winkelige Altstadt ist von der berühmten „Rambla" durchschnitten, einer boulevardartigen breiten Straße mit Palästen, Gasthöfen und allen Erscheinungen eines reich bewegten öffentlichen Lebens. Die Rambla ist der geschäftliche Mittelpunkt und zugleich der Sammelplatz der vornehmen Welt. Es ist eine steinerne Pracht, die man im Lande nur noch in Madrid kennt.

Das Wahrzeichen von Barcelona ist der Montserrat. Die Legende meldet, daß dieser Berg in dem Augenblicke, als der Heiland am Kreuze starb, in zwei Teile auseinander barst. Seitdem schaut nicht mehr ein mächtiger Felsklotz, sondern eine bizarre Doppelklippe auf Barcelona und aufs nahe Meer herab. Der Montserrat ist ein großartiger Kalvarienberg mit Klöstern und Andachtsstationen. Außerdem besitzt er Höhlen, in deren nächtlichen Tiefen beim Scheine der Fackeln seltene Kryſtallgebilde funkeln.

2. Die Mittelmeerküste Frankreichs.

Von Barcelona bis zur spanisch-französischen Grenze wird das Ufer wieder flach und ist mit mittelalterlichen Kastellruinen gesäumt. Der Weg, den einst Hannibal nach dem Alpenlande hin genommen hatte, wird jetzt durch die Eisenbahn bezeichnet. Sie schneidet das Cap de Creus, den Ostpunkt der Pyrenäen, ab, und tritt unweit von Perpignan auf französisches Gebiet über.

Ihrer Beschaffenheit nach zerfällt die Südküste Frankreichs in zwei scharf zu trennende Abschnitte. Der westliche, der sogenannte Löwengolf (Golf du Lion), in welchen der mächtigste Strom des Landes, der Rhône, der hier ein bedeutendes, rasch wachsendes Delta bildet, sich ergießt, ist flachuferig mit Lagunen und Hinterwassern, Sümpfen und Sandufern. Der Übergang von den heißen, sandigen Küstenebenen Spaniens zu den Dünenufern und Strandseen Südfrankreichs erfolgt ganz unmerklich.

Wenn die französische Mittelmeerküste, den östlichsten Teil abgerechnet, auch keine landschaftlichen Reize besitzt, ist sie gleichwohl von größter Wichtigkeit für das Reich. Dieses hat sich dadurch eine herrschende Stellung zur See errungen und fällt als „Mittelmeerstaat" schwerer als irgend ein anderer ins Gewicht. Dazu kommt, daß Marseille mit einer Bewohnerzahl von über einer viertel Million der größte Handelshafen des Mittel-

meeres, Toulon dessen stärkster Kriegshafen ist. Marseille war als „Massilia" oder „Massalia" (eine Gründung der Phokäer) bereits im grauen Altertum ein berühmtes Emporium und hat diese Bedeutung ohne nennenswerte Schicksalsschläge durch Jahrtausende beibehalten. Es ist derzeit eine blühende Stadt voll des regsten Lebens, mit südlichem Reiz und nordischem Gewerbfleiß, ein Völkerbabel, ein Nervenknoten des Seeverkehrs.

Von hervorragender Bedeutung sind die Hafenanlagen. Dieselben bestehen der Hauptsache nach aus einem gemeinschaftlichen Damme, welcher sämtliche Becken gegen die Wellenbewegungen der offenen Rhede deckt. Einzelne Molen, welche, von der Küste ausgehend, senkrecht auf den vorstehend erwähnten gemeinschaftlichen Damm angelegt sind, bieten den Schiffern geeignete Landungsquais und geben diesen eine im Verhältnis zu den Wasserflächen der Becken günstige Gesamtlänge. Die Molen sind so breit, daß ihren Quais entlang für Umladevorrichtungen und Warenhallen, Straßen und Eisenbahnen, welche den Verkehr mit der Stadt und deren einzelnen Bahnhöfen vermitteln, mehr als ausreichend Platz ist. Den Plan zu diesem Musterhafen hat der berühmte Wasserbautechniker Pascal entworfen; die Ausführung erfolgte gleichfalls durch ihn im Vereine mit den Ingenieuren Namiella und Bernard.

Der Kriegshafen Toulon ist, wie bereits erwähnt, der bedeutendste im Mittelmeer. Die Marine-Etablissements dürfen den großartigsten Anlagen dieser Art zur Seite gestellt werden; die Rhede ist eine der geräumigsten und sichersten in Europa. Ebenso steht das durch seine bewunderungswürdige Ordnung ausgezeichnete See-Arsenal mit seinen mancherlei Bauten und seinem großen, auf künstlichem Wege hergestellten Bassin sondergleichen da.

Der östliche Abschnitt der französischen Mittelmeerküste unterscheidet sich in landschaftlicher Beziehung wesentlich von dem westlichen. Jener ist vielfach durchbuchtet und hat mehr oder minder hohe Ufer. Diese sind der Steilrand der südlichsten Ausläufer der Seealpen, welche ganz Südfrankreich erfüllen. Gegen die italienische Grenze hin erstreckt sich jener Uferstrich, welcher von Cannes ab als „Riviera" seiner Naturschönheiten und seines milden Klimas halber Weltruf genießt.

Die erste Örtlichkeit an dieser begnadeten Küste ist Cannes. Das Auge haftet an einem prächtigen kleinen Golfe, den terrassenartig aufsteigende Bergstufen umziehen. Die Umrahmung ist sehr ungleich: im Osten eine langgestreckte, niedere Halbinsel, über welche der nasse Dunst der Brandung herweht, im Westen die Felszacken eines mäßig hohen Gebirges. Den Hintergrund bildet eine einzige riesige Gartenterrasse, aus deren saftigem Grün zahlreiche weiße Pünktchen schimmern. Das sind die Landhäuschen und Villen von Cannes, wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen, wenig reizvollen Fischerdorfe.

Dort auf der Bergterrasse mit ihren immergrünen Laubgängen wenden wir den Blick in die Tiefe zu dem hellblauen Meer, das in unvergleichlichem Glanze zu unseren Füßen liegt. Mit bestrickender Weichheit drängt es ans Gestade heran, und die Vorgebirge streben seeseits, als sehnten sie sich nach der Umarmung des feuchten Elementes. Unser Standort aber bietet uns wenig. Wir haben keinen Einblick in die reizenden Asyle, in welchen vom Glücke bevorzugte Menschen die eilenden Stunden des Lebens verträumen. Überall hohe, dem neugierigen Blicke verschlossene Mauern, nur ab und zu ein offenes Parkthor, durch welches wir verstohlen in die immergrünen Lustgärten blicken. Über dem Ganzen liegt mit bleierner Schwere die Langeweile. Cannes ist ein englisches Villendorf und das Leben in ihm ganz nach englischem Zuschnitt. Der Eigennutz einerseits, das Bedürfnis nach Abgeschlossenheit andererseits haben hier die Naturreize einer Klausur untergezogen, welche der Fremde nicht zu brechen vermag. Er ist inmitten der Pracht ein Ausgeschlossener, der keinen Anteil hat an der reichbesetzten Tafel glücklicher Schlemmer. Ungeheuer ausgedehnte Spazierwege, auf welchen der Staub um die einherrollenden Gefährte wirbelt, tragen gleichfalls nicht dazu bei, das vielgepriesene Cannes zu einem besonders erquickenden Asyl zu gestalten.

Diese Thatsache bildet freilich eine Ausnahme, und das ist begreiflich, wenn man daran festhält, daß es an der Riviera fast so viele Gegensätze giebt als Örtlichkeiten. Dies erkennen wir sofort an dem benachbarten Nizza. Zwar ist auch dieser Mittelpunkt der Riviera kein idyllischer Erdenwinkel. Manches, was in früheren Tagen den genügsamen Wanderer entzückte, ist nicht mehr, wie beispielsweise die Orangen- und Palmen-Oase, welche früher an den Schloßberg sich schmiegte. An ihre Stelle ist ein Teil jenes glänzenden modernen Nizza getreten, von dem „alle Welt" schwärmt, weil hier der Luxus der Lebewelt mit raffiniertem Glanze sich entfaltet und dem Lebensgenusse mit künstlichen Mitteln nachgeholfen wird. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß auch dieser Luxus, dieses Entfalten großstädtischen Glanzes, wie wir ihn auf der Promenade des Anglais antreffen, seinen eigenartigen Reiz hat. Aber Naturgenuß giebt es hier kaum. Der Blütenduft allein macht es nicht, und ebensowenig das Säuseln der Federkronen herrlicher Palmen. Sieht man von all dem ab, dann fällt es gleichwohl nicht schwer, Nizza für einen begnadeten Fleck Erde anzusehen. Ein solcher ist es auf Grund der natürlichen Reize dieses Gestades von vornherein gewesen, und was das Modebedürfnis hinzugethan, kann uns nicht betrüben. Es ist der künstlich hervorgerufene Reiz des Kulturlebens, der in einem gewissen Gegensatze zu der anmutigen Schönheit des Naturbildes steht und dadurch beide Eindrücke getrennt, vielleicht auch unvereinbar zur Geltung bringt.

Der Besucher nimmt demnach von Nizza gewiß nur anheimelnde Erinnerungen mit auf die Reise, die in der Folge vielleicht ab und zu paralysiert werden. Bei Monaco, unserer nächsten Etappe, ist letzteres bereits der Fall. Zwar der herrliche Fels und die Gartenoase, in welche das Städtchen gebettet ist, fordern, vielleicht noch mehr als Nizza, Pinsel und Feder zu dithyrambischen Darstellungen und Schilderungen heraus. Aber der wunde Fleck ist Monte Carlo, wo der freie Lebensgenuß in den Fesseln einer unheimlichen Leidenschaft erstickt und das Laster im unvergleichlichen Glanze der südlichen Sonne frei umherwandelt. Paradies und Hölle grenzen hier hart aneinander.

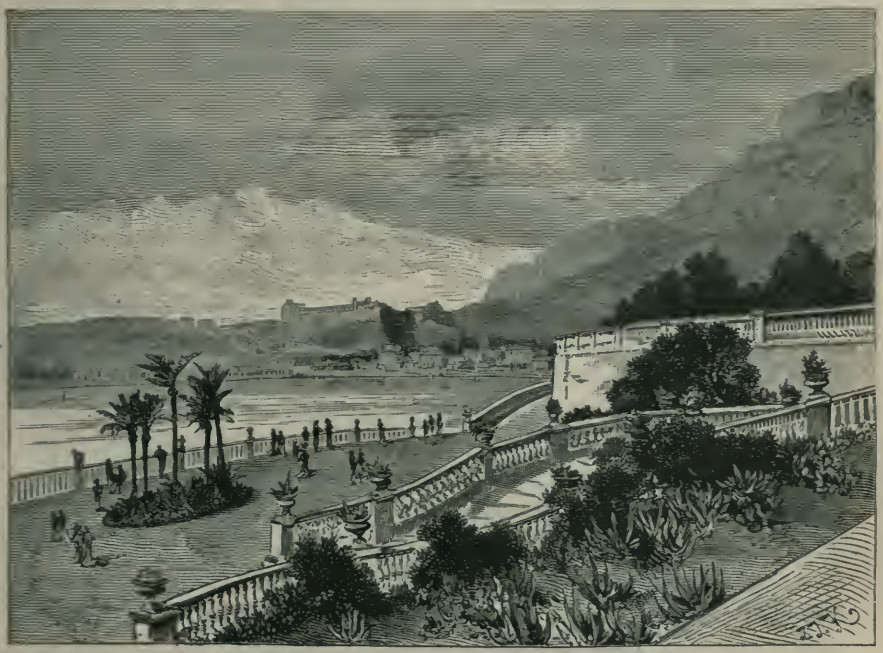


Fig. 31. Monaco. Terrasse von Monte Carlo.

Unter solchen Eindrücken wird uns jede bessere Empfindung verkümmert. Zum Glücke öffnet sich uns ein Ausweg in Gestalt der schönsten Uferstraße der Welt, der berühmten Route de la Corniche, welche uns nach dem nahen Mentone bringt. Da ist gute Rast, sei's auf den Citronenhügeln der neuen Anlagen oder auf der reizvollen Promenade du Midi. Dem Naturfreunde bieten sich hier zahlreiche Spazierwege, auf welchen er ungestört den heitersten Naturgenüssen obliegen kann. Und wer der Lebensbilder nicht entbehren mag, der suche den Jardin Public auf, wo er sich doppelt bestrickt fühlen wird: von den munteren, lebenslustigen Menschen und der Fülle exotischer Gewächse, welche diesem Fleck Erde den Schimmer eines irdischen

Paradieses aufdrücken. Auf der Promenade du Midi aber mag man verstehen lernen, wie Seeluft und Meeresbläue unter südlichem Himmel den Inhalt einer geistigen und leiblichen Schwelgerei bilden können, von welcher der Fernstehende keine annähernde Vorstellung hat. Die laue Luft ist ein Labsal, das nicht nur der kranke, Heilung suchende Gast an dieser Küste, sondern auch der Gesunde zu würdigen weiß.

3. Ligurische und tyrrhenische Ufer.

Nordostwärts von Mentone, bei Ventimiglia, kreuzen wir die Grenze zwischen Frankreich und Italien und treten alsbald in das Weichbild von Bordighera. Ein afrikanisches Oasenbild entrollt sich vor unseren Blicken. Die weiche Seebrise rascheln durch unzählige Palmenkronen, deren gefiederte Wedel weithin Strand und Hinterland schmücken. Mit den Palmen wetteifern die Citronen- und Orangenhaine, deren Pracht sich nur mit jenen von Valencia oder Sorrent vergleichen läßt. Freilich ist in Bordighera manches von erschrecklicher Ursprünglichkeit, in den winkeligen Gassen des alten Strandnestes saugt man jeden Duft ein, nur den der Citronenblüten nicht. In solcher landschaftlichen Herrlichkeit wirken Unrat und Unreinlichkeit doppelt abschreckend.

Ungleich erquickender und traulicher als Bordighera ist das nahe San Remo, der vielgenannte Aufenthalt des deutschen Kronprinzen und Kaisers Friedrich. Da ist wieder alles köstlich, sei's, daß wir durch die herrlichen Gärten wandeln oder auf dem Cypressenhügel der Madonna della Costa weilen, den Blick auf das malerisch zusammengedrängte Städtchen geheftet, oder daß wir den weiten Ausblick aufs Meer genießen, dessen unvergängliche Schönheit uns immer wieder eindringlichst zu Gemüte geführt wird. Von San Remo weiter nordostwärts ist die Küstenlandschaft von wilder Schönheit. Der lichtgrüne Mantel ausgedehnter Olivenhaine, die einsamen oder in Gruppen vereinigten dunklen, starren Cypressen, der Wechsel von Fels und Garten, von ödem Strand und malerischen Uferortschaften läßt unser Auge nicht zur Ruhe kommen. Vielleicht rastet der flüchtige Wanderer noch einmal zu Pegli, der letzten Station vor Genua, das selbst das prächtige Schlußgeschmeide an diesem Küstenrande ist. Dort, zu Pegli, würde sich dem Besucher das grüne Eden der Villa Pallavicini öffnen, wo Vogelsang das üppige Gartendickicht belebt. Es ist eine Wunderinsel für träumerische Gemüter.

Dann aber ist der Zauber erschöpft. Wir haben ostwärts und weiter gegen Südosten die langgestreckte Küste Italiens vor uns, die zwar manchen schönen Punkt aufweist, aber die Eindrücke der Riviera nimmer zu verwischen vermag. Spezia, Livorno sind Wanderstationen, die uns nicht

zum Bleiben verleiten. Auch die Strecke bis zur Mündung des Tiber vermag uns nicht festzuhalten. Von hier bis Terracina erstreckt sich das flache Gestadeland, die „Maritima", abwechselnd Wald und Sumpf, Pflanzendickicht und Trümmersturz: eine Landschaft, in der Latiums einstige Herrlichkeit wie durch Zauberspruch versunken ist. Am düstersten gestaltet sich dieser Völkerfriedhof in den Pontinischen Sümpfen, dem Teile der Maritima zwischen Nettuno und Terracina. 33 Städte lagen einst in diesem Gebiete. Wie zu Ostia, im Bereiche der Tiber-Mündung, sind diese Niederlassungen auch hier so spurlos verschwunden, daß ihre Stelle nicht mehr zu bestimmen ist.

Wenn der Leser vielleicht fragen sollte, weshalb wir ihn in so auffälligem Scenenwechsel in die menschenleeren Einöden einer von Wanderlustigen nie besuchten Gegend führen, so haben wir die Antwort bereit. Es ist nicht notwendig, den Sprung von dem ligurischen Gestade bis zu dem Golfe von Neapel unvermittelt zu machen. Das langgestreckte Küstenland dazwischen entbehrt zwar der hesperischen Herrlichkeiten; dafür trägt uns manche Örtlichkeit an der latinischen Küste andern Gewinn ein: wir haben wieder einmal Gelegenheit zur Rückschau in vergangene Tage und können an dieselben sogar den Schleier der Mythe heften.

Die römischen Cäsaren liebten das latinische Gestade. Zu Ostia hatten sie sich ihre herrlichen Mußesitze geschaffen; auf einer dieser Marmorterrassen am Tyrrhenischen Meere saß der kaiserliche Brandstifter Nero, um mit trotzigem Gleichmute die Flammenlohe zu verfolgen, welche über die sieben Hügel Roms wogte. Der Pontinischen Sümpfe aber konnten die Cäsaren nicht Herr werden. Die Abgeschlossenheit dieses Sumpfgebietes mit seinem Pflanzendickicht, den fieberhauchenden Tümpeln und den vereinsamten Schlupfwinkeln der Büffelhirten erhöht nicht unwesentlich die tiefen Eindrücke dieser in ihrer Art unvergleichlichen italienischen Landschaft. Die Geheimnisse dreier Jahrtausende schauern aus dieser Niederung auf. Ist's doch von hier nicht sonderlich weit bis zu dem trüben Numicus, dem ältesten Götterhain Roms, der Heimat jenes Flußgottes, dem die Sage die Gründung der Larenstadt Lavinium zuschreibt. Die Natur bekam hier, nachdem sich die Thatkraft der Menschen aufgerieben hatte, leichtes Spiel; sie schuf inmitten eines elenden Landstriches eine parkähnliche Wildnis voll eigenartigen Reizes. Bald ist's ein Pinienhain, der sich in den klaren Tümpeln spiegelt, bald ein lichtgrüner Laubdom, unter welchem sich tiefe Schatten breiten. Der leise Seewind bewegt gespenstisch die schlanken Gewinde der Schlingpflanzen. Hier überschaut man einen langen Pfad in der Dickung, dort eine köstlich grüne Matte mit den „breitgestirnten Schaaren" träger Büffel. Als einzige menschliche Staffage treten die berittenen Hirten auf, fremdartige Erscheinungen in der meilenweiten Wildnis. So belebt müssen sich die Pontinischen Sümpfe schon

vor alters dargestellt haben, denkt man der Hirten bei Vergil, deren Hornrufe die Büffelherden aus Seegestade lockten.

Die ästhetischen Anknüpfungen sind demnach hier ganz anderer Art, als im Blütenduste der Riviera. Das Zurückgreifen auf längst verblaßte Bilder der Vergangenheit führt uns übrigens auf Pfade, welche vollends in Mythennebel sich verlieren. Bekanntlich hatten die Alten das „Land der Lästrygonen", dessen örtliche Bezeichnung natürlich eine Erfindung Homers war, nach der Küste von Gaëta verlegt. Danach wäre also der Schauplatz, auf welchem wir uns befinden, nicht bloß der genannten Sümpfe wegen denkwürdig. Die „Felsen" des Lästrygonenlandes stimmen übrigens nicht zu dem Bilde, denn bei Gaëta giebt es keine Felsen, sondern Orangengärten. In der Nachbarschaft aber befindet sich das Kirkeische Kap. Offenbar meinte man, jenes Gebirge, das auf der Südwestecke der Pontinischen Sümpfe ruht, könnte vor alters eine Insel gewesen sein, eben jene Insel der Kirke. Wie man sieht, ist der Name dieser Zauberin bis auf diesen Tag erhalten geblieben.

Doch wir bedürfen weniger der geschichtlichen oder sagengeschichtlichen Staffage, denn vielmehr des unmittelbaren, lebendigen Eindruckes landschaftlicher Pracht. Und dieser wird nur zu bald uns geboten.

Schon ist die scharfe Silhouette der Insel Ischia sichtbar, und wenn sich unsere Phantasie beflügelt, so kann sie wenige Sekunden später in den Lustgärten dieses Eilandes sich ergehen. Zu solchem Zeitvertreib genügt auch die Erinnerung. Mancher glückliche Wanderer gedenkt der schönen Tage, die er auf der Marina della Mandra, auf dem Strandwege zwischen Bagna und Casamicciola zugebracht: von einem unvergleichlich schönen Meere umgeben, neben sich die üppige Pracht der Insel-Campagna, über sich den ernsten, kahlen Epomeo, das drohende vulkanische Wahrzeichen der Insel. Dazu gesellt sich mancherlei Volk: die heiteren Ischianerinnen, welche singend von Casamicciola zur Marina herabsteigen, die munteren Kinder fremder Gäste, die im Oleander-Dickicht sich tummeln, in den hellen Augen den Widerschein des silberglänzenden Tyrrhenischen Meeres, in den Herzen Lust und Freude.

Am schönsten freilich ist es zu Neapel selbst. Wir wählen die Stunde, wann die Sonne hinter dem Vesuv aufgeht und hinter ihm hervor bereits eine Lichtflut über den Golf sendet, auf welchem eben eine Flotte von Fischerbooten wie Wasserinsekten hinauswimmelt. Nicht minder prächtig ist das Bild von dem erhöhten Standpunkte des Kraterrandes, auf den losen Schollen zwischen den dampfenden Rissen, wo die aufquellenden, sonndurchleuchteten Dämpfe uns abwechselnd das blaue Meer, die Inseln und Gestade verdecken und enthüllen; oder, wenn wir nach einer Wanderung durch die stillen Gassen Pompejis uns auf der höchsten Stelle der antiken Wasserleitung,

in der wieder frisches Wasser rauscht, niederlassen, um den erquicklichen Rundblick über die duftig grüne Landschaft zu genießen; oder wenn wir auf der Uferstraße schreiten, welche von Neapel westwärts führt, durch den hohen, in einen Tuffberg gehauenen Tunnel, die Grotte des Posilipo, und jenseits schnurgerade durch ebenes Gartenland nach dem Golfe von Bajä hinüber. Hier ist gleichfalls die Erde geborsten und steigen Dämpfe aus tiefen Klüften auf. Am Ufer stehen die hochgewölbten Rotunden alter Badesäle (jetzt sämtlich „Tempel" genannt) mit der Aussicht auf die hohen, blaßblauen Inselformen, die aus dem scharfen Schnitt einer schwarzblauen Meereshöhe aufsteigen. Dort, im Bereiche von Bajä, ruht auch der im Altertum gefürchtete Avernersee zwischen seinen öden Bergen. Er war den unterirdischen Göttern geweiht, und es hieß, daß kein Vogel darüber wegzufliegen vermochte. Jetzt ist auch der Avernersee freundlich geworden und die Gegend sehr verändert, zumal seit im 16. Jahrhundert ein neuer Berg (s. S. 18) an und aus dem See selber emporstieg. Die Vögel baden nun lustig im See. Auf der Außenseite der den Golf von Bajä bildenden Halbinsel ist die Stätte von Cumä, der uralten griechischen Stadt in Unteritalien. Man sieht noch den felsigen Burghügel auf öder, unerquicklicher Küste.

Ein anderes Mal sind wir auf dem Wege von Torre del Greco nach Torre dell' Annunziata, vielleicht in heißer Sonnenglut über einen Boden wegschreitend, der zu Zeiten nicht minder glühend ist als die Luft, die über ihm brütet. Solche Glut preßt uns den Schweiß aus dem Körper, wenn wir unter dem Kamaldulenser-Kloster dahinschreiten. Auch das Meer unter uns ist nichts anderes als eine glühende Masse. In den Maulbeerbäumen musizieren Tausende von Cikaden, denn sie leben von Licht und Hitze — sie sind leibhafte Feuerinsekten: die „Nachtigallen der Hölle". Sie „singen" nur, wenn es 30° im Schatten giebt.

Wir vervollständigen die Scenenreihe am Neapeler Golfe und gedenken noch Sorrents, jener Hesperidengärten, wo man den blauen Himmel nur zwischen goldroten Orangen und riesenhaften Trauben sieht und wo wir mit einem Volke verkehren, das die verwahrloste Bewohnerschaft Neapels noch nicht ahnen läßt. Zuletzt treten wir in dieses letztere selbst ein, von einer Lebensregung ohnegleichen umbrandet, immer in buntem Gewühl, von tausend seltsamen Erscheinungen gefesselt. Die Stadt, mit ihren weißen Häusermassen zum Kastell hinaufsteigend, entläßt den Hauptstrom des Lebens durch jene prächtige, ungeheuer lange Gasse, welche als Strada di Roma (früher Toledo) von Süd nach Nord die Häusermassen in zwei Hälften scheidet und sich nordwärts als „Strada Nuova di Capodimonte" bis zum königlichen Sommerpalast fortsetzt. Großartiger noch ist der Hochweg, welcher als „Corso Vittorio Emanuele" vom Kastell nach dem Posilipo verläuft, am Berghange entlang, mit dem Ausblick über Stadt, Promenaden und Häfen nach dem

Vesuv, dessen Rauchpinie scheinbar unbeweglich auf dem blauen Himmelsgrunde ruht und der schönste Golf die Welt harmonisch sich abrundet.

Zuletzt haftet der Blick auf dem Fels von Capri, dem gepriesensten Eilande des Mittelmeeres. Nur ein Bild des vielgeschilderten Erdenwinkels möchten wir festhalten. Wir stehen 360 m hoch auf kahlem Scheitel und sehen ein Wunder ringsum. Lotrecht stürzt die Felswand zu unseren Füßen ab, als wollte sie in der unendlichen Tiefe der blauen Flut versinken. Der wüste Schatten des Tiberius streift die Trümmer seiner Burg, die oben auf der Höhe klebt. Darüber kreisen Möwen, wild flatternd ihre Brut schützend. Das weiße Capri inmitten seiner Orangen- und Citronen-Oasen schwimmt in einem Nebel goldigen Duftes, der sich aus der Glutatmosphäre herabsenkt. Bleiche Vorgebirge spiegeln ihre Felsenpfeiler, und zu ihren Füßen gurgelt die Flut durch Grotten und Löcher, welche das nimmermüde Element eingefressen hat. Aber auch in luftiger Höhe ist das mürbe Gestein verwittert und zerbröckelt, gespalten, übereinander getürmt, grausig überhängend und doch wieder zu zierlichen Bogen zusammengekeilt, von Nadeln und Zinnen überragt: eine wahre Zauberburg von gewaltigen Dimensionen. Ein solches Wunderwerk der Natur ist der „Arco Naturale" mit seinem unvergleichlichen Durchblicke auf die Küste von Sorrent und die „Sireneninseln". Seine gewaltige Wölbung ist von einem Felsknauf überragt. Kein Baumeister der Welt vermöchte am Rande solcher grausiger Abgründe seine Bogen zu spannen. Wie durch ein großartiges Tempelfenster blicken wir in den Farbenzauber des Hintergrundes. Ringsum ist Stille, nur ab und zu von dem tausendstimmigen Gesange des Meeres unterbrochen, den die Brisen auf leichten Schwingen emportragen. Es ist eine Musik, so traumhaft wie das Bild, das unsere Seele erfüllt. Und dann steigen wir hinab. Der Seewind schüttelt die weißen Blütenflocken der Citronen auf unsern Pfad. Festlich geschmückte Gruppen wandeln vorüber zur Terrasse hinauf, wo die Kirchenglocken zur Festfeier rufen. Alles Schauen und Bewundern löst sich in heitern Frieden auf. Die Oleanderblüten schauern auf, als träumten sie; heller Gesang mengt sich in den einförmig feierlichen Glockenklang. Ab und zu begegnen wir freundlichen Mädchen, welche mit Orangenblüten im Haare vorüberwandeln: Sinnbilder des ewigen Lebensfrühlings im Süden.

Im Verhältnisse zu seiner langen geschichtlichen Vergangenheit und seiner bedeutsamen geographischen Lage hat Neapel weniger als irgend eine der anderen italienischen Großstädte hervorragende antike Denkmäler aufzuweisen. Für diesen Mangel entschädigt allerdings das nahegelegene Pompeji, jene Stadt, welche im Jahre 79 n. Chr. durch den ersten (historischen) Ausbruch des Vesuv unter einer mächtigen Decke von vulkanischer Asche und Schlamm begraben, 1755 aber wieder entdeckt wurde. Seitdem haben systematische Ausgrabungen den größten Teil dieser in ihrer

Art einzigen Stadt bloßgelegt und dem Studium des antiken Lebens unschätzbare Anhaltspunkte und Aufklärungen geliefert.

Neapel hat viele öffentliche Plätze, die aber fast insgesamt unregelmäßig sind. Die vornehmste Straße ist, wie erwähnt, die Strada di Roma, welche die Stadt von Norden nach Süden durchzieht; hier mündet sie auf den Platz, auf welchem der königliche Palast und das berühmte Theater San Carlo sich erheben. In ihrer nördlichen Fortsetzung stößt diese Straße auf das Nationalmuseum mit seinen großartigen Kunstsammlungen. An der Südwestseite der Stadt erstreckt sich die „Chiaja", ein großer, mit drei Baumreihen besetzter Quai, geschmückt mit Statuen, Anlagen, Brunnen — einer der schönsten Spaziergänge der Welt. Viele Straßen im Innern der Stadt sind eng und finster. Im Osten der Stadt ragt das Kastell San Elmo (auf dem Kalvarienberg), im Norden der großartige königliche Palast Capodimonte, im Nordosten das ungeheuere Armenhaus; ebendort erstreckt sich der merkwürdige alte Friedhof. Im Südwesten durchbricht die „Grotte des Posilipo" das gleichnamige Gebirge und führt die Straße nach Puzzuoli und zur Bucht von Bajä [1].

Mit prächtigen modernen Gebäuden ist Neapel so gut bedacht als irgend eine andere Stadt Italiens. Wir erwähnen: das große Gebäude der Studien (Edifizio degli Studi), das Zeughaus, den erzbischöflichen Palast, das Hospital der Unheilbaren, die Universität (seit 1224), das bereits genannte Nationalmuseum (Museo Reale), dann zahlreiche Studienanstalten, Klöster und Kirchen. Das bemerkenswerteste Kloster ist jenes der Karthäuser mit unermeßlichen unterirdischen Räumlichkeiten, die hervorragendste Kirche die des Stadtpatrons St. Januarius, deren Kapelle eine der reichsten der Christenheit ist.

4. Sicilien.

Den südlichen Rand des Tyrrhenischen Meeres bildet die Nordküste der Insel Sicilien. Sicilien ist in kulturgeographischer Beziehung vielleicht der merkwürdigste Boden der Welt. Die Phöniker hatten auf ihr das älteste Kulturleben entfaltet. Dann kamen die Griechen. Raummangel und des Lebens Not mußten das übervölkerte Griechenland frühzeitig lichten. So entstanden in Unteritalien und auf Sicilien glanzvolle Kolonieen, welche das Griechentum zu großartiger Entfaltung brachten. Selbst auf einer Fahrt längs den griechischen Küsten greift die Einbildungskraft mit Vorliebe nach Großgriechenland hinüber. Es geschieht nicht immer aus geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Beweggründen. Die lebhaftesten Bilder, die auf uns einwirken, kommen aus unmittelbaren Eindrücken. Da wäre in erster Linie

[1] Über den Serapistempel zu Puzzuoli vergleiche S. 11.

Akragas, welches dort lag, wo sich heute die Häuser von Girgenti (Agrigent) zusammendrängen, und das nach Pindars Versicherung die schönste der menschlichen Niederlassungen war. Alsdann steigen aus dem Dickicht von Asphodelus und Fächerpalmen die Trümmer des Tempels von Segesta auf. Ergreifender noch ist die Trümmerstätte von Selinunt, wo das Unkraut Säulentrommeln von 3 m Durchmesser umwuchert. Wo gab es solche Titanenblöcke im griechischen Mutterlande? Und wo gab es eine Hochwarte gleich jenem Schneehaupte, unter welchem die plutonischen Gewalten lauern — dem Kratergipfel des Ätna —, von dem aus man vor alters den ganzen üppigen Städtekranz Siciliens übersah und das tiefblaue Meer mit seinen Wolkenspiegelungen dazu?

Bis dort hinauf, im Anhauche der kühlen Brisen, die nach der unterirdischen Feuereisse strömen, spiegelt sich heute noch eine Welt der Größe und Pracht in zahllosen Tempeltrümmern, welche die Gestade säumen.

Um des Schönsten, was die Ufer des Mittelmeeres zu bieten vermögen, nicht zu vergessen, brauchen wir gleichfalls die Küsten von Griechenland nicht abzusuchen. Man hat viel Aufhebens mit dem Eleusinischen Gestade und den Inseln des Saronischen Golfes, mit den heißen Farben am Strande der Messenischen Bucht, mit dem Seeblicke der Akropolis und dem Tempelreste auf Kap Sunion gemacht. Wer diese Bilder kennt, wird mir zustimmen, daß sie alle zusammengenommen noch lange keine Scene abgeben, wie sie das herrliche Taormina darbietet. Die Pracht ist unbeschreiblich und erweckt eine Ahnung von dem Unvermögen, derlei Gestaltungen mit Feder und Pinsel wiederzugeben. Das Überwältigende in den Eindrücken prägt sich in! erster Linie in dem Gegensatze zwischen dem aus dem Meere aufsteigenden Ätna (Fig. 32) und der blauen Wasserflur aus. Alsdann in der Kette von Einzelbildern nach allen Seiten: vom antiken Theater nach der Stadthöhe mit den Palmen vor und zwischen den saracenischen Burgen; von den grellen Glanzlichtern vom Schnee des Kratergipfels über dunkle, starre Lavaströme hinweg bis zu den heißen Ufern, wo die Wellen in Rinnsale hereinschlagen, die von Stacheldickicht umwuchert sind. Überall steht der Ölbaum hochstämmig, und in seinen Schatten herein glänzt das Meer, spielen die Schattirungen andern Grüns. Aus dem Trümmerwerke gestürzter Säulen klingt das Lispeln der dürren Stauden im Meerwinde, der die Ufersee weiß kräuselt gleich dem lichten Sommergewölk auf dem blauen Firmament. Ein solches Sommerland kennt man in Griechenland nicht. Aber es lag im hellenischen Gesichtskreis, und mehr als ein wanderfreudiger Tourist des Altertums, dem es im attischen Dunste zu eintönig wurde, mag diese Pracht aufgesucht und mit Entzücken genossen haben.

Die weitere Umschau führt uns nach Syrakus. Von seinem Ruhm und seiner Größe war das Altertum voll. Es beherbergte zur Zeit der

Fig. 32. Der Ätna von Taormina aus gesehen.

höchsten Blüte über 1 200 000 Menschen, war also selbst nach modernen Begriffen eine Weltstadt. Der älteste Teil von Syrakus, der auch heute wieder die ganze Stadt allein umfaßt, war eine Insel (die Insel Ortygia) und liegt vor dem weiten, jetzt verödeten Hafen. Die Insel trug den Königspalast, der verschwunden ist, und den Athenetempel (jetzt Kathedrale). Mit ihrem einen Ende, nach Norden, berührt sie beinahe das Festland, wo die anderen Stadtteile — jeder eine Stadt für sich — aufeinander folgten. Sie waren getragen von einer und derselben ungeheuern Sandsteinplatte, die neben der Insel ins Meer hinausläuft, landeinwärts als ein Dreieck von meilenlangen Seiten sich zuspitzt und an höchster Stelle mit einem felsgehauenen, jetzt noch wohlerhaltenen Kastell endet. Dieser oberste Teil, wo noch allenthalben Mauern und Türme stehen, ist verlassen und mit Asphodelus bewachsen. Man sieht die eingeschnittenen Geleise der Straßen. Im mittlern Stadtgebiete sieht man das große Theater und von seinen Stufen, auf welchen jetzt ein Mühlbach arbeitet, erblickt man, fern draußen im Meere schwimmend, die Inselstadt — das heutige Syrakus. Der Gesamteindruck ist von schwermütiger Erhabenheit. Man sieht eine solch eindrucksvolle Landschaft kaum irgend sonstwo am Mittelmeer.

Wesentlich anders ist es mit Palermo, jener gleichfalls uralten, glanzvollen Kolonienstadt in Großgriechenland, bestellt. Man wird hier die herrlichen Landschaften mit anderen Augen bewundern, wenn man wahrnimmt, daß manche Zuthat von Menschenhand, die dem Bilde erst sein eigentümliches Gepräge aufdrückt, in glanzvolle Zeiten zurückreicht. Vieles erinnert auch an den Orient. Man wandelt durch enge Gassen mit morgenländisch vergitterten Fenstern und Balkonen, oder steht bewundernd vor der normannisch-saracenischen Kathedrale. Auf jedem Schritt werden wir an die Araber erinnert. In ihrem Stil haben die Normannen fortgebaut, und so dürfen wir auch ihre Villen und Burgen zur Ergänzung des antiquarischen Bildes hereinziehen. Dahin gehört der Rest der Villa „Favara" (Quelle), die „Cuba" — das viereckige Kastell — und die „Ziza", würfelförmige, in Gärten gelegene Massen.

Wer die Pracht des palermitanischen Gestades seinem Gedächtnisse einprägen will, mag vom Dache der Ziza einen Blick in die Runde werfen. Zu seinen Füßen dehnt sich die fruchtbare Gartenebene, deren Orangenhaine zu Zeiten die Luft mit Wohlgerüchen förmlich sättigen. Besonders entzückend ist der Anblick des Bergabhanges beim Kloster Maria da Gesù, wo die Blütenschäfte der Aloen riesenhaft aufschießen, wo die Kaktus-Staude zu mächtigen Stämmen schwillt und wo man zwischen schwarzen Cypressen hindurch die weichgebettete Stadt im südlichen Duft ihres Gartenwaldes ruhen sieht. Dahinter, im Norden, steht der einsame, kahle Monte Pellegrino, die gewaltige Bergbastion, steil aus dem Meere aufsteigend. In

der Thalschlucht, die gegen die Stadt sich senkt, sehen wir eine von Bogen getragene Zickzackstraße hinaufführen. Sie geleitet zur Grotte der hl. Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo, einer feuchten Höhle hinter vorgebautem Kloster.

Das Schönste in Palermo ist das Meer. Man hat diese Bucht nicht etwa im Anfluge von Überschwenglichkeit „die goldene Muschel" genannt. Gewiß darf man die Stadt die „Perle" nennen, welche in dieser Muschel ruht. Daher die Begeisterung aller Schilderer, welche von der See her ihrem Reiseziele sich näherten. Aber das Meer bietet vielleicht noch mehr des Bezaubernden, wenn man die meilenlange Gestade-Ebene durchwandert, da oder dort eine kleine Erhöhung erklimmt und die brandende See überschaut. Dann versetzt man in diese gottbegnadete Landschaft ein Architekturbild anderer Art — das saracenische Palermo mit seinen Moscheen, Palästen und Villen. Dort, wo jetzt das königliche Schloß steht, erhob sich der „Kasr", die älteste arabische Residenzburg, in welcher der Normannenherzog Graf Roger (der „Eroberer") als Sieger einzog. Von dieser Burg führt ein bedeckter Gang in die Kathedrale, die frühere Hauptmoschee. Mit Palästen arabischen Stils aber war Palermo wie mit einer „Perlenschnur" umgeben. Was heute noch den Blick fesselt, an entschwundene Pracht gemahnt, die saracenische Prunkliebe in Erinnerung bringt, stammt aus jener glanzvollen Zeit. Das heutige Palermo geht, wie es scheint, einer Zeit der Blüte, des materiellen Aufschwunges und auch eines kräftig sich entfaltenden geistigen Lebens entgegen. Es ist die einzige „moderne" Stadt auf Sicilien, in der man gerne länger leben möchte. Wie die Stadt selbst, vereinigt auch die Landschaft alle Reize, alle charakteristischen Schönheiten, die man sonst auf Sicilien vereinzelt anzutreffen pflegt. Die Bewohner sind geistig sehr regsam, für alles Schöne und Edle leicht zu entflammen.

Wer von Palermo sprechen hört, denkt zugleich an Messina, die andere große Stadt im Norden Siciliens, den großen Ausfuhrhafen der Insel. Das Hafenbecken ist fast kreisrund geschlossen und nimmt die Schiffe aller Flaggen auf, welche kommen, die Hesperidenfrüchte und Öl zu holen. Die schmale Meerenge, an welcher Messina liegt und welche Sicilien vom italischen Festlande trennt, ist der Schauplatz der Homerschen Sage von der Skylla und der Charybdis. Die erstere war ein mit dem Felsen verwachsenes Ungeheuer, welches nach den Vorüberfahrenden griff, die letztere ein alles verschlingender Wasserabgrund. Aus der Skylla (nun Scilla) ist eine Örtlichkeit geworden, eine Felshöhe mit Dorf und Kastell, die erstere von Höhlen durchrissen und von Klippen umkränzt. Kleine Schiffe meiden bei Unwetter die gefährliche Brandung. Die Charybdis ist eine zweimal des Tages in ihrer Richtung wechselnde Strömung, gegen welche kleinere Schiffe nicht aufkommen können. Gefahr aber ist nicht vorhanden.

5. Die Inseln des westlichen Mittelmeerbeckens.

Bevor wir das westliche Mittelmeerbecken verlassen, müssen wir noch der anderen in demselben gelegenen Inseln gedenken. Da sind zunächst die zu Spanien gehörenden Inselgruppen der Balearen und Pityusen, von denen sich die ersteren durch ein paradiesisches Klima, besondere landschaftliche Schönheiten und bemerkenswerte Bauwerke auszeichnen. Der Balearen-Archipel besteht aus den Inseln Mallorca mit der blühenden Hauptstadt beider Inselgruppen, Palma; Menorca mit Machon als Hauptort, an einem der größten und schönsten Häfen der Welt, und Cabrera. Die Bevölkerung der Balearen — im Altertume berühmt als geschickte „Schleuderer", daher der Name (βάλλειν, schleudern) — zählt mit den Catalanen zu den fleißigsten Bewohnern Spaniens. Die Pityusen bestehen aus den beiden kleinen Eilanden Ibiza (mit der gleichnamigen Hauptstadt) und Formentera. Ihr Reichtum an Fichtenwäldern hat der Inselgruppe den Namen (Pityusen = Fichten-Inseln) gegeben.

Die Insel Corsica ist eine der wichtigsten Inseln des Mittelmeeres, bemerkenswert in Bezug auf ihre Natur und ihre Bevölkerung. Das ganze Eiland ist eigentlich nichts anderes, als ein aus dem Meere aufragendes Gebirgsmassiv, dessen höchster Gipfel, Monte Cinto, sich bis zu 2710 m über die Meeresfläche erhebt. Die steileren Ufer befinden sich auf der West- und Nordseite, wo auch die besseren Häfen liegen. Die Ostküste ist vielfach flach, von Lagunen und Sandgestaden gesäumt. Die Gebirge bergen einen reichen Schatz von Nutzhölzern (Eichen, Tannen, Lärchen), und die tiefer gelegenen Striche sind mit Hainen von Kastanien- und Nußbäumen, mit Mandel-, Orangen- und Citronengärten bedeckt. Der Ölbaum kommt massenweise in ungepflegtem Zustande vor. Auch die Mineralschätze der Insel sind bemerkenswert, doch werden dieselben viel zu wenig ausgebeutet. Hauptort der Insel ist Ajaccio, an der Westküste gelegen, mit schönem, von einer Citadelle verteidigtem Hafen. Hier wurde Napoleon Bonaparte am 15. Aug. 1769 geboren. Ausgedehnter als Ajaccio ist Bastia, an der Ostküste.

Durch die schmale Seestraße von San Bonifacio ist Corsica von ihrer südlichern größern Schwesterinsel Sardinien getrennt. Sie ist nächst Sicilien die größte Insel des Mittelmeeres. In ihrem mittlern und östlichen Teile von Waldungen bedeckt, im Westen und Süden etwas flach, im Innern von ansehnlichen Höhen erfüllt, weist Sardinien die mannigfaltigsten landschaftlichen Charakterzüge auf. Große Strecken sind mit einem schwer zu durchschreitenden Heidekraut bewachsen. Die Niederungen sind fruchtbar, aber ungesund. Von den Bewohnern ist nichts Gutes zu sagen; mit ihrer Sittlichkeit ist es schlecht bestellt. Hauptstadt der Insel ist Cagliari, am gleichnamigen Golfe im Süden der Insel gelegen, mit einer Universität

und bedeutendem Handel. Zu erwähnen sind drei von den Pisanern erbaute Türme, die Trümmer einer römischen Wasserleitung und Spuren eines angeblich phönikischen Tempels. Die zweitgrößte Stadt der Insel ist Sassari, unfern der Nordküste, am Abhange eines Hügels gelegen.

Neben diesen wichtigsten Inseln des westlichen Mittelmeerbeckens lagern sich mehrere kleinere Gruppen in unmittelbarer Nähe der Küsten Frankreichs und Italiens. Dort sind es meist winzige Eilande, wie jene der Hyères- und Lérins-Gruppe. In der letztern befindet sich die Insel St. Marguerite, deren festes Schloß, früher ein Staatsgefängnis, durch den Aufenthalt des rätselhaften Gefangenen mit der eisernen Maske berühmt geworden ist.

Zu den kleineren Inseln Italiens zählen zuvörderst jene des sogenannten „Toscanischen Archipels" mit Elba als Hauptinsel. Sie ist reich an Eisenerzen, welche schon im grauen Altertume ausgebeutet wurden. Hauptort ist Porto Ferrajo, in dessen Gouverneurspalaste Napoleon während seiner Verbannung (1814) wohnte. Im Westen und Norden von Sicilien liegen zwei kleine Archipele, dort die Ägadischen Inseln, hier die Liparischen, (oder Äolischen) Inseln. Von den ersteren erwähnen wir Maritimo mit einem kleinen festen Schlosse, welches zum Staatsgefängnis dient. In größerer Entfernung liegt Pantelaria, merkwürdig wegen seiner vereinzelten Lage, seinen Grotten, Abgründen, warmen Mineralquellen und wegen seiner tiefen See. Von den Liparischen Inseln sind bemerkenswert: Lipari mit der gleichnamigen Hauptstadt; Salina mit vorzüglichem Wein; Volcano wegen seines rauchenden Berges; Stromboli wegen der bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit der vulkanischen Ausbrüche; Felicudi wegen seiner großen Berghöhle, und das kleine, sehr fruchtbare Ustica.

6. Die Adria.

Die Ostküste von Italien.

Die Verbindung zwischen dem westlichen Mittelmeerbecken und der Adria vermittelt der Golf von Taranto. Von der Nordseite Siciliens durchfahren wir die $5^1/_2$ km breite Meerenge von Messina und setzen unsere Route längs der Südküste von Calabrien fort. Wo diese nordwärts abbiegt, öffnet sich der herrliche Golf von Taranto, dessen einst blühende Uferstädte in der Geschichte Großgriechenlands eine Rolle spielten. Die erste dieser Städte, auf welche wir stoßen, ist Kroton. An ihre Stelle ist ein ausgedehntes Getreidefeld getreten; nur auf dem Vorgebirge der alten Burghöhe sitzt noch ein Städtchen Namens Cotrone, mit Mauern aus Karls V. Zeit und einem kleinen Hafen. Einst betrug der Umfang dieser Stadt eine deutsche Meile. Zwei Stunden weiter, auf dem Lacinischen Vorgebirge, welches die äußerste Grenze des tarentinischen Golfes gegen das offene Meer bezeichnet, stand der Tempel der Hera Lacinia und ragen derzeit noch einige

Säulen, zwischen welchen armselige Hütten liegen. Auf dieser Tempelstätte befahl Hannibal, diejenigen italischen Truppen zusammenzuhauen, welche sich geweigert hatten, mit ihm, der Italien aufgegeben, nach Afrika überzuschiffen. In Kroton aber kamen die unteritalischen Griechen zu Festspielen zusammen, welche nach dem Willen der Sybariten glanzvoller als jene zu Olympia werden sollten.

Die Nennung der Sybariten führt uns auf Sybaris. Es lag im üppigen Thalgrund auf der gleichen (nach Ost gewandten) Küstenseite des Golfes, malerisch umrahmt von einem Bergtheater, das von grünen, reich bebauten Vorhöhen bis zu den Schneegipfeln ansteigt. Das Gestade ist jetzt wieder reich bebaut mit Oliven, Baumwolle, Süßholz, soweit nicht die ungebärdigen Bergflüßchen die Gegend mit Sand überschütten oder in Sumpf verwandeln. Eine nicht minder berühmte Stätte ist jene von Tarent. Von der alten Stadt ist der Teil, welcher auf dem Festlande lag, nicht mehr vorhanden; das heutige Taranto mit seinen engen Gassen steht malerisch getürmt auf der Insel, die durch Bogenbrücken nach zwei Seiten mit dem Festlande verbunden ist und den innersten Golf abschließt. Hinter Taranto folgt in südöstlicher Richtung das niedere Halbinselland, welches man als „Absatz" des italienischen „Stiefels" bezeichnet. Sein äußerster, ins Meer hinausreichender Punkt und zugleich das südöstliche Ende Italiens ist das Kap Maria di Leuca. Der Name ist also noch immer der antike und erinnert an den Gigantenkampf. Hier, am „Halse der Japygischen Halbinsel", hatte Herakles die verwundeten Giganten mit Felsen zugedeckt, und lag die Quelle, welche infolge der Anwesenheit jener Ungeheuer einen so durchdringenden Geruch ausströmte, daß kein Schiff der Küste nahe kommen konnte. Nun schimmern bleiche Olivenbäume dort und gedeihen Tabakpflanzungen in einer an Reizen armen Gegend.

Die Japygische Halbinsel bildet mit dem gegenüberliegenden albanesischen Festlande das breite Einlaßthor — die Straße von Otranto — in das Adriatische Meer. Es ist der größte Golf des Mittelmeerbeckens und gewissermaßen ein Kulturmeer für sich. Der Küste von Apulien entlang nach Norden steuernd, kommen wir zu einer Stadt, deren weiße Häuser weithin übers Meer herüberleuchten. Es ist Otranto. Das Vorgebirge im Süden, bei Castro, ist mit dem alten Castrum Minervä identisch und erinnert an die Stelle bei Vergil, wo Äneas das vor ihm liegende Land begrüßt. Otranto hat harte Schicksalsschläge hinter sich. Goten und Byzantiner, Longobarden und Saracenen hatten es zu Zeiten schwer bedrängt; am schlimmsten aber hausten die Türken, welche 1480 unter dem Großvezier Achmed Kenducki die Stadt grausam verheerten.

Nur eine kurze Strecke weiter im Norden liegt Brindisi, nächst Venedig die denkwürdigste Stadt an der Ostküste von Italien. Hier lag

das glanzvolle, volkreiche Brundusium, der südöstliche Endpunkt der „Via Appia", das Thor, durch welches der römische Lebensstrom durch Jahrhunderte nach dem Osten, nach Dyrrhachium (Durazzo), an der Westküste der Hämus-Halbinsel, abflutete. Zahlreiche Heere haben auf diesen Höhen, zu deren Füßen das Meer in reizvoller Schönheit sich entrollt, gelagert, um den Orient mit ihrem Waffengetöse zu erschüttern. Zu Füßen dieser Höhen breitet sich die Stadt, das Hafenbecken mit dem alten Kaiserschloß und dem großen Damme aus, welcher das Becken in zwei Häfen trennt.

Der bedeutendste geschichtliche Zwischenfall, welcher nach dem Untergange des Römertums an diese Stadt sich knüpfte, waren die Normannenstürme. Dann kamen die Kreuzzüge, und wieder sammelten sich gewaltige Heere auf diesen Uferhöhen, die auf das stille, blaue Meer herabschauen. Namentlich Friedrich II. hatte große Vorliebe für den Ort, den er stark befestigen ließ. Brindisi hob sich abermals zu ungeahnter Blüte. Karl V. ließ das alte, noch immer äußerst malerisch an der innern Seite des zweiten Beckens gelegene Kastell umbauen. Dann aber ging es mit der Stadt rasch herab. Den größten Schaden nahm sie dadurch, daß der Handel andere Wege eingeschlagen hatte und der frühere Stapelplatz abseits derselben langsam verkümmerte, bis er zum Range eines unbedeutenden Schifferstädtchens herabgesunken war. Da aber mit dem erneuten Ablenken des Handels über Südost-Italien nach dem Orient die Vorbedingung zu neuem Emporblühen wieder vorhanden war, hob sich die heruntergekommene Stadt rasch empor, und neuerdings haben ihr der Suez-Kanal und die Schienenwege durch die großen Alpentunnels am Mont Cenis und St. Gotthard eine Bedeutung verschafft, welche die glänzendsten Aussichten für die Zukunft erweckt. In den letzten 20 Jahren hat sich die Bewohnerzahl fast verdreifacht.

Die Küste von Apulien kann sich nicht rühmen, zu den landschaftlich reizendsten der Italischen Halbinsel zu zählen. Aber fruchtbar ist das Land allenthalben und seine Gestade sind dicht mit bemerkenswerten Städten besetzt. Die Reihe derselben eröffnet das malerisch auf steiler Höhe gelegene Ostuni, mit dem üppigen Gartenland zu Füßen. Haine von Oliven- und Mandelbäumen schmücken die weitere Umgebung. Bei Fasano treten aus dem Dickicht von Olivenhainen und Rebendächern unzählige Villen und helle Häuschen. Das nun folgende Torre d' Agnazzo erinnert an das antike Egnatia, wo die Via Appia das Meer erreichte. Alte Mauerbrocken sind noch immer vorhanden, und zwischen ihnen hindurch läuft das gelbweiße Band der heutigen Landstraße.

Dann kommen wir nach dem malerischen Monopoli mit seinen gewaltigen Kirchen und hohen, massigen Türmen. Bei Polignano schwenken wir um den Steilsturz der Küste herum und halten zunächst in Mola. Es ist die letzte Station vor Bari, der größten und volkreichsten Stadt

in Apulien. Die schönsten Punkte der Stadt sind am Hafen, wo zwei prächtige Molen das Bassin abschließen und eine Fronte stattlicher Häuser die Uferlinie säumt; dann der Corso und der große Stadtpark, letzterer mit bezaubernder Pflanzenfülle. Im Hafen herrscht reges Leben, was begreiflich ist, wenn man berücksichtigt, daß Bari doppelt soviel Bewohner zählt als Brindisi. Im Altertum unberühmt (Horaz weiß nur seinen Fischreichtum zu loben) und von der südlichen Schwester in den Schatten gestellt, hatte es in der Folge diese gewaltig überflügelt, und Brindisi wird noch lange Jahre bedürfen, um sich auf die Höhe der Handelsthätigkeit und des Wachstumes von Bari zu erheben.

Zwischen Bari und Trani erstreckt sich eine förmliche Schnur von bemerkenswerten Küstenplätzen. Die von Städten dicht besetzte apulische Küste mit den anderen hervorragenden Ortschaften, welche eine Strecke landeinwärts auf einer parallel zur Küste laufenden Linie liegen wie ein steinerner Kranz am grünen Gestade, giebt ein Bild ab, wie man ein zweites nirgends sonstwo in Italien findet. Von Bari aufwärts geht es, an Bitonto vorüber, zunächst bis Molfetta, dessen byzantinische Basilika abermals nach dem Osten weist. Schöner ist es zu Trani, wo das Gartengrün bis zur Stadt herandrängt. Man sieht prächtige Villen und in der Stadt selbst altertümliche Paläste in engen Gassen von mittelalterlichem Aussehen. Am schönsten ist es auf den alten Bastionen, wo man, den Hafen zu Füßen, im Grün reizender Gärten wandelt. In diesem Hafen, so klein er ist, hat manches starke Normannengeschwader vor Anker gelegen. Dann kamen die Kreuzzüge, und wieder belebten sich die Stadt und das Meer mit Heeren und Flotten, erstanden in den Campagnen die bunten Kriegslager europäischer Heere. Aus der Normannenzeit rührt auch die schöne Kathedrale, die von erhöhtem Punkte übers Meer schaut. Tranis Blütezeit ist gleichwohl längst dahin. Sie fällt in die Zeit der Herrschaft der Anjous. Den Todesstoß gab ihr wie so mancher andern Adria-Stadt das selbstsüchtige Venedig.

Wenn wir weiter nordwärts nach Barletta vorrücken, ist es weniger diese mit Altertümern immerhin ansehnlich bedachte Stadt, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als vielmehr das Schlachtfeld von Cannä. Es erstreckt sich in dem Raume zwischen Barletta und dem Ofanto (dem antiken Aufidos) und ist jetzt eine teilweise sumpfige, sonst aber grüne Ebene, der Tummelplatz von Schafherden. Am Ofanto aber beginnt das eigentliche Apulien, jene ausgedehnte, entweder mit unübersehbaren Ackerfeldern oder mit Weiden bedeckte Ebene, die sich vom Golf von Manfredonia in westlicher und südwestlicher Richtung bis zum calabrischen Apennin erstreckt. Hauptort dieses Gebietes ist Foggia. Im Norden von ihr erstreckt sich die „Capitanata", im Süden die stellenweise von niedrigen Hügeln durchzogene „Tavoliere di Puglia".

An der Küste selbst liegt das malerische Manfredonia in einem Garten von wahrhaft tropischer Pflanzenfülle. Knapp hinter der Stadt erhebt sich der Monte Gargano, den merkwürdigen, halbinselartigen Ansatz der sonst linear verlaufenden Adria-Küste Italiens erfüllend. Alte Befestigungen steigen die Uferhöhe hinan, während die weißschimmernde Stadt sich längs der seichten Rhede hinzieht. Auf den Monte Gargano steigt der Weg zwischen Orangengärten an und erreicht zuletzt im Zickzack die Höhe des Monte Sant' Angelo, wo die berühmte Wallfahrtskirche des hl. Michael sich befindet. Im Nordosten von hier ragt der höchste Gipfel, der Monte Calvo, auf. Die Aussicht ist entzückend: im Norden die sanfte Abdachung, die kleinen Tremiti-Inseln, der Küste vorgelagert; das steile Ostkap und dahinter im Nordosten das in der Ferne verdämmernde Felseiland Pelagosa, mitten im Adria-Becken gelegen; in unmittelbarer Nähe eine Anzahl von Kesseln mit Wasserspiegeln; jenseits des blauen Golfes von Manfredonia das Fruchtfeld der Capitanata und in der Folge die langgestreckte apulische Küste mit der Schnur von blühenden Städten, die im Sonnennebel verschwimmen.

Auf der Fahrt weiter nach Norden berühren wir die Küsten von Mittel-Italien. An Erinnerungen weniger reich als jene von Süd-Italien, gewinnen sie andererseits an landschaftlichen Schönheiten, zumal durch die Nähe der Abruzzen, deren mächtiger Höhenzug sich zu einem prachtvollen Küstenpanorama entfaltet. Schneefelder glitzern in der Sonne. Sie liegen in den Klüften des gewaltigen Monte Amaro (2792 m), von dessen Scheitelhöhe man eine der großartigsten Fernsichten in Europa genießt. Dort hinauf freilich können wir auf einer Küstenfahrt nicht gelangen. Vielleicht entschädigt für das Entgehen die Überschau auf halb Italien, ein längerer Blick auf das malerische Uferstädtchen Vasto, in welchem einst die Freundin Michel Angelos, die Dichterin Vittoria Colonna, waltete. Dann, bei Orlana, tritt uns der gewaltige Gran Sasso d' Italia, die größte Bodenerhebung (2993 m) der italischen Halbinsel entgegen. Die ganze Landschaft ist mit einem Schlage verändert; kaum daß sie an Italien erinnert.

Erst in Ancona, und schon eine Strecke früher, bei Loreto, wo der herrliche Dom des berühmtesten Wallfahrtsortes der katholischen Christenheit übers Meer schaut, befinden wir uns wieder in der gewohnten Atmosphäre. In Ancona mit seinem nach Norden geöffneten Hafen würde sich uns freilich wenig Zerstreuung bieten. Uralt als Handelsplatz, hat die Stadt gleichwohl keine bedeutenden Erinnerungen. In um so reicherer Fülle drängen sich dieselben in den Küstenstädten von Umbrien zusammen. Da wäre zuvörderst der Metaurus (bei Fano), wo Claudius Nero des Hasdrubals Armee vernichtete. Alsdann Pesaro, das „italische Weimar", mit den Erinnerungen an den Musenhof des Herzogs della Rovere, an Ariost und

Tasso, an das Musenheim auf dem Monte San Bartolo. Über die Marmortreppen des nun im Verfall begriffenen Palastes „Villa Imperiale" sind zu Zeiten die edelsten Geister Italiens geschritten. Dann folgt das uralte Rimini mit seinen prächtigen Römerdenkmalen und seinen Erinnerungen an das Fürstenhaus der Malatesta, deren Geschichte vielleicht mehr Übelthaten aufzuweisen hat, als die irgend eines andern Dynastengeschlechtes. Wer an die Malatesti denkt, kommt sofort auf Dante. Noch steht der altersgraue, ehrwürdige Palazzo Ruffo, in welchem der große Dichter bei einem Neffen der schönen „Francisca" wohnte, deren Schicksal er in der „Göttlichen Komödie" geschildert hat.

Zuletzt kehren wir in Ravenna ein, sofern sie wirklich von den Pelasgern gegründet sein sollte, vielleicht die älteste Stadt Italiens. Von Bedeutung wurde Ravenna indes erst in römischer Zeit, zumal unter Augustus, der an dieser Küste, ziemlich entlegen von der Stadt, eine Flottenstation für 240 Dreiruderer ins Leben gerufen hatte. Bedeutsamer als das Römertum ist für Ravenna die Gotenherrschaft, jene merkwürdige Zeit, in welcher das Weltgeschick ein mit starkem Anlauf begonnenes Stück deutscher Geschichte in Italien gewaltsam abschnitt. Zu den merkwürdigen gotischen Baudenkmalen zählen: die Basilika Sant' Apollinare (in Città), welche der Ostgotenkönig Theodorich dem hl. Martinus geweiht hatte; der Rest von Theodorichs Palast; das Mausoleum der Galla Placidia (Tochter des oströmischen Kaisers Theodosius des Großen); die Basilika San Vitale, der „Abendländische Sophiendom", ihrer Mosaiken wegen von größter kunstgeschichtlicher Bedeutung; ferner das Grabdenkmal Theodorichs und zuletzt die Basilika Sant' Apollinare in Classe, die hervorragendste dieser Art in Italien.

Die Umgebung von Ravenna ist von schwermütigem Ernste. Ihr schönster Schmuck ist der berühmte, vielbesungene Pinienwald (Pineta), welcher die Gestade-Ebene bedeckt. Die in der Ferne in grauem Dunste liegende Stadt, das öde Sumpffeld, die merkwürdigen Glockentürme, die fast das Aussehen von Fabrikschloten haben, und die Weite des Gesichtskreises, welche durch keine noch so geringfügige Unebenheit unterbrochen wird, tragen das Ihre zu dem fremdartigen Bilde bei.

Venedig.

In gewissem Sinne von verwandter Grundstimmung mit Ravenna stellt sich das träumerische Venedig (Fig. 33) dar. Es ist eine „Stadt der Vergangenheit" im vollsten Sinne des Wortes. Denn was wäre diese lärmende, lachende und zankende Menge, dieses Drängen und Stoßen, das Gewimmel der Gondeln und Barken auf der schmutzigen Wasserfläche des Canal Grande, der Menschenstrom auf der Rialto-Brücke und auf den Ufer-

quais: kurz, der ganze sinnbetäubende Wirrwarr, wenn zwischen den Kanalpylonen — den Gebäudereihen rechts und links — nicht eine Doppelkette von Palästen herüberschaute? Ihre stolzen Namen bedeuten ebenso viele erhebende Großthaten.

Wer begreifen lernen will, welche Rolle Venedig als Beherrscherin des Meeres spielte, gehe den Denkmalen der Kunst nach. In den Sälen des Dogenpalastes ist der Siegesruhm der Lagunenstadt durch Künstlerhand in unzähligen Prachtwerken verewigt. Die Bilder führen die Großthaten vieler Jahrhunderte vor. Wer wäre vor dieser „gemalten Geschichte" nicht bewundernd gestanden, und wer hätte nicht einen Abglanz jenes Stolzes gefühlt, der einst die Ausüber dieser Thaten beherrschte! Es bedurfte hierzu bloß des Aufblickes zu den Deckengemälden im „Saale des großen Rates", an denen Paolo Veronese, Tintoretto und Palma der Jüngere ihre Meisterschaft zum Ruhme der Republik zu erproben hatten. Wir sehen Venezia von Ehre, Friede und Freiheit zu den Göttern geleitet, sehen ihr vom Dogen mit den Gaben unterworfener Städte huldigen, und erblicken zuletzt dieselbe „göttliche Venezia" von der Viktoria gekrönt, Völker und Reiche unter ihr allmächtiges Scepter aufnehmend.

Was Venedig an architektonischer Pracht einschließt, müßte, um voll und ganz gewürdigt zu werden, die Seiten eines ganzen Buches füllen. Wie sollen wir unserer Aufgabe, in Kürze das Wichtigste zu sagen, gerecht werden? Vielleicht thun es einige Reflexionen anstatt der langen Schilderungen. Wir stehen auf dem Markusplatz und lassen die steinernen Wunder ringsum auf unsere Einbildungskraft wirken. Wie Rom hatte auch Venedig sein Forum, die große Piazza, die im Osten mit dem Staatstempel, der Basilika des hl. Markus, abschloß. Wer also die letztere vom Platze aus betrachtet, richtet seinen Blick nach Osten und gewinnt hierbei die richtigen Anknüpfungen. Das heitere Prunkwerk ist fast ganz aus dem Morgenlande bezogen. Orientalisch ist die bunte Mannigfaltigkeit in den architektonischen Gliedern, orientalisch die große Menge von Säulen, orientalisch vor allem sind Grundplan und Kuppelkrönung, die herrliche musivische Ausstattung im Innern. Freilich macht an diesem Wunderwerk auch die Gotik ihren Einfluß geltend. Es war also dieser Staatstempel Venedigs gleichsam das Sinnbild der Republik selber, beziehungsweise ihrer Weltstellung: die Stätte, wo Abendland und Morgenland miteinander verknüpft wurden.

Wendet man sich von der Markuskirche nach rückwärts, so erscheint das Forum nun doppelt herrlich in seiner zweifachen Einfassung: den alten und den neuen Procuratien. Dicht vor uns aber steigt das riesenhafte Wahrzeichen Venedigs, der Glockenturm, in sonnenheitere Höhe empor. Von seiner offenen Glockenstube aus genießt man eine der zaubervollsten Fernsichten der Welt. Wir wenden uns um den Campanile herum und stehen auf der

Piazzetta. Welch ein herrlicher Platz mit seiner architektonisch unvergleichlichen Umrahmung: links der Dogenpalast, rechts die alte Bibliothek, von der Palladio sagte, es sei dies die reichste und glänzendste von den Alten bis auf diesen Tag ausgeführte Doppelhalle. Nach vorn fällt der Blick auf die zwei ominösen Säulen, zwischen welchen die öffentlichen Hinrichtungen voll-

Fig. 33. Venedig (Canal Grande und S. Maria della Salute).

zogen wurden, und hinter ihnen sieht man San Giorgio Maggiore und das Ostende der Giudecca. Zu diesem großen Volks- und Staatshofe giebt das Firmament die einzig würdige Decke ab.

Von dem Dogenpalast sagte Selvatico, er stelle die venetianische Staatsgewalt dar, welche sich ebenso sehr als Freundin des Volkes zeige,

als sie eifersüchtig auf ihre aristokratische Herrschaft sei. Wir sind anderer Meinung und glauben, daß die Geschichte in ersterer Hinsicht den Beweis schuldig geblieben ist. Daß das Volk verhältnismäßig wenig behelligt war, verdankte es vorwiegend seiner untergeordneten Stellung in diesem glänzenden Gemeinwesen.

Die kurzen, stämmigen Säulen der Parterrehalle des Dogenpalastes haben etwas von dem traditionellen venetianischen Trotze. Wie Stiernacken halten sie die obere Loggia mit ihren zierlichen, schlanken Säulen und den mit Kleeblattrosetten ausgefüllten Zwickeln der gotischen Spitzbogen. Die darüber ragende kahle Front, welche gut die halbe Höhe der Gesamtfassade einnimmt, ist, damit sie an Schwerfälligkeit verliere, in stufenförmig aufsteigenden Streifen mit weißen und roten Marmorplatten gemustert. Siebzehn Arkaden öffnen sich nach der Lagunenseite, achtzehn nach der Piazzettaseite. Der Grundplan des Baues ist also fast ein Quadrat. Reicher bildnerischer Schmuck ist über alle Teile des Palastes verbreitet. Der Haupteingang ist die „Porta della Carte", ein gotisches Prachtwerk aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Durch dieses Thor tritt man in den „großen Hof" und hat gerade vorn die „Riesentreppe" vor sich. Auf ihr hat sich durch Jahrhunderte der Pomp venetianischer Staatsherrlichkeit bewegt. Auf ihr zeigten sich die Dogen öffentlich, über sie schritten dieselben zur zweifelhaften Herrlichkeit ihres Thrones empor, und über sie schritten sie wieder herab — wie der unglückliche Foscari —, wenn die mächtige Signoria die Drahtpuppe, als welche so viele Dogen figurierten, abgethan hatte. Auch ein Dogenhaupt fiel am Fuße dieser Treppe, dasjenige Marino Falieris.

Was das Innere des Dogenpalastes birgt, kann hier nicht einmal angedeutet werden. Zu bemerken ist, daß der Dogenpalast die Staatsgeschichte der Republik, nicht aber deren Familiengeschichte verkörpert. Für letztere ist ein anderer Raum aufgespart, der Canal Grande. Er ist vielleicht die schönste Palaststraße der Welt. Überall treten uns berühmte Namen entgegen, am Anfange des Kanals (von der Lagunenseite her): Emo, Tiepolo, Micheli, Contarini; in der Folge: Ferro, Fini, Gritti, alsdann der Palazzo Foscari, der über die Schultern aller voranstehenden herüberschaut. Weitere Paläste tragen die Namen der Mocenigo, Pisani und Barbarigo und Corner. Nur die Foscari und Loredan — die grimmigsten Feinde — hielten sich auch räumlich voneinander fern. Der Palast der letzteren liegt mitten in einer langen Palastreihe, welche mit dem Palazzo Morosini beginnt und mit dem Palazzo Manin schließt. Links von Loredans Palast stehen die der Farsetti und Grimani, rechts der der Bembo. Der Palazzo Farsetti ist ein sehr alter Bau und gehörte ursprünglich der Familie Dandolo an. Da er schon im zwölften Jahrhundert erbaut war, dürfen wir uns denselben auch von jener Heldengestalt (Enrico Dandolo) bewohnt denken, welche die

Großthaten Venedigs durch den kühnen Zug nach Konstantinopel eröffnete und mit der Unterwerfung des byzantinischen Reiches die Republik zu einem Machtfaktor in der Levante erhoben hatte.

Neben den zu Stein gewordenen Erinnerungen Venedigs hat auch das heutige bunte Leben Anspruch auf unsere Beachtung. Auf den breiten „Fondamenta da Carbone", auf welche die Ahnenpaläste so vieler Dogen verwittert und altersgrau herabsehen, herrscht zu gewissen Zeiten ein sinnverwirrendes Volksgewühl. Aus allen umliegenden Stadtwinkeln drängt das Volk nach diesem Quai, wo Handel und Wandel reger und farbiger sich entfalten als irgend sonstwo in Venedig. Dazu das Drängen auf dem Wasser, das Gewimmel von zahllosen Barken, die feilschenden Marktweiber, die schreienden Fischer: welch eine Staffage zu dem ehrwürdigen Hintergrunde des Architekturbildes! Daneben aber wölbt sich die herrliche Rialto-Brücke, und der Strom des Lebens geht auch über ihre Stufen hinweg und pulst rechts und links durch das Gassennetz wie durch die Arterien eines tierischen Organismus aus. Der Hauptstrom flutet durch die „Merceria" ab, die auf den Markusplatz mündet und dort ein zweites Sammelbecken hat. Dort, zumal auf der Piazzetta, staut sich der Menschenabfluß an jenem zweiten Lebensstrome, der von der Riva degli Schiavoni herüberdrängt. Damit ist aber alles Leben der Lagunenstadt erschöpft. Überall sonst herrscht Stille — auf einem Raume, der sicher zehnmal größer ist, als der eben umschriebene.

Das Bild der „Wasserstadt" Venedig bliebe unvollständig, würde man nicht auch ihres eigentlichen Elementes gedenken. Damit ist die Lagune gemeint, die stille, schlammige Wasserfläche, welche die einstige „Königin der Adria" rings umgiebt. Die blaugrüne Flut wird stellenweise von niedrigen, winzigen Eilanden unterbrochen, deren schönstes wohl San Lazzaro, die „Insel der Armenier", ist. Keine Großstadt könnte ein Plätzchen, das den Charakter eines vollkommenen Asyls hat, in so unmittelbarer Nähe aufweisen. Der Anblick der fernen, schneehäuptigen Alpenhöhen ist ein wehmütiger Gegensatz zu der vereinsamten Lage der Insel. In den Abendstunden entschlummert die Lagune wie ein müdes Kind, das keine Leidenschaften, keine Stürme und Kämpfe kennt. Sinnbild des menschlichen Herzens aber ist das Meer. Von diesem Meere mit seiner zeitweiligen tückischen Ruhe und seinem Sturmgetöse sieht der Besucher der Armenier-Insel nichts, denn es brandet jenseits des Lido-Streifens.

Zum Abschiede findet sich der Besucher vielleicht auf dem Lido ein, der schützenden Brustwehr des Lagunengebietes gegen das offene Meer hin. Ein Spaziergang längs dieses Gestades ist der reine Gegensatz zu einer Lagunenfahrt. Da giebt es weder trübe und schlammige See, noch mystische Beleuchtungseffekte; weder märchenhaften Glanz, noch Denkmäler der Geschichte und Kunst; weder buntes Menschengewühl, noch ernste Erinnerungszeichen

aus alten Tagen. Jeden Morgen feiert hier, im Angesichte der See, der kurze Tag seine Wiedergeburt, und der vergangene ist vergessen. Die Reflexion hat hier, wo Luft und Licht die Sinne zu vollster Daseinsfreude beleben, keine Arbeit zu verrichten. Balsamisch ist der Atem des Meerwindes, erquickend das Grün der Gärten. Der arbeitende Bauer in seinem Artischockenfelde mutet fremdartig an. Würde nicht der stolze Campanile über die Hügel und Strandbatterieen des Lido herüberschauen, wir könnten uns von der Lagunenstadt 100 Meilen weit entfernt fühlen.

Ein letzter Besuch gilt dem südlichsten Ende der Lagune, wo sich das Heimatstädtchen des regsten und unternehmendsten Fischervolkes befindet, das zu Zeiten fast nur von Weibern, Kindern und Greisen bevölkerte Chioggia. Die Männer sind nämlich durchweg Fischer und Schiffer, haben also ihren Erwerb auf der See. Sie bleiben durch viele Tage, ja durch Wochen ihrer Heimat fern, und das Haus- und Stadtregiment führen dann die Weiber. An Sonntagen legen sie den Schleier an und behängen sich mit Goldschmuck. Die Sonn- und Festtage bringen auch viele der im nähern Bereich von Chioggia fischenden Männer; dann sind die öffentlichen Plätze voll von den stattlichen, wetterharten Gestalten. Mit phrygischer Mütze, kurzem, mit einer Kapuze versehenem Bariletto, kurzen Beinkleidern und schweren Holzschuhen füllen sie die Branntweinbuden, oder versammeln sich auf dem Hauptplatze, um den Vorträgen von Improvisatoren zu lauschen, die von alters her in Chioggia eingebürgert sind.

Der Nordrand der Adria.

Wenn Venedig uns noch in sichtbaren Zeichen eine große Vergangenheit vor Augen führt, ist dies mit einem andern Emporium am Nordrande der Adria nicht der Fall. Wir meinen Aquileja, welches das wichtigste Bollwerk Roms in Norditalien war. Sein Hafen, in geringer Entfernung von der Weltstadt und am Rande der Lagune gelegen, war nächst Ravenna der erste Kriegshafen Roms. Nun ist es dort stille, und auch das unbedeutende heutige Städtchen, welches seinen Ruhm im Ansturme der Hunnen untergehen sah, liegt träumerisch verloren zwischen Fruchtebene und Sumpffeld. Aus Römerzeiten giebt es zahlreiche und bemerkenswerte Funde. Bedeutsamer als sie sind die monumentalen Denkmäler aus ältester christlicher Zeit: die altehrwürdige Basilika, wohl die merkwürdigste dieser Art in Europa, von San Paolo fuori le Mura in Rom abgesehen, die beiden Säulen des einstigen Patriarchen-Palastes und die uralte „Heidenkirche", der ältere Teil des Domes.

Der aquilejische Patriarchenstaat ist hauptsächlich durch seine markanten Erscheinungen bemerkenswert, die aus der Geschichte von mehr als 1200 Jahren hervorragen. Sicher ist, daß dieser mächtig emporstrebende und zu Zeiten

einflußreiche Staat in erster Linie seinen Glanz und seine Größe den eigenen Trägern verdankte.

Um das Jahr 50 wurde der hl. Hermagoras in Rom zum ersten Bischof Italiens geweiht und nahm seinen Sitz in Aquileja. Nach dem Martyrtode des hl. Hermagoras (70 n. Chr.) blieb der Bischofssitz durch zwei Jahrhunderte verödet; aber von dem hl. Hilarius an, der denselben im Jahre 276 bestieg, lief die Reihe der Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen bis zur Auflösung des Patriarchates (in der Mitte des vorigen Jahrhunderts) ununterbrochen fort.

Seit dem Martyrium des ersten Bischofs fehlte es nicht an Blutzeugen im Schoße der neuen christlichen Gemeinde. Am ärgsten wütete in ihr der furchtbare Christenvertilger Diocletian. Die Greuel fanden ein Ende, als Kaiser Konstantin der Große im Jahre 311 den christlichen Glauben zur Staatsreligion erhob und die heidnischen Tempel sperren ließ. Die aquilejische Kirche gewann rasch an Einfluß und Ansehen; schon im Jahre 369 ward in Aquileja die Reihe der Erzbischöfe eröffnet. Aus der Hunnenflut, welche die römische Stadt vom Erdboden hinwegfegte, konnte sich der damalige Erzbischof durch die Flucht in die Lagunen von Grado retten, wohin auch die Reliquien und Kirchenschätze gebracht wurden. In der Folge stellte sich die Notwendigkeit eines solchen Rückzuges zu wiederholten Malen ein, so daß die Erzbischöfe sogar längere Zeit in Grado residierten oder doch abwechselnd in Aquileja und Grado sich aufhielten.

Der glanzvolle Patriarchenstaat hat in Aquileja nur ein kleines, aber ergreifendes Erinnerungszeichen zurückgelassen: die letzten Reste des ehemaligen Patriarchenpalastes. Es sind zwei braune, vollkommen frei auf einem Grasfleck stehende Pfeiler. Es ist dies die Örtlichkeit, auf der so viele mächtige Kirchenfürsten gewandelt, Hof gehalten und ihres geistlich-weltlichen Amtes gewaltet hatten. Andere Erinnerungen bieten die noch vorhandenen Patriarchengräber. Meist sind es einfache Grabsteine, welche das Andenken an die Heimgegangenen bewahren. In einer Kapelle im südlichen Seitenschiff des altehrwürdigen Domes gewahrt man aber mächtige Sarkophage aus weißem und rotem Marmor.

Das öffentliche Leben im christlichen Aquileja spielte sich auf den Plätzen vor dem Dome und dem Patriarchenpalaste ab. Auf ihnen wurden Märkte und Gerichtsverhandlungen, Totenschmäuse (im Atrium des Domes) abgehalten und Taufakte vollführt. Das zu diesem letztern Zweck dienende Baptisterium ist gut erhalten und jedenfalls eines der sehenswertesten Denkmäler aus der Patriarchenzeit.

Im Süden des heutigen Aquileja, am Rande der Lagune, liegt das Inselstädtchen Grado. Es ist nicht so herabgekommen als ersteres, dessen gefährliche Nebenbuhlerin es einst war. An Bewohnern zählt es mindestens

dreimal soviel als jenes. Der alte Patriarchendom, welcher aus dem 6. Jahrhundert stammt, ist eine hervorragende Merkwürdigkeit. Man sieht darin uralte Marmorsäulen, altertümliche Fresken, den Patriarchalsitz, und wandelt über einen Mosaikboden, der so alt ist wie der Dom. Alles in allem: ein antiquarisches Kleinod, wie man ein zweites im Bereiche der Adria nicht wiederfindet. Zur Zeit Roms war Grado Flottenstation. Als Stadt aber erlangte es erst Bedeutung, als infolge des Hunnensturmes die Bewohner des Festlandes nach den Laguneninseln flüchteten. Im Mittelalter erreichte die Stadt ihre höchste Blüte; damals war sie von Mauern und Türmen umgeben, und die Dogen von Venedig hatten in ihr einen Palast.

Mit Aquileja sind wir in den österreichischen Bereich der Adriaküsten eingetreten. Damit greift auch ein wesentlicher Wechsel im physiognomischen Charakter der Landschaften Platz. Die Gestade, welche sich vor uns nunmehr entfalten und in bedeutender Ausdehnung bis an die Grenze von Albanien reichen, sind durchweg hochufrig, felsig, mit einer großen Anzahl trefflicher natürlicher Häfen ausgestattet. Als erste Uferstrecke dieser Art tritt die Steilküste von Triest in den Rahmen unserer Bilder ein. Stellenweise nackt und kantig, ist sie andernorts ein üppiger Garten, wie zu Duino, dem trotzigen Schlosse zur Seite der Bucht von Monfalcone; oder zu Miramar, dem herrlichen weißen Kaiserschlosse am Rande eines von tropischer Vegetationsfülle strotzenden Parkgefildes. Hier ist einer der schönsten Punkte der Adria. Aber auch die Stadt Triest darf sich einer reizvollen Lage rühmen. Sie ist teils aufs flache Gestade hingebettet, mit einem Mastenwald vor sich, teils steigt sie die Anhöhe hinan und trägt zu oberst den Schmuck eines uralten byzantinischen Domes. Gleichwohl sind Regsamkeit und Reichtum nicht auf der Höhe, welche der Stadt naturgemäß zukommt. Der neue, prachtvolle Hafen hat zwar ungeheuere Summen gekostet, füllt sich aber nicht mit jenen Handelsflotten, von welchen der Staat geträumt hatte. Dennoch ist Triest derzeit die erste Handelsstadt der Adria und deren Schiffahrtsgesellschaft (der „Lloyd") eine der größten (und zugleich die älteste noch bestehende) in Europa.

Vom festländischen Rumpfe des Karstgebietes greift die Halbinsel Istrien, mit breiter Basis am öden „Tschitschenboden" (vgl. S. 153) wurzelnd, südwärts ins Meer hinaus und verengt sich allmählich keilförmig bis zur Südspitze, wo der Leuchtturm von Porer auf einsamem Felseilande steht. Die Westküste von Istrien ist fjordartig durchrissen und stellenweise von Inseln umlagert. Im Hintergrunde jener fjordartigen Buchten liegen stille, altertümliche Städte, Pirano, Parenzo, Rovigno, an welchen noch mancherlei venetianische Erinnerungen haften, und öffnet sich die herrliche Bai von Pola (Fig. 34), der Kriegshafen Österreich-Ungarns, mit einem Kranze starker Befestigungswerke und großartigen Hafenanlagen. Auch landschaftlich ist dieses Bild wirkungsvoll. Man stelle sich ein langgestrecktes Seebecken vor, tief

Fig. 34. Der Kriegshafen von Pola.

ins Festland einschneidend, von mäßig hohen Ufern umgeben; auf der Wasserflur mehrere kleine Eilande, im Hintergrunde die weiße, helle Stadt, von einem Kastell überragt; hinter den weitläufigen Räumen des See-Arsenals grüne Hänge, aus deren Anlagen freundliche Häuschen schimmern; zuletzt, auf der andern Seite, eines der herrlichsten antiken Denkmäler außerhalb Italiens: das römische Amphitheater mit seinen noch vollständig erhaltenen mehrstöckigen Arkaden. Dies alles giebt ein fesselndes Bild ab.

Was diesem Bilde Glanz und Farbe verleiht, ist der klare südliche Himmel, die immergrüne Vegetation und nicht zuletzt die Erinnerung an klassische Vergangenheit. Kein jetzt bestehender Kriegshafen Europas kann sich rühmen, schon zur Zeit Roms diesem Zwecke gedient zu haben. Mit Pola ist dies der Fall. Aber auch das römische Pola, obwohl von wesentlich anderer Physiognomie, war ein liebliches Buen retiro, in welchem mancher Kaiser in idyllischer Zurückgezogenheit verweilte. Noch gemahnen der „Tempel des Augustus und der Roma“ und der „Triumphbogen der Sergier“ (von der Arena ganz abgesehen) an die Zeiten, in welchen hier ein Schimmer der römischen Weltmacht erglänzte. Römische Edle und Große hatten hier ihre Asyle, in einem Paradiese, wo Blütenduft die frische Seebrise würzte und der südliche Himmel von fast ungetrübtem Glanze war. Schön muß es auch im Hafenbecken gewesen sein, wo die von keinem Wellengange und keinem Sturme in ihrem Gleichgewichte gestörte Flut wie ein stiller italienischer See üppig grüne Gestade bespülte, oder die hellen Marmorportiken jener schmucken Landhäuschen widerspiegelte, welche im Pflanzendickicht der vier Eilande lagen.

Jetzt sind diese Eilande mit Befestigungswerken verbaut und eines derselben, die Oliveninsel, birgt die großartige Kriegswerft des Polaner See-Arsenals. Man kann sagen, daß Pola eine Schöpfung der letzten 30 Jahre ist. Als Venedig die Hauptflottenstation Österreichs war, besaß Pola noch ein mittelalterliches Gepräge und war zum Teil von Wallmauern umgeben. Von dem See-Arsenal und seinen weitläufigen Anlagen war noch keine Spur; desgleichen wären einige Befestigungen erst im Entstehen begriffen. Wie ganz anders ist das heute! Pola ist derzeit nächst Gibraltar, Toulon und Spezia der stärkste Kriegshafen im Mittelmeer.

Die Ostküste von Istrien ist einförmig gegliedert. Es ist ein Steilufer ohne nennenswerte Häfen. Was aber diesem Striche besondern Reiz verleiht, ist die immergrüne Oase von Abbazia, das „Mentone der Adria“. Dort erhebt sich inmitten eines herrlichen Parkes ein Herrensitz, der erst in allerjüngster Zeit in den Besitz einer kapitalsmächtigen Gesellschaft überging. Mit diesem Kaufe war die Absicht verbunden, den reizenden Fleck Erde als Winteraufenthalt und Seebad jedermann zugänglich zu machen. Es wurden Gaststätten erbaut, und in kürzester Zeit entwickelte sich ein vornehmes Leben.

Der Seeabschnitt in diesem Bereiche wird „Quarnero“ genannt. Seine nordöstliche Ecke ist der Golf von Fiume. Oberhalb Abbazia erhebt sich der Monte Maggiore, dessen Felshaupt über alles istrische Land emporragt und eine Aussicht gewährt, welche nordwärts bis zu den Schneespitzen der Karnischen Alpen, westwärts bis zu den Lagunen von Venedig, südwärts über die norddalmatinischen Inseln reicht. Die Höhen im Hintergrunde von Abbazia und Fiume gehören jenem alten Liburnerlande an, in welchem die Legionen des Augustus mit den Illyrern den Entscheidungskampf rangen. Von den Höhen Fiumes, Buccaris, Porto Rès und der Insel Veglia schauen die romantischen Trümmer der Frangipanischen Burgen herab.

Von Abbazia in südwestlicher Richtung verläuft eine Strandchaussee, wenige Schritte vom Meere, mit immergrünen Berghängen auf der einen Seite, mit dem blauen Quarnero auf der andern. Das ist die zukünftige „Corniche“ am Fiumaner Golf. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo auf den meisten dieser Auslugpunkte, im Schatten von immergrünen Eichen, Edelkastanien, Oliven, Feigen und all der mannigfaltigen Pflanzenwelt, die bisher nur im Parke von Abbazia ihr Fortkommen gefunden, zierliche Villen sich erheben werden. Der Ausblick auf das Meer, auf die nahen, im blauen Dufte schwimmenden Inseln und die Felsberge des liburnischen Karstes ist gewiß nicht minder schön, als irgend eine See-Vedute an der Riviera. Die Abwechslung der Küstenscenerieen freilich ist nicht annähernd so mannigfaltig. Man muß eben hier nicht an eine Reihe von Kurorten, sondern nur an einen einzigen denken.

Fiume, das nächst Triest der wichtigste Handelshafen Österreich-Ungarns ist, kann sich natürlich mit diesem nicht messen. Es ist eine typische Kleinstadt von geringer architektonischer Bedeutung. Malerische Bilder findet man am Cabotage-Hafen, wo das Fiumara-Flüßchen ins Meer fällt, und auf dem „Scoglietto“, der Promenade der Fiumaner Welt. Hier schatten prächtige Platanen, und im Capotage-Hafen herrscht reges, farbiges Leben. Zu Häupten steht auf hohem Felsberg das Kloster Tersato mit der gleichnamigen verfallenen Burg der Frangipani. Um den Handel zu beleben, hat man mit großem Kostenaufwande neue Hafenbauten ausgeführt, welche die gehegten Erwartungen hoffentlich nicht täuschen werden. Eine Strecke weiter im Südosten öffnet sich die Bucht von Buccari, welche einen der schönsten, geräumigsten und sichersten Häfen der Adria bildet. Zu Porto Rè, dem alten „Königshafen“, sieht man noch die gemauerten Stapel der einst sehr thätigen Schiffswerft. Den Fiumaner Golf aber schließt eine Gruppe von Inseln ab, deren größte Veglia, deren wichtigste — ihrer Handelsthätigkeit und ihres Schiffsbaues wegen — aber Lussin ist. Etwas nördlicher erstreckt sich Cherso. Die beiden letztgenannten Eilande sind die Insulae Absyrtides der Argonautensage.

Die Küste von Dalmatien und Albanien.

Von Fiume ab erstreckt sich in südöstlicher Richtung die lange Felsküste des kroatisch-dalmatinischen Litorales. Sie ist am wildesten im Norden und äußersten Süden gestaltet, im Bereiche von Zengg und bei Cattaro (Fig. 35), und hat in ihrem mittlern, von zahlreichen Inseln umlagerten Teile die schönsten Landschaften und die bemerkenswertesten Städte. Mit der Fruchtbarkeit aber ist es allenthalben schlecht bestellt. Um Material für den Pilotenrost Venedigs und die Galeeren der Kriegs- und Handelsflotte zu gewinnen, hatte die Republik dem dalmatinischen Küstenlande die Haut vom Leibe geschunden, die Wälder ausgerottet und nur das felsige Knochengerüste zurückgelassen. Gegen die Versuche neuer Aufforstung arbeitet die Bora, der heftige Nordoststurm, der besonders an der kroatischen Küste (in der Straße, welche den bezeichnenden Namen „Maltempo" führt) zu Zeiten furchtbar wütet.

Eine traurige Landschaft ist jene im Bereiche von Zara, einer Stadt, die selber bar aller Reize ist. Sie erstreckt sich auf schmaler Halbinsel, welche mit dem Festlande den kleinen Hafen einschließt, und hat sich erst in neuester Zeit, nach Auflassung der Festungswerke, seeseits ein wenig verschönert. Als „Jadera" war die Stadt römische Kolonie, und zwar zur Zeit des Kaisers Augustus. Auf der Piazza San Simeone erinnert eine freistehende korinthische Säule an das römische Altertum. Alte venetianische Thore und der bemerkenswerte Dom fesseln vorübergehend die Aufmerksamkeit des Besuchers.

Malerischer als das Uferbild von Zara ist der enge, von Felsen umstarrte Kanal, welcher in die Bucht von Sebenico führt. Überraschend prächtig tritt aus dem Hintergrunde die in Terrassen die Uferhöhe hinanketternde Stadt mit den altersgrauen Forts darüber dem Ankommenden entgegen. Zweifellos hat die Küste Dalmatiens kein zweites Städtebild von so malerischer Wirkung aufzuweisen. In der gelben Häusermasse, die vor uns liegt, fällt uns besonders die hochragende Kuppel des altehrwürdigen Domes auf. Wer über den Domplatz zu einer Zeit wandelt, wo er wenig besucht ist, wird unbewußt jenen Hauch mittelalterlicher Romantik verspüren, der so manche alte Stadt Dalmatiens umweht. Der beschränkte Raum, den der Blick durchmißt, die altersgrauen Arkaden der „Loggia" (jetzt Municipalität), die Front der Kathedrale, sowie die finsteren Treppengassen, welche die aufgetürmten Bergviertel durchschneiden, muten seltsam und fremdartig an. Immerhin ist die Stadt nicht ohne Leben. Der Unterschied zwischen den stumpfsinnigen, träge einherschleichenden Morlachen-Weibern, wie man sie auf der Marina von Zara trifft, und den rührigen Sebenicaner Mädchen und Frauen ist auffällig genug. Es ist ein lebendiges Völkchen, voll Beweglichkeit und Temperament.

Von Sebenico ab hat man auf der Weiterfahrt nach Süden fortgesetzt einen Kranz von Eilanden seeseits vor sich liegen. Das Leben auf diesen Inseln ist von erschrecklicher Einförmigkeit. Die meisten werden nur im Sommer von Schaf- und Ziegenhirten bewohnt, die in höhlenartige Hütten unterkriechen und nebenbei auch Vogeljagd und Fischfang betreiben. Zum Glücke machen die klimatischen Verhältnisse dieses armselige Hirtenleben einigermaßen erträglich. Nur der Hochsommer ist bösartig, da die anhaltende Dürre selbst die spärliche Vegetation absterben macht. Hohe Mauern umfrieden da und dort einen grünen Fleck, und im Schutze dieser Mauern entwickelt sich ein bescheidenes Pflanzenleben. Auch die Tierwelt ist eine fremdartige. Die Hauskatze vertritt eine kleine Natter, welche vertraulich ihren Anteil vom Mahle der Weinbauern fordert. Die großen Sturmvögel Gabbiani werden zahm wie Haustiere. Im Mauerwerk verbirgt sich die Tarantel, welche besser als ihr Ruf ist; an sonnigen Stellen kriechen Schildkröten.

Eine interessante Uferstrecke ist der nach Osten gewendete Kanal der „Sieben Kastelle", an dessen westlichem Eingange Trau, eine der merkwürdigsten Städte Dalmatiens, liegt. Sie macht ganz den Eindruck einer venetianischen Stadt aus dem Mittelalter. Der alte Hafenturm, die verwitterten Turmbastionen am Stadtthore, das Rathaus, die Loggia, der Palazzo Cippico, vor allem aber die vielen Kirchen, darunter als wahres Prachtstück die ehemalige Kathedrale — all dies zusammengenommen verleiht der Stadt ein romantisches Gepräge, wie man es in Dalmatien, Ragusa etwa ausgenommen, nirgends sonstwo wiederfindet. Die Kathedrale ist die schönste in Dalmatien.

Der Strand der „Sieben Kastelle" aber ist ganz besonders reizvoll. Nicht leicht weist ein anderer Punkt Dalmatiens, selbst das heitere Gestade von Ragusa nicht, eine ähnliche Üppigkeit des Pflanzenwuchses auf, als der Küstenstrich unter dem steil aufsteigenden Cabaner Gebirge. Ihren Namen hat diese Küstenstrecke von den sieben Trutzburgen, welche venetianische Adelige gegen Türkennot aufrichten mußten. An Stelle der Kastelle sind Ortschaften getreten. Wo diese „dalmatinische Riviera" endet, befindet sich die Küste von Salona, der bedeutendste Ruinenplatz im Bereiche der Adria. Schon im Jahre 117 v. Chr. berühmt durch den Widerstand, den es den Römern entgegensetzte, wurde Salona namentlich vom Kaiser Diocletian (einem gebürtigen Dalmatiner) bevorzugt und ging 640 n. Chr. im Avarensturm unter. Die heutige Trümmerstätte ist weit gedehnt, und systematisch betriebene Ausgrabungen haben zu bedeutenden Funden geführt.

Salona, heute ein Dorf dieses Namens, ist so zu sagen ein Vorort von Spalato, dessen älterer Teil förmlich in den großartigen diocletianischen Kaiserpalast hineingebaut ist. Sein Peristyl ist zum Domplatze geworden, und der Dom selber ist nichts anderes, als der ehemalige Haustempel, in

welchem der grausamste Christenschlächter Stärkung bei den kapitolinischen Göttern suchte. Der Palast, im Beginne des ersten Jahrhunderts erbaut, ist selbst in seinen Resten eines der bedeutendsten Römerwerke, welche auf die Nachwelt gekommen sind, jedenfalls das interessanteste im Bereiche des alten Illyrien.

Das moderne Spalato ist weitaus die angenehmste Stadt Dalmatiens. Zwar die Altstadt ist noch allenthalben von den Mauern des diocletianischen Kaiserschlosses eingeschnürt und hat finstere, enge Gassen. Freundlicher ist die nach Westen hinausdrängende Neustadt mit dem breiten Aufstieg vom Hafen herauf. Vor dem Quai liegt in der Regel eine große Zahl von Küstenfahrern vertäut. Keine Stadt Dalmatiens hat eine auch nur annähernd so geräumige Riva als Spalato. Wenn sich die Mittagssonne auf die breite, mit der Langseite nach Süden gerichtete Quaistraße legt, und im Schatten der Buden und Häuser braune, nackbeinige Facchini herumlungern, glaubt man sich in eine süditalienische Stadt versetzt. Der blendende Sonnenschein auf dem Pflaster, das Mastengewirre davor und die tiefen Schatten an der Häuserzeile, deren schönste Zierde der rostbraune Mauerrest des diocletianischen Palastes ist — das alles ist ungemein farbig, an eine apulische Hafenstadt gemahnend.

Die weiter südwärts folgende Küstenstrecke ist besonders durch die Ansammlung der größten dalmatinischen Inseln bemerkenswert. Sie liegen alle in einem verhältnismäßig beschränkten Raume: das fruchtbare Brazza mit seinen köstlichen Weinen; das seines milden Klimas wegen gepriesene Lesina; das massige Lissa, denkwürdig als Örtlichkeit, in deren Seebereiche Admiral Tegetthoff am 21. Juli 1866 die italienische Flotte besiegte; das bergerfüllte Curzola, das einst von dunklen, herrlichen Wäldern bedeckt war; Lagosta, Meleda u. a. An der festländischen Küste liegen einige versteckte Städte: Almissa, rings von hohen Felswänden eingefaßt, einst ein Piratenschlupfwinkel, mit den berühmten Felsengen und Wasserstürzen der Cetina; Macarsca, halbrund in einer Bucht gelegen, gleichfalls von hohen, kahlen Bergen umrahmt, unter deren Schutze einst ganze Piratengeschwader ankerten. Im innersten Winkel dieser Küste, aus welcher mitten zwischen mehreren der genannten Inseln hindurch die langgestreckte Halbinsel Sabbioncello hervortritt, liegt Metkowitsch, im regulierten Delta der Narenta, noch vor wenigen Jahren ein berüchtigtes Fieberneſt, heute als Einbruchstation in die Herzegowina in lebhaftem Aufschwunge begriffen.

Mag dieser ganze vielgestaltige Bereich des Malerischen und Merkwürdigen noch so viel bieten, er wird übertroffen von den romantischen Reizen Süddalmatiens, welches an der Wurzel der Halbinsel Sabbioncello beginnt. Die Perle dieser Strecke und zugleich von ganz Dalmatien ist Ragusa mit der etwas abliegenden Bucht von Gravosa. Eine Strecke, gleich der

zwischen den beiden genannten Örtlichkeiten, beziehungsweise die hoch am Meere führende Uferstraße, ist geeignet, uns in die Nähe von Neapel zu versetzen. Ehe man noch die mauerumgürtete Stadt betritt, gelangt man in die Gartenvorstadt Pille, deren schönster Platz die Terrasse unterhalb des auf einer gewaltigen Uferklippe gelegenen Forts San Lorenzo ist.

Die Stadt selber überrascht durch ihre palastgeschmückte Hauptstraße (Stradone), ihren alten Rektorenpalast und durch den Kranz von Bastionen, welche die hohen Uferfelsen krönen. Um indes dieses romantischste unter allen dalmatinischen Städtebildern in ganzer Schönheit auf sich wirken zu lassen, muß man nach Lacroma überschiffen, dem reizvollen Eilande vor dem Südhafen der Stadt. Dort ist ein Paradies, ein weitläufiger natürlicher Park, wo der österreichische Kronprinz sich häuslich eingerichtet hat. Als Herrenhaus dient das alte Kloster — wie es heißt, von Richard Löwenherz bei seiner Rettung nach erlittenem Schiffbruch infolge Gelübdes errichtet — mit dem Ausblick auf die hohe See, rings von tropischer Vegetation umgeben. Vom höchsten Punkte der Insel, welche ein Fort krönt, genießt man die zaubervollste Aussicht an der ganzen Küstenstrecke von Fiume bis Korfu. Am schönsten ist der Anblick der Stadt, dann die Uferstrecke rechter Hand mit dem Aloendickicht und der herrlichen Palmengruppe von San Giacomo. Das ist nicht mehr Dalmatien: das ist bereits Griechenland.

Ein Gegensatz der auffälligsten Art, sowohl landschaftlich, als in Bezug auf die Städtebilder, zur Riviera von Ragusa bilden die Bocche di Cattaro. Die gewaltigen Berghöhen, welche die Cattareser Buchten einschließen, gemahnen an eine mitteleuropäische Hochgebirgslandschaft, in welche eine Anzahl Seen eingebettet ist. In der That sind die Bocche di Cattaro des öftern mit dem Vierwaldstätter-See verglichen worden, ein Vergleich, der das Mißliche hat, daß er mit dem weit geringfügigern Vergleichsbilde an das mit diesem in eine Parallele zu stellende weit großartigere Urbild aufdringlich herantritt. Durch das zangenartige Aneinanderrücken zweier Halbinseln entsteht ein System von Buchten und Kanälen, welche die Einfahrt in die Bocche bilden. Eine topographische Beschreibung der Buchten halten wir aber für unnütz. Ein Blick auf die Karte orientiert besser, als seitenlange Schilderungen.

Die Stadt Cattaro liegt auf einem schmalen Uferstreifen zusammengedrängt, unter mächtigen Bergschroffen, an welchen die Festungswerke des Forts San Giovanni emporsteigen. Daneben windet sich in unzähligen Serpentinen die Fahrstraße nach Montenegro hinauf. Ein mit Bäumen bepflanzter Quai nimmt uns auf. Das Thor, welches uns zunächst liegt, ist die Porta Marina, ein finsteres Loch, durch welches wir in das „weiße Kotor" (so nennen die Slaven die Stadt) eintreten. Es ist ohne Merkwürdigkeiten und eine der langweiligsten Städte der Adria. Sogar die

Sonne fehlt diesem Neste; denn die paar Stunden, während welcher sie in den engen Kessel hinablodert, daß die Steine wie Metallplatten glühen, kommen nicht in Betracht. In den Nachtstunden aber ist Cattaro ein wahres

Fig. 33. Cattaro.

Grab. So ist es in den kleinen Küstenstädten des Orients, wo nach Sonnenuntergang die Thore in ihre Schlösser fallen und alles Leben erstirbt.

In einer Seitenbucht von Cattaro liegt Risano, der Zugang zum Hochlande der „Krivoscie", welches berüchtigt ist wegen der zu Zeiten hier

vorgefallenen Kämpfe mit den unbotmäßigen Einwohnern. Jetzt stehen gewaltige Forts dort oben und halten die dünn gesäete Bevölkerung im Zaum. Der schönste Punkt in den Buchten von Cattaro ist Castelnuovo, an der Schwelle der ersteren gelegen, ein Ort, der eng und winkelig ist, aber rings um sich ein reizendes Gartenland hat. Im Süden von Cattaro (außerhalb der Buchten) liegt Budua, ein sehr alter Ort, der schon in römischer Zeit bestand. Er ist eng, finster und von Mauern umgürtet. Auf den dahinter befindlichen Berghöhen liegen allenthalben befestigte Grenzposten gegen Montenegro. Der südlichste Ort Dalmatiens ist Castel Lastua mit den Ruinen eines Bergschlosses.

Südlich des letzten österreichischen Grenzpfahles beginnt der schmale Küstenstreif von Montenegro mit dem alten Piratennester Dulcigno, alsdann das flache Ufer von Ober-Albanien. Ein Vorgebirge nördlich von Durazzo, rings von Lagunen umgeben, nimmt sich wie eine Felsinsel aus: es ist das Kap Rodoni, der südliche Eckpfeiler des Drin-Golfes. Durazzo selber liegt an der innern Rundung einer Bai und ist nichts mehr als der traurige Schatten seiner einstigen Größe. Übrigens lag das berühmte Dyrrhachium nicht hier, sondern etwas nördlicher, wo heute Sumpf- und Marschland ist. Die Reste, die man heute sieht und welche ziemlich ausgedehnt sind, geben einen Begriff von der Größe des Emporiums, in welchem ein immerwährendes Völkergewühl herrschte (vgl. S. 96).

Die weitere Strandgegend bis zum Skumbi-Flusse und weiter bis zur Vojussa ist vollkommen vereinsamt. Wo zwischen den Strandseen festes Land sich erstreckt, unterbricht grüner Buschwald das graue Flachland. In die Gegend im Süden der Vojussa haben wir jene Scene zwischen Cäsar und seinen Bootsleuten zu verlegen: die Sturmnot und des Gewaltigen Zuruf an den Steuermann: „Du trägst Cäsar und Cäsars Glück — steuere guten Muts!"

Die Scenerie ändert sich mit einem Schlage unterhalb der Vojussa, wo sich der kleine Golf von Valona öffnet. Unfern von dem heutigen Städtchen lag die korinthische Kolonie Apollonia. — Hier war es, wo dem sorglosen Augustus, der mit Apollodorus von Pergamos griechische Rhetorik trieb, die Schreckensbotschaft von dem tragischen Ende seines Adoptivvaters am Fuße der Säule des Pompejus zukam. Im Mittelalter, der Blütezeit von Avlona, war es durch zwei Jahrhunderte ein Normannenlager.

7. Die Jonischen Inseln.

Das hohe Ufergebirge im Süden von Avlona, die „Chimara", ist mit dem antiken „Keraunien", der Unterwelt der Alten, identisch. Auf ihm stand in urältester Zeit ein Tempel der rachedürstenden Eumeniden. Er ist längst verschwunden; nur die finstere Tartarospforte ist noch da, und zu-

weilen schleudert Zeus seine Donnerkeile nach dem felsumpanzerten Küstengebirge. Der Ansturm der See ist großartig, mit nichts ähnlichem im Gebiete der Adria zu vergleichen. Das Nordwestende der Keraunien, Kap Glossa, bildet den östlichen Eingangspfeiler an der Schwelle des Adriatischen Meeres zum Jonischen Meere.

An dieser Schwelle liegt zugleich die nördlichste der Jonischen Inseln, Korfu, womit eine neue Serie der Charakterlandschaften des Mittelmeeres eröffnet wird. Es ist Griechenland mit seiner unerschöpflichen Gestaltenfülle, seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von Einzelbildern, seiner erdrückenden Reichhaltigkeit von Erinnerungen und von modernen Erscheinungen, welche mit letzteren zusammenhängen.

Korfu hält man für das „Scheria" des Homer, also für das fabelhafte Phäakenland, in welchem der gastfreundliche König Alkinoos schaltete und wo sich die schönsten Bilder der „Odyssee" abspielen. In die Geschichte tritt die Insel mit dem Namen Kerkyra ein. Die Stadt gleichen Namens war eine ionische Gründung. Sie lag auf dem Isthmus im Süden des heutigen Korfu, dort wo sich die Gärten der Vorstadt Kastrades ausdehnen, und hatte eine Akropolis über sich, welche auf der felsigen Halbinsel im Süden lag.

Auf jener Höhe — heute St. Elia genannt — hat man den schönsten Überblick auf Korfu: in der Tiefe den Meereskanal, durch welchen die Insel vom Festlande geschieden ist, weit im Hintergrunde die blauduftigen Hochberge des Epirus; im Süden die lieblichen Gestade von Gasturi und Benizze mit ihren reizenden Oliven- und Orangenhainen, daneben die Gipfelhöhe der „Zehn Heiligen". Am schönsten aber ist der Blick nach Norden, wo zwischen den Ruinenresten von Kerkyra ein Gartenland von seltener Pracht und Üppigkeit sich ausbreitet. In diesem Bereiche liegt auch das königliche Schloß, wo man im Schatten uralter Ölbäume und zartbefiederter Mimosen, zwischen Rosen- und Jasminhecken, im immergrünen Dickicht wandelt: alles verklärt von einem heitern Himmel und umweht von einer weichen, balsamischen Luft, welche Wunder der Belebung wirkt.

Im Westen liegt zwischen dem Vorgebirge und dem Festlande der Insel der fast kreisrunde „See" von Kalichiopulo. Das soll der „Hafen des Alkinoos" sein, zu welchem (nach Homer) „die Einfahrt schmal". So ist es in der That. Der enge Kanal wird noch weiter eingeschnürt durch eine Insel, auf welcher ein Kloster steht. Insel und Kloster hängen durch einen Steindamm mit dem Vorgebirge zusammen. Der Küstenbogen westwärts hiervon säumt die Bucht von Kardakio. Unmittelbar vor dem Eingang zum See von Kalichiopulo liegt das Felseneiland Pondikonisi — die „Mausinsel". Ein kleines Kloster, von gastfreundlichen Mönchen bewohnt, steht auf der Klippenhöhe und wird von einigen stattlichen Cypressen über-

ragt. Dieses Inselchen ist das vom Zorne Poseidons versteinerte „Phäakenschiff". Im Hintergrunde der Bucht von Kalichiopulo rieselt die „Quelle Kressida" neben einigen Feigenbäumen, die ein Kirchlein beschatten. Diejenigen, welche Korfu für das Scheria des Homer halten, können also hierher jene idyllische Scene verlegen, wo die Königstochter Nausikaa mit ihren Mädchen die Wäsche reinstampft und hierauf Ball spielt. Als dieser zufällig ins Meer fällt und die Mädchen aufschreien, erwacht Odysseus, den die Flut hier ans Land geworfen. Das weitere ist bekannt.

Der See von Kalichiopulo ist ein melancholisches Gewässer. In seinem Umkreis vereinsamt, ist er namentlich an den flachen Uferstellen versumpft und versandet. Er war zur Zeit Kerkyras der Kriegshafen der Stadt und hieß „Hyllaikos Limen". Um diese Hafenbucht herum führt ein schöner Spaziergang durch die Gärten von Kastrades mit ihren Kaktuszäunen, Lorbeerbüschen und Mandelbäumen. In der Folge kommt man an schönen Fruchtfeldern vorüber, mit Feigenbäumen und Rebendächern dazwischen, und zuletzt auf den feuchten Wiesenplan am Seeufer. Weiter kann man nicht an den See heran; man muß sich an die Straße halten, welche, sanft in Ölwald ansteigend, nach Gasturi hinüberführt. Dieser Teil der Insel ist ein wahres Paradies, einer der schönsten Plätze der Welt. Gasturi selber, hell schimmernd von weitem, liegt in Ölwald wie begraben. Noch schöner ist es eine Strecke weiter im Süden, hart an der Küste. Dort liegt das Fischerdörfchen Benizze. Ein Orangenhain, wie ihn schöner kein Punkt Italiens — Sorrent ausgenommen — aufzuweisen hat, umzieht den Ort und hat graugrünen Olivenhain über sich. Darüber ragen die Felsberge des Innern der Insel. Das Ufer ist flach, und man wandelt dicht am Meere.

Alle diese Örtlichkeiten hängen mit der ältesten Stadtanlage von Kerkyra zusammen. Wie aber ist es mit dem heutigen Korfu bestellt? Die Stadt ist dem vorbeschriebenen Bereiche völlig entrückt. Sie liegt auf der Nordseite eines mäßig hohen Uferberges, der den heutigen Hafen von Korfu begrenzt. Der Anblick der sanft ansteigenden Stadt ist äußerst wirkungsvoll. Bei der Landung betritt man zuvörderst die „Spianata" (Esplanade), den grünen Platz am Hafen, mit seinen schattigen Ulmen und Cypressen und dem herrlichen Rosendickicht auf der Nordseite, wo der (früher englische) im antiken Stile erbaute Regierungspalast die Anlagen abschließt. Im rechten Winkel zur Spianata steht die vorerwähnte Felshöhe, welche die Citadelle trägt.

Von der Spianata geht es hinauf in die Stadt durch deren Hauptader — die Nikephorosstraße. Wie nirgends anderwärts drängt sich hier, wo der Orient und der Occident ihre Erzeugnisse tauschen, das hastige Leben des Südens. Am buntesten ist das Treiben zunächst des Hafenthores. Aus diesem Gewühl kommt man auf den Wall der Hafenbefestigung und genießt wieder den Anblick des Meeres. Der Ausblick ist herrlich. Die Keraunien

liegen im rauchgrauen Dunst, linker Hand wölbt sich die schöne Bucht von Govino mit Ipso im Hintergrunde und dem hohen Monte Salvatore als abschließende Coulisse darüber. Diese Uferhöhe der Stadt ist von allem öffentlichen Verkehr abgeschlossen. Sie macht einen vornehmen Eindruck, erinnert aber mehr an Italien als an Griechenland.

Auf dem Rückwege durch die Nikephorosstraße steigen wir in der Folge durch die Dikasterionstraße hinauf, wo das Leben, namentlich in den Abendstunden, sich noch lärmender und bunter anläßt, als in jener Hauptverkehrsstraße. Das Gewühl gemahnt an Neapel und ist auch so farbig wie dort, keineswegs aber so großartig und betäubend. Halb schlendernd, halb vorwärts geschoben, erreichen wir den kleinen Platz, auf welchem die altehrwürdige Kirche Santa Maria Annunziata steht. Von hier weiter führt der Weg zum Landthore, der Porta Reale. Das Gedränge an diesem Punkte erklärt sich durch den Zusammenlauf von mehreren Straßen, die vom Lande hierherführen. Rechts hat man die Höhe, welche einst vom Fort Abram gekrönt war, daneben die Vorstadt Manduchio und die „Fortezza Nuova", die nicht mehr in Benutzung steht. Man steigt durch die verödeten Räume bis zum Wallgange empor und überschaut den ehemaligen Verlauf des Befestigungsringes bis zur andern Küstenwarte hinüber — der Citadelle, von der weiter oben die Rede war. Dieser Wallring, der die Stadt einschnürte, besteht nicht mehr; er ist da und dort unterbrochen, und die Engländer selber machten den Anfang, indem sie die Befestigungswerke im Süden der Stadt durchbrachen und die prachtvolle „Via Marina" anlegten.

Die Fahrt geht weiter, an der Insel Santa Maura vorüber (der seichte Hafen ist den Hochseeschiffen verschlossen), an deren Südseite der „Leukadische Fels" (Fig. 36) in die See abstürzt. Eingedenk der Selbstopferung der lesbischen Dichterin, wird jenes Vorgebirge auch der „Fels der Sappho" genannt. Die Schiffer des Mittelmeeres nennen das Vorgebirge „Kap Ducato", denn sie wissen nichts von der unglücklichen Sängerin, die hier durch verzweifelten Sturz in die grausige Meerestiefe endete.

Alsdann treten wir in den schmalen Kanal ein, welcher die Inseln Ithaka und Kephalonia voneinander scheidet. Ihre Namen bedeuten eine Welt voll mythischen Glanzes. Zumal Ithaka, die „Insel des Odysseus", der Schauplatz der Homerischen Dichtung, ist eine Wunderinsel für die Einbildungskraft. Um Ithaka zu betreten, muß der Reisende nach Vathy hinüber, dem Hauptorte der Insel auf deren Ostseite. Dort öffnet sich eine geräumige Bucht, von welcher drei kleine Seitenarme südlich ins Land eingreifen; im Hintergrunde der mittlern, welche die größte ist, liegt Vathy. Die Häuser liegen am Ufer, dahinter ragen einige Windmühlen auf spärlich bebauten Terrassen. Die Dürftigkeit war vor alters nicht vorhanden. Telemachos meint:

Rauh zwar ist's von Bergen und taugt nicht, Rosse zu tummeln;
Doch nicht ganz armselig, wiewohl es der Ebene mangelt.
Denn hier lohnt das Getreid' ins Unendliche, hier auch des Weines
Pflanzungen, stets vom Regen erfrischt und befruchtendem Taue.
Ziegen in Meng' und Rinder ernährt es; ringsum ist Waldung
Jeglicher Art und zur Tränke drin nimmer versiegende Bäche.

An den „göttlichen Dulder" erinnern mancherlei Örtlichkeiten: „Odysseus' Burg" auf der Einschnürung der Insel im Westen der Bucht; der „Rabenstein", eine am äußersten Südostende des Eilandes abstürzende Felswand, welche noch immer von Raben umkreist wird. Terrassen mit Buschwerk steigen vom Gestade hinauf. Auf der ersten Terrasse befindet sich eine Grotte mit einem kleinen Wasserbecken — die „Quelle Arethusa". Jetzt wird das Vieh von Ithaka dahin zur Tränke geführt. Das Haus des „göttlichen Schweinehirten" müssen wir uns aber oben auf der Felshöhe denken. Wenn sich eine Schafherde in der Nähe befindet, kann der Wanderer heute ebenso von den wilden griechischen Hunden angefallen werden, wie damals Odysseus von den zottigen Gefährten des Eumaios.

So vereinigt sich alles zu einer poetischen Täuschung, wie man sie im Hinblicke auf die entlegene Mythenzeit auf keiner zweiten Örtlichkeit Griechenlands empfindet. Es verlohnte daher, ganz Ithaka zu durchstreifen und an der Hand der Homerischen Schilderungen Punkt für Punkt abzusuchen. Jenseits des vorher erwähnten Kanals ragt die hochrückige Insel Kephalonia aus den Fluten. Dort öffnet sich, gegen Ithaka hin, die Bucht von „Same" (bei Homer) und stehen im Dickicht die Trümmer eines kyklopischen Mauerwerkes, welche wohl der Burg der uralten Stadt angehören mögen. Die Einsamkeit ist nur von Schlangen belebt. Über die Burgtrümmer und das davorliegende Meer ragt der piniengekrönte „Ainos" (jetzt Monte Negro), auf dessen Gipfel einst der berühmte Altar des Zeus Ainesios stand. Hauptort der Insel ist Argostoli in einem geräumigen Golfe der Westküste. Kephalonia hat nichts von dem antiquarischen Reiz ihrer westlichen Schwester. In einiger Entfernung nördlich der Stadt befindet sich eine große Merkwürdigkeit Kephalonias: die Meermühlen von Argostoli. An zwei Stellen des Gestades dringt nämlich das Meerwasser mit großer Heftigkeit in den Erdboden ein, so daß der Wassersturz Mühlen in Bewegung setzt. Erklärt wird die Erscheinung dahin, daß man sie auf Grund der Gesetze des sogenannten negativen Druckes strömender Flüssigkeiten in Zusammenhang mit den an verschiedenen Punkten der Insel über dem Meeresniveau hervorbrechenden salzigen (brackigen) Quellen bringt.

Die südlichste Insel des Jonischen Archipels ist Zante, nächst Korfu die schönste desselben. Den Zugang zur Stadt bildet ein Seethor mit natürlichen Felspfeilern zu beiden Seiten. An die runde Bucht schmiegt sich

Fig. 86. Der Leukadische Fels.

die weiße Stadt, von italienischen Kampanilen überragt und von Gärten umschlungen. Wer auf dem Marktplatze die Gaben der Insel sieht — Orangen, Feigen, Erdbeeren, Maulbeeren, köstliche Gemüse und Blumen in Menge — wird die Bezeichnung des Eilandes als „Blume der Levante" (Fior del Levante) gerechtfertigt finden. Der größte Teil von Zante ist ein Fruchtgarten. Von den beiden Bergbastionen, welche den Hafeneingang bilden, trägt die nördliche das alte Kastell. Einst stand wohl die Burg Psophis hier oben, und zu Zeiten die ganze Stadt, denn der Mauerring, der noch immer vorhanden ist, ließe sich leicht mit einer solchen füllen. Der Ausblick ist wunderbar, nicht nur der malerisch gelegenen Stadt wegen, sondern auch wegen der Überschau auf die herrlichen Kampagnen mit ihren Feldern und Weinpflanzungen, Oliven- und Orangenhainen.

8. Die Küsten des Peloponnes.

Zwischen Kephalonia und Zante erblickt man auf einer Fahrt nach Griechenland zum erstenmale die Küsten des Peloponnes. Dort, zwischen den genannten Inseln, erstreckt sich gegen Osten der Golf von Patras und geht in der Folge in den Golf von Korinth über. Das Land, welches vor uns liegt, ist Achaia. Die Stadt Patras, welche vom Hafen amphitheatralisch bis zur Kastellhöhe emporsteigt, giebt ein überraschendes Bild. Wir gewahren gemauerte Quais, betreten gepflegte Boulevards und wandeln entlang der breiten Straßen, deren lebhaftes Getriebe uns daran erinnert, daß Patras die wichtigste Handelsstadt des Peloponnes und nach dem Piräus und Syra die wichtigste des ganzen hellenischen Königreiches ist. Das antike „Paträ" war eine der Stützen des achäischen Bundes und führte seine Gründung in graues Altertum zurück. Im Mittelalter war Patras die Hauptstadt des „Herzogtums Achaia", ward aber später an die Venetianer verkauft, die es 1463 an die Türken verloren. Die Osmanenherrschaft hatte es total zu Grunde gerichtet, und nie wäre die Stadt das geworden, was sie heute ist, wenn nicht jener denkwürdige Auflauf in ihr stattgehabt hätte (12. Februar 1821), welcher das Signal zur allgemeinen Erhebung der Griechen abgab.

Von Patras weiter nach Osten geht es durch die nur drei Seemeilen breite Seestraße von Lepanto. Das Städtchen liegt im Hintergrunde einer geräumigen Bucht und steigt das Ufer hinan, von einem Kastell überragt und von mittelalterlichen Mauern umzogen. Der Ort gehört nicht zum Peloponnes, sondern zu Nordgriechenland und zwar zur Provinz Ätolien. Was das Städtchen uns merkwürdig macht, ist die Erinnerung an die große Seeschlacht im Jahre 1571, in welcher Don Juan d' Austria die türkische Flotte vernichtete. Im Oktober des erwähnten Jahres war die venetianisch-spanisch-päpstliche Flotte auf der Höhe von Lepanto erschienen,

wo das osmanische Geschwader, 300 Galeeren stark, sie erwartete. Es gab eine meilenlange Kette von Zweikämpfen. Das Ende war, daß Don Juan d'Austria das türkische Admiralschiff nahm und daß im ganzen 30 000 Türken auf den geenterten Schiffen erschlagen wurden. Die Venetianer kämpften unter Sebastiano Vernier, Agostino Barbarigo und Marco Quirini. Die Verluste der Verbündeten waren furchtbar, um so größer aber war die Beute: 130 Schiffe und 373 Kanonen. Außerdem konnten 15 000 Christensklaven befreit werden. Die Venetianer verabsäumten nicht, die Erinnerung an diese glorreiche Schlacht (Hammer-Purgstall nennt sie die bedeutendste seit Actium) im Volke lebendig zu erhalten.

Eine Strecke weiter westlich von Lepanto liegt das aus den Freiheitskriegen denkwürdige Missolunghi. Die Festungswerke, welche Zeugen heroischen Opfermutes waren, gehen langsam ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Der Hafen ist nur kleinen Schiffen zugänglich. Auch sonst ist es auffallend still in der Hauptstadt von Ätolien.

Wenn man von Lepanto nach dem Korinthischen Golf steuert, muß man durch jene weiter oben genannte schmale Seestraße zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes. Man nennt diese Straße die „Kleinen Dardanellen". Es wird angenommen, daß hier die Dorer einst auf Flößen auf das südliche Ufer setzten, um jene keineswegs zum Besten der Kultur ausgefallene Umgestaltung der peloponnesischen Verhältnisse durchzuführen. Der Golf von Korinth ist im Süden von den rauhen, schluchtendurchrissenen arkadisch-achäischen Bergen eingefaßt. Die Wurzelstöcke dieser fast baumlosen Bergterrassen, die nach dem Innern des Peloponnes immer großartigere Formen annehmen, sind auf achäischem Boden im Westen der Erymanthos (jetzt Olonos), im Osten der Aroania (jetzt Chelmos). Das Gestade ist fast hafenlos, und außer Vostitza trifft man keine größere Stadt.

Wer dort hinein in die achäisch-arkadische Wildnis eindränge, träfe zuvörderst das merkwürdige Höhlenkloster Megaspiläon und einige Stunden weiter die Fälle des Styx. Über 1000 m hoch liegt die Stelle, wo man von dem beschwerlichen Reitpfade plötzlich in einen öden Kessel hinabblickt. Hoch auf den zackigen Kämmen hängen schwere Wolken, und durch die Tannenwipfel streichen Nebelstreifen wie blasse Schemen der Unterwelt. Nirgends ein Zeichen des Lebens, überall überwältigende Wildheit der Naturscenerie. Im Hintergrunde des Kessels senkt sich von fast senkrechter Felswand und von einer Höhe von 500 m der Silberfaden eines Sturzbaches in die Tiefe. Das ist der Styx, der Grenzstrom zur Unterwelt. Seine Quelle liegt hoch an der Abdachung des schneebedeckten Chelmos. Kein Haus, kein Mensch, kaum ein Vogel belebt diese düstere Einsamkeit, welche nachdrücklicher als irgend eine andere Örtlichkeit auf griechischer Erde sich der Einbildungskraft des Beschauers bemächtigt.

Von der Styx-Quelle zur Küste niedersteigend, genießen wir noch einmal die wilde Romantik der achäisch-arkadischen Küstenhöhen mit ihren dunklen Wäldern und tief eingerissenen Felsschluchten. Dann aber öffnen sich die Bergwände, und plötzlich tritt der sonnige, blauduftige Golf von Korinth in den Rahmen des Bildes ein. Die Nordküste des Golfes ist mannigfaltig durchbuchtet und hat schöne Uferebenen bei Krissa und Galaxidi, wo sich ein riesiger Olivenwald, der schönste und größte auf griechischem Boden, ausbreitet. Dahinter steht der Parnaß, der Berg der Musen. Wer dort hinaufsteigt, kommt an der Stätte von Delphi vorüber, wo ein griechisches Dorf sich zwischen den Resten der berühmtesten Orakelstätte des Altertums angesiedelt hat und der „Kastalische Quell" noch immer in seinem Felsbecken murmelt. Gerade im Norden ragt der höchste Gipfel des Musenberges, eine Anhäufung von Felsbrocken, von spärlichem Nadelbuschwerk umwuchert.

Als Hochwarte von Griechenland bietet der Parnaß eine der berühmtesten Fernsichten der Welt. Die räumliche Ausschau ist eine solche über „ganz Griechenland". Die Landschaften unmittelbar zu Füßen des Musenberges sind in dunkle Schatten gehüllt, sonnig hingegen zeigt sich die Kulturebene von Krissa, mit dem Korinthischen Golf davor, welcher als ein kleiner Binnensee tiefblau heraufleuchtet. Die Schattenwand dahinter ist das arkadische Hochland mit blauen Zacken und silbernen Schneeflächen. Man überschaut den ganzen Gebirgszug des nördlichen Peloponnes und den Raum zwischen dem Erymanthos und dem höchsten Berge Griechenlands, dem Vardusia, der knapp vor dem Beschauer im Osten steht. Dort erstreckt sich Ätolien, ein Land von unglaublicher Wildheit. Im Norden erhebt sich die Wand des Othrys und darüber ragen Pelion, Ossa und Olymp: eine Pracht, die sich nur genießen, nicht beschreiben läßt. Und dazu der anmutige Gegensatz am östlichen Bildrande! Dort erstrecken sich die dunklen Waldhöhen von Euböa und liegt die böotische Ebene — dieser „Tanzplatz des Ares" — im Sonnenglanz. Die Felshöhe nahe der Fläche des ehemaligen (weil in allerjüngster Zeit trockengelegten) Kopais-Sees ist die Stätte von Orchomenos. Nach Südosten schweift das Auge über Attika hinweg und haftet zuletzt an den Inseln, die wie Schatten in die helle Meeresflur sich hereinschieben.

Am Ostende des Golfes erstreckt sich der schmale Isthmus, welcher einst das stolze Korinth trug, jene Stadt, deren Ruhm und Reichtum alle übrigen Städte von Alt-Hellas verdunkelten. Von all der frühern Pracht, von den Tempeln und Thorhallen, den Erzbildern, Bädern, Brunnen und Cypressenhainen ist alles bis auf wenige kärgliche Reste verschwunden. Nur eine Säulengruppe — nach des Pausanias Beschreibung auf der Stelle des Tempels der Athene Chalinitis — ragt noch aufrecht. Von der „Isthmusmauer", dem gewaltigen Bollwerke, welches man gegen die Perser er-

richtet hatte, sind noch beträchtliche Reste vorhanden. Hinter der östlichen Wallecke erhob sich der berühmte Poseidon-Tempel, in dessen „heiligem Bezirk" die isthmischen Spiele abgehalten wurden, jene Kultusfeste, welche in Pindars Liedern ihre Verherrlichung fanden.

Auffälliger als all die erwähnten Ruinenreste ist ein mächtiger Felssockel, welcher sich dicht über dem heutigen im Aufschwung begriffenen Städtchen Neu-Korinth erhebt. Es ist die einst der Aphrodite geweihte Felshöhe von Akrokorinth. Wir steigen hinauf, wozu etwa eine halbe Stunde nötig ist. Schon während des Emporklimmens machen wir die Wahrnehmung von der Bedeutung dieser Küstenwarte. Das blendende Schneehaupt im Norden ist der Parnaß, das in träumerischen Duft getauchte Wasserbecken im Osten die Bucht von Eleusis, die Stätte des Mysteriendienstes; die blauen Berge im Westen gehören zu Arkadien und bezeichnen den Ort, wo das stygische Wasser durch finstere Schluchten in die Unterwelt hinabrauscht.

Auf der Gipfelhöhe von Akrokorinth nimmt uns ein Thor des venetianischen Mauerringes auf, der wie ein ungeheueres gelbes Diadem die braune Stirne der mächtigen Felsmasse krönt. Der Scheitel ist uneben und man steigt zwischen Steinbrocken zur höchsten Spitze empor. Dort, wo sich die Trümmer einer Moschee befinden, stand — ein seltsamer Gegensatz — der berühmte Tempel der Aphrodite Urania, die am ganzen Nordrande des Peloponnes besonders verehrt wurde. Nun hausen auf der Burghöhe einige hellenische Invaliden, die zwischen den Trümmern von byzantinischen, venetianischen und türkischen Bauten schlafwandeln und von Zeit zu Zeit vom Fieber geschüttelt werden.

Der schmale Isthmus von Korinth, dessen Kanal in diesem abgestorbenen Gebiete neues Leben erwecken wird, böte uns Gelegenheit, jenen zu queren und auf direktem Wege Athen aufzusuchen. Das ist aber unsere Aufgabe nicht. Wir müssen zuvörderst den ganzen Peloponnes umschiffen, also den Korinthischen Golf seeseits wieder zurücklegen und zwischen Zante und Südgriechenland hindurch nach dem peloponnesischen Süden steuern. Es sind hiermit jene drei fingerartigen Halbinseln gemeint, welche vom Festlande ins Mittelmeer hinausgreifen und zwei geräumige Golfe zwischen sich nehmen. Die westliche Halbinsel ist die Messenische, an deren Westseite, also außerhalb des gleichnamigen Golfes, sich die Bucht von Navarino, einer der herrlichsten Häfen der Welt, öffnet, geschützt von einem Kranze von Klippeneilanden. Die Stadt steigt in hellen Terrassen die Uferhöhe hinan und wird von einem Kastell überragt. Das Hauptglied jenes Klippenkranzes ist Sphakteria, die „Insel der Korsaren", wenn man zunächst an Byron denken will. In der Bucht von Navarino wurde mitten im Frieden am 20. Oktober 1827 die türkisch-ägyptische Flotte durch die vereinigten Geschwader Frankreichs, Rußlands und Englands verbrannt.

Von Navarino aus wird das Messenische Südkap und die ganze Steilküste mit dem vorgelagerten Klippen-Archipel umschifft, wobei im Messenischen Golf zuerst die malerische Stadt Koroni mit ihren mittelalterlichen Mauern und Türmen in Sicht kommt. Weiterhin folgt ein ödes, braunes Gestade mit Dörfern, welche kaum bemerkt werden, da sie dieselbe Farbe wie der verbrannte Boden haben. Ab und zu kommt man an einem steilen Vorgebirge vorüber; auf dem einen oder andern steht ein von Mauern umzogenes altes Wachthaus. Eine Flaggenstange und eine Palme, vielleicht ein niederes Rebendach vervollständigen das Bild solcher Küstenposten, die längst ihrer Bestimmung entkleidet sind und langsam dem Verfalle entgegengehen.

Ein wesentlich anderes Bild bietet uns die große Hafenstadt Kalamata, im Hintergrunde des Messenischen Golfes. Die Stadt liegt in einem Paradiese voll der prächtigsten Orangen-, Citronen- und Ölbäume, mit Pinien, Cypressen, Feigenbäumen und einzelnen Palmen. Dennoch ist Kalamata so idyllisch nicht. Am besten ist's mit dem Teile bestellt, der in die Ebene hinausdrängt und Raum zur freien Entwicklung hat. Die Altstadt aber ist eng und winkelig und steigt bergwärts an, von den Ruinen eines mittelalterlichen Kastells überragt. Sie war die Burg Gottfrieds von Villehardouin, des Chronisten des vierten Kreuzzuges und späteren „Fürsten von Morea und Achaia". Nachmals hatten die Türken lange Jahrhunderte in diesem Adlerhorste gehaust und Kalamata bedrückt, bis sie aus demselben für immer vertrieben wurden. Nordwärts von Kalamata erstreckt sich die große Ebene von Messenien, welche auch die Trümmer der einstens mächtigen Stadt Messene enthält. Dieses Hinterland mit dem „hohen Ithome" und dem „Gebirge der Pelasger" ist reich an geschichtlichen Erinnerungen.

Von Kalamata aus führt der Seeweg um das Kap Matapan, das Südende der mittlern (lakonischen) der drei vorher erwähnten Halbinseln. Sie ist erfüllt von den wilden Bergmassen der „Maina", von deren Bevölkerung an anderer Stelle die Rede war; östlich vom Kap Matapan öffnet sich der Golf von Lakonien oder Marathonisi, nach dem gleichnamigen Städtchen so genannt. Vor alters lag unweit hiervon der Hafen von Sparta, Gytheion, ein phönikischer Stapelplatz, in welchem man Purpur färbte und Luxusartikel für die achäischen Fürsten erzeugte. Auf dem Eilande Kranä, dicht bei dem heutigen Marathonisi, steht das befestigte Haus eines Mainoten-Häuptlings. In der Folge wurde Gytheion Kriegshafen von Sparta.

Die Ebene im Norden des Lakonischen Golfes ist versumpft, die Mündung des Eurotas versandet. Den Ostrand des Golfes bildet die Maleasche Halbinsel, die dritte der drei genannten halbinselartigen Verlängerungen des südlichen Peloponnes. Dicht vor ihre Südspitze (Kap Malea) legt sich die Felsinsel Cerigo, das Kythera der Alten. Hat man die schmale See-

straße hinter sich, so tritt man in das Inselgewirre des Ägäischen Meeres. Unser Kurs aber geht nordwärts längs der Küste des Peloponnes, an der uns in der Folge der weite Golf von Nauplia aufnimmt. Die Stadt gleichen Namens, ganz im Hintergrunde der tiefen Einbuchtung, liegt freundlich und hell am Ufer, von der Burg Palamidi — dem „Gibraltar Griechenlands" — überragt und von mittelalterlichen Wallmauern eingeschnürt. Die sieben Bastionen oder Forts führen die Namen berühmter Griechen des Altertums. Die ganze Anlage stammt aus der Zeit der venetianischen Herrschaft. Im Befreiungskampfe konnte diese uneinnehmbare Feste nur durch Aushungerung der türkischen Besatzung bezwungen werden.

Nordwestlich von Nauplia erstreckt sich die weite Ebene von Argos. Sie ist für kulturgeographische Studien vielleicht das bedeutsamste Land am Mittelmeer. Das heutige Argos ist eine weitläufige, dorfähnliche Stadt, deren Häuser zumeist in Gärten stehen und nur im Bazar zu einer Gasse sich zusammendrängen. Man zieht an Lehmmauern vorüber und watet gelegentlich im tiefen Straßenkot, wenn der Regen den Boden aufgeweicht hat. Im Bereiche von Argos befinden sich kulturgeschichtlich merkwürdige Örtlichkeiten: die Burg von Larissa, die uralte pelasgische Zwingburg, in der Ebene selbst; weiter der Burghügel von Tiryns (das „mauerumwallte" bei Homer) und im Norden (bereits im Gebirge) die Stätte von Mykenä. Die uralten Geheimnisse der beiden letztgenannten Örtlichkeiten sind durch Schliemann zum Teil enträtselt worden. Es sind die Schauplätze des ältesten griechischen Lebens. Von Mythennebeln umwallt und selber noch eine solche mythische Gestalt, zu der die Geschichte die rohen Umrisse geliefert hat, ragt aus allen Schattenbildern Agamemnon, Atreus' Sohn, hervor. Unter ihm, dem Sprossen des fluchbeladenen Atridengeschlechtes, und seinen Nachfolgern wurde das „wohlgebaute, goldene Mykenä" eine Stätte der Greuel.

Die große Argolische Halbinsel, welche einerseits zum peloponnesischen Festlande, andererseits zur Attischen Halbinsel parallel nach Südosten verläuft, schließt mit letzterer den Golf von Ägina ein, das schönste Meeresbecken Griechenlands. In der Mitte desselben liegt die Insel Ägina, etwas weiter nach Norden geschoben und hart an die Küste von Attika herantretend Salamis (jetzt Kuluri), das seeseits die Bucht von Eleusis abschließt. Diese letztere Bucht ist also ein Abschnitt des vorgenannten Golfes und steht durch die Meerenge von Salamis mit dem Piräus, dem Hafen von Athen, in Verbindung. Es ist der Kanal, in welchem am 20. September 480 v. Chr. jene denkwürdige Seeschlacht stattfand, in der die persische Flotte des Xerxes von der athenischen unter Themistokles überwunden wurde.

Am eleusinischen Gestade aber zieht eine Landstraße, die mit der Richtung der alten „heiligen Straße" — dem Wege nach dem Mysterientempel der Demeter — fast durchweg zusammenfällt. Die Straße ist fast verlassen,

aber das Murmeln der Strandwellen benimmt ihr den Charakter der Einsamkeit. Auch einige Leute aus dem albanesischen Dorfe Lessina (so heißt jetzt Eleusis) treten uns in den Weg und grüßen freundlich, indem sie uns mit ihren großen dunklen Augen neugierig ansehen. Wenn man eine Strecke zurückgelegt hat, sieht man in den Kanal von Salamis hinein. An diesem Wegabschnitte wurde offenbar der Staubwirbel gesehen, der sich während der Schlacht erhob und aus dem ein geheimnisvoller Jubelruf erscholl. Darauf senkte sich die Wolke auf die Hellenen herab, und ihre Flotte siegte. Jener Ruf war das „Iakchos", welches die eleusinischen Wallfahrer ausstießen, wenn sie begeistert und myrtenbekränzt auf der heiligen Straße nach dem Tempel der Demeter zogen.

Ihre Spur führt, wie erwähnt, nach dem Piräus. Indes ist die Ankunft eines Reisenden daselbst auf dem Landwege eine große Seltenheit. Die gewöhnliche Zufahrt erfolgt zur See, im Angesichte der Attischen Halbinsel, auf deren äußerstem Ende — dem Kap Sunion — der Säulenrest des Heiligtums der Athene Phonoia steht. Dahinter grüßt im Sonnenglanz die Felshöhe der Akropolis von Athen mit dem rostbraunen Parthenon. Die Einfahrt in den Piräus erfolgt von Westen her, durch das Thor zwischen zwei hart zu einander tretenden Hafendämmen. Vor uns steigt auf sanftgewölbten Uferhöhen die Stadt empor, welche im Süden und Osten von niederen Höhen überragt wird, im Norden aber in die weite, grüne Gartenebene hinausdrängt. Alle Gebäude sind neu; vor 50 Jahren standen an diesem Ufer nur die rauchgeschwärzten Reste eines Klosters und einige Bretterbuden. Die Gassen verlaufen in schnurgerader Linie und schneiden sich in rechten Winkeln. Am Hafenrande füllen und leeren sich die Warenhallen, und im Nordwesten der Stadt sehen wir den Bahnhof des Schienenweges, welcher den Piräus mit Athen verbindet.

9. Athen.

Gewiß drängt es jeden, der im Piräus anlangt, nach jener Stadt, deren Boden nächst dem von Rom vielleicht der bedeutsamste und denkwürdigste in Europa ist. In dem Augenblicke, da wir in das Weichbild von Athen gelangen, werfen wir einen Blick nach rechts, von wo der graue Hymettos herübergrüßt, näherzu die kahle Kante des Museion-Hügels die azurne Luft durchschneidet und die Höhe der Pnyx zu uns sich herabsenkt. Jetzt wenden wir um den Nymphenhügel herum, auf dessen Scheitel die Sina'sche Sternwarte steht, und gewahren dahinter die massige, durchfurchte, kahle Höhe des Areopags, darüber, im goldenen Sonnendunst — wie ein Märchengebilde aus längst entschwundenen Zeiten — die Akropolis mit ihrem verworrenen Säulenrost, zwischen dem das flammende Firmament

Fig. 37. Athen.

hindurchglüht. Ein tiefer Einschnitt entrückt uns plötzlich dieses Bild. Dann hält der Zug stille; wir sind in Athen (Fig. 37).

Wenn wir vom Bahnhofe aus die mit der „Äolusstraße" im rechten Winkel sich schneidende „Hermesstraße" betreten, sind wir mitten im Volksgewühl. Lärmende Griechen drängen an uns vorüber, Karossen wirbeln Staub auf, und aus den Schenken dringen laute Stimmen. Es sind offenbar die neuhellenischen Kannegießer, denen die Weisheit der Staatslenker in gleichem Maße zu schaffen giebt, wie in alter Zeit, da man gegen Perikles intriguierte und Phidias der Unterschlagung des zur Bekleidung der Athene Parthenos bestimmten Goldes verdächtigte.

Am Ostende der Hermesstraße stoßen wir zunächst auf Gartenanlagen, hinter denen ein ansehnlicher, in seiner Gesamtwirkung leider etwas nüchterner Bau sich erhebt. Es ist das königliche Schloß, das uns auf dem ganzen Wege durch die Hermesstraße vor Augen lag. Die Plattform, auf der es steht, erhebt sich hoch genug, um von ihr aus einen großen Teil der Stadt zu überblicken. Im Osten und Süden erstreckt sich der herrliche Schloßgarten, ein Werk deutscher Kunstgärtner. Es ist eine exotische Pflanzeninsel, in der Nachtigallen nisten. In den kühlen Schattengängen giebt es köstliche Durchblicke nach dem Hymettos, nach den hoch aufragenden Säulen des Zeustempels und auf das Meer.

Von der Schloßterrasse aus ist der dankbarste Spaziergang wohl derjenige in die Neustadt. Sie zieht sich den flachen Abhang des Lykabettos hinan und ist auf der Stadtseite durch die Stadiongasse begrenzt. Die Hauptverkehrsader ist der „Boulevard", an welchem fast alle öffentlichen Gebäude und Anstalten liegen, durch deren Schöpfung das moderne Griechentum sein geistiges Erwachen und moralisches Erstarken bethätigt hat. Es sind dies die Akademie der Wissenschaften, die Universität, die Nationaldruckerei, das Parlamentsgebäude, die Bank, das Polytechnikum u. s. w. Die hervorragendste Straße des nordwestlichsten Teiles der Neustadt ist die „Piräusstraße", von der aus wir schießlich, zwischen Gärten, Mauern und Mauerresten weiterwandelnd, den Nordwestrand der Stadt erreichen.

Vor unseren Blicken dehnt sich nun der bleichgrüne Olivenwald aus, welcher Athen im Nordwesten umgürtet. Dort lag vor alters im Platanenschatten begraben die „Akademie", wo die Platonische Schule ein Jahrtausend lang bestand, und erhob sich der Altar des Prometheus, an welchem die Jünglinge Athens vor dem bekannten Fackellaufe nach dem Kerameikos ihre Fackeln anzündeten. Das Gartenland von Feigen-, Oliven- und Mandelbäumen mit dazwischen ragenden hohen Silberpappeln ist noch immer herrlich, sinnerfrischend. Die duftenden Obstblüten sind noch immer so erquickend, wie zur Zeit, da auf dem Kolonos, der uns zur Rechten liegt, der blinde Ödipus sein Leben beschloß. Von der Spitze des Kolonos,

den einst Poseidons Hain bedeckte (heute stehen nur etliche Bäume dort) und auf dem jetzt das weiße Marmordenkmal des deutschen Hellenisten Ottfried Müller aufragt, hat man den herrlichsten Ausblick auf Athen mit der Akropolis im Hintergrunde.

Wir aber steigen zu den Weingärten, welche den Kolonoshügel umgürten, herab und schlagen einen Feldweg in östlicher Richtung ein, so daß wir auf die Patissiastraße und auf ihr ans Nordende der Stadt gelangen. Die Dämmerung ist bereits auf die belebte Stadt herabgesunken. In das Flammenmeer der Straßenlaternen spielen die silbernen Lichter des attischen Sternenhimmels. Es ist modernes Leben, das um uns rauscht, aber von jener typischen Lebhaftigkeit, wie sie den Ländern des Südens eigentümlich ist. Wir suchen unsern Gasthof auf und genießen noch geraume Zeit in einem der Lauschplätzchen seines Gartens den unvergänglichen Zauber der attischen Sternennacht, dem selbst die nüchternste Seele sich nicht zu entringen vermag. Zauberisches Licht verklärt die zackige Felshöhe des Lykabettos, über den nun die Mondesscheibe emporsteigt. Hoch zu Häupten hängen groß und golden die ewigen Ampellichter des Firmaments, und die Seele fühlt sich bewegt, als schwebte sie an Geisterfesseln durch lichte Räume. Traumhaft gleiten die glanzvollen Erscheinungen der Vorzeit vorüber, keine Schattenbilder, sondern lebensvolle Gestalten: ein anderer panathenäischer Festzug.

In früher Morgenstunde sind wir wieder auf den Beinen und durchwandern diesmal die Altstadt unmittelbar unter der nördlichen Steilwand der Akropolis. Dort finden wir vieles Volk, welches durch die engen Gassen nach dem Markte drängt, zwischen den Resten des alt-athenischen Rathauses herumlungert oder vor der „Gigantenhalle“ lärmend auf und ab wogt. Das Bild ist voll südlicher Lebhaftigkeit, Wärme und Farbe, wie es anderwärts nur Neapel zu bieten vermag. Was uns in diesem Stadtteile fesseln könnte, wären die vielen byzantinischen Kirchen, deren schönste die „Kapnikarea“; an diese schließen sich die neue Kathedrale, die aus antiken Fragmenten aufgeführte alte Kathedrale und die Kirche des hl. Theodoros an. Andere Kirchen drängen sich auf dem Raume zwischen dem uralten „Turme der Winde“ und dem Theseustempel zusammen.

Unter den Neubauten erregt besonders das Parlamentsgebäude unsere Aufmerksamkeit. Es ist die Stätte, wo die Pallikaren-Enkel ihre Kraft in rednerischen Kämpfen erproben, wie es ihre Vorfahren auf der Rennbahn oder in der Faustkampf-Arena gethan. Gleichwie die Homerischen Helden, ehe sie zum Kampfe schritten, in längeren, nicht eben schmeichelhaften Anreden einander zu begrüßen pflegten, also auch die in den Wahlkampf eintretenden Kandidaten: in Programmen und Wahlaufrufen, in den Parteiorganen der Regierung und der Opposition. Von Vaterlandsverrat, von Verfassungsbruch, von Verschleuderung der Staatsgelder, von Entsittlichung

der Beamten und des Heeres schreit man hier; von Revolutionären und Tollhäuslern schreibt und redet man dort. Das ganze politische Leben Griechenlands ist krank; das heiße politische Fieber zehrt am innersten Marke der Nation und durchdringt alle Adern des staatlichen Organismus.

Und doch ist dieses Volk so frisch und lebensheiter! Eine Festfreude ohne Gesang und Tanz ist heute auf athenischem Boden ebensowenig denkbar, wie in der Zeit des Perikles. Aber es ist kein wilder, lärmender Gesang und kein plumper Bauerntanz, wie wir ihn von anderwärts her kennen. Der Grieche tanzt leicht und anmutig, er schwebt förmlich über dem Boden. Klarinette und Violine bilden das Orchester, und zuweilen fällt ein Tamburin mit dumpfen Taktschlägen ein. Ein solches Tanzfest unter dem herrlichen Himmel Athens ist ein Bild von außerordentlicher malerischer Wirkung. Schön ist es auch, wenn die festlich geputzten Leute hinausziehen ins Freie, in den Akademos-Hain, oder nach Kephisia, dem Sommerheim der modernen Athener, mit Kaffeeschenken im Platanenschatten, am Westfuße des Pentelikon; oder nach Patissia, wo sich die freundliche Gastwirtschaft eines Mannes befindet, der den nicht sehr hellenisch klingenden Namen „Fischer" führt. Vielleicht steigt der fremde Gast auch auf den Hymettos, oder doch bis zum Kloster Kaisariani, wo ihm die gastfreundlichen Mönche auf einem schattigen Plätzchen Trank und Speise darbieten. Ein Schlemmermahl ist es freilich nicht, und den edlen Honig, mit dem einst die Hymettos-Bienen den jungen Plato labten, wird der Gast schmerzlich vermissen. Aber die Ausschau über ganz Attika bis zum Schneegipfel des Parnaß und weit übers Meer ist eine der prächtigsten und ergreifendsten auf griechischem Boden.

10. Das Ägäische Meer.

Der Abschnitt des Mittelmeerbeckens, welchen wir das „Ägäische Meer" nennen, stellt die räumliche Verbindung zwischen Südost-Europa und Vorderasien her. Dieser Umstand genügt, um die Bedeutung dieses Meeresabschnittes zu kennzeichnen. Er hat die ältesten Völkerzüge von Asien nach Europa vermittelt und war der Schauplatz jahrhundertelangen Ringens der Machthaber zweier Erdteile. Diese Rolle hat das Ägäische Meer, begünstigt durch seine dichten Schwärme von Inseln und Eilanden, so zu sagen bis auf diesen Tag fortgespielt.

In seiner geographischen Umgrenzung breitet sich der genannte Meeresabschnitt zwischen dem östlichen Teile der Balkanhalbinsel im Norden, Grieland im Westen, Kleinasien im Osten und der langgestreckten Insel Kandia im Süden aus. Die Küste von Thrakien (jetzt Rumelien genannt) ist — von dem flachen, versumpften Mündungsgebiete der Maritza abgesehen — ein buchtenreiches Hochufer. Der an der Mündung des Mesta begin-

nende makedonische Küstenrand ist in erster Linie ausgezeichnet durch die große Chalkidische Halbinsel, welche aus der flachen festländischen Ebene nach der Seeseite hin rasch ansteigt und sich an dem Endpunkte der östlichen der drei fingerartig ausgreifenden Halbinseln im Berge Athos (Hagion Oros) bis 1935 m Seehöhe erhebt. Auf der Westseite greift die vorzüglich geschützte Bucht von Saloniki tief ins Festland hinein, worauf die Küste nach Süden und in der Folge nach Südosten abschwenkt.

In diesem Küstenabschnitte — dem makedonisch-thessalischen — treten bereits mächtige Gebirge hart an die Küste heran, deren bedeutendste Olymp und Ossa sind. Zwischen ihnen öffnet sich die romantische Enge des Salambria-Flusses, im Altertum als „Thal Tempe" gefeiert. Noch weiter im Süden erstreckt sich das dörferreiche Pelion-Gebirge als hochrückige Halbinsel, die sich an ihrem Ende einwärts krümmt und den herrlichen Golf von Volo bildet, mit Ausnahme eines schmalen Seethores ein rings von Land eingeschlossenes, geräumiges Wasserbecken. Dem Seethore selbst liegt das Nordende der großen Insel Euböa (Negroponte) vor. Zwischen ihr und dem griechischen Festlande windet sich ein schmaler Meeresarm hindurch, welcher die Verbindung mit dem Meeresabschnitte herstellt, der zwischen jener Insel und den griechischen Nordostprovinzen sich erstreckt. Hier ist die Küste hafenreich, aber vereinsamt. Bei den berühmten Thermopylen ist Sumpffeld. Bei der durch ihre regelmäßig wechselnden Gegenströmungen merkwürdigen Meerenge von Euripos tritt die Insel Euböa so nahe an das Festland heran, daß beide miteinander durch eine Brücke verbunden werden konnten.

Das Ägäische Meer ist, wie bereits hervorgehoben, ausgezeichnet durch seine reiche archipelagische Gliederung. Der thrakischen Küste sind die Eilande Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos, der thessalischen Küste die „Nördlichen Sporaden", dem nordgriechischen Festlande die ebengenannte große Insel Euböa vorgelagert. An letztere schließt sich nach Südosten hin das Inselgewirre der Kykladen. Wohl nur geographisch, nicht aber geologisch lassen sich die östlich der Kykladen liegenden, der Küste von Kleinasien vorgelagerten Inseln der „Südlichen Sporaden" von jenen trennen. In der Tertiärperiode sank das Land, an dessen Stelle derzeit das Ägäische Meer flutet, und blieben nur die höchsten Punkte als Inseln zurück (vgl. S. 8). Da aber gleichzeitig die Hebung Kleinasiens und das Aufsteigen vulkanischer und neptunischer Inseln erfolgte, zeigen sich in der Gesamtheit der fraglichen Inselbildungen wesentliche geologische Unterschiede. Vormals im Zusammenhange mit dem Urgebirgsfestlande standen: Thasos, Samothrake, Imbros, Lesbos, Samos u. a. einerseits und teilweise die Kykladen andererseits, während Kandia, Karpatho, Rhodos u. a. der Kreide-Epoche angehören. Vulkanische Eilande sind: Santorin, Milo, Polinos, Nisyros, welche in der Tertiärperiode durch langsame Hebung entstanden.

Die südlichen Sporaden, die geographisch zu Asien gehören, kommen später zur Sprache; wir wenden uns sofort den Kykladen zu. Ihr räumlicher Mittelpunkt ist Syra mit der Hauptstadt Hermupolis, welche unter den Handelsstädten Griechenlands den ersten Platz einnimmt. Wie Lichtstrahlen in einem Brennglase laufen hier die Kurslinien der Hochseeschiffe, Küstenfahrer und Dampfer zusammen. Kein Wunder also, daß der Mastenwald in dem geräumigen, sturmgeschützten Hafen von Tag zu Tag nur wenig sich lichtet. Hinter diesem Mastengewirre dehnt sich die neue Stadtanlage am flachen Gestade aus. Hier herrscht ungemein reges Leben. Kaffeebuden und Weinschenken sind überfüllt, die Straßen bevölkert. Das Lärmen und Drängen zu Zeiten ist fast verwirrend. Der malerische Stadtteil, der im Hintergrunde an dem steilen Küstenhange emporklettert, in Dreiecksform mit einer Kirche an der Spitze, ist Alt-Syra, auch das „katholische Syra" genannt. Das Innere der Insel ist nicht weiter bemerkenswert.

Rings um Syra schließt sich der Inselkranz des Kykladen-Archipels. Die Reihe eröffnet Andro (im Altertume Andros). Sie ist die nördlichste der Kykladen und nur durch einen schmalen Kanal, die sogenannte Oro-Passage, von Euböa getrennt. Es ist ein fruchtbares Eiland, auf dem in den Ebenen zu beiden Seiten des die Insel durchstreichenden Gebirgszuges Ackerbau und Weinkultur betrieben wird. Die heutige Hauptstadt Andro, welche nichts Malerisches besitzt, befindet sich auf der Ostküste, während das alte Andro auf der Westküste lag. An dieses Eiland schließt sich im Südosten Tino (früher Tenos) an, das berühmt ist wegen seiner ganz von weißem Marmor aufgeführten, innen von Gold und Silber strahlenden Wallfahrtskirche der Panagia Evangelistria. Von dem einstigen venetianischen Hauptorte der Insel, Exoburgo, sind nur einige Trümmer vorhanden. Immerhin sind sie besuchenswert, namentlich die Reste des Kastells auf der Uferhöhe, von der aus man einen herrlichen Rundblick auf den ganzen im Südosten, Süden und Westen liegenden Inselschwarm des Archipels genießt.

Im Südosten von Tino liegt Mykono (früher Mykonos), der Schauplatz des Kampfes zwischen Herakles und den Giganten; dicht daneben liegt Delos. Weiter im Süden stoßen wir auf Naxia (früher Naxos), die größte der Kykladen, reich an romantischen Landschaften und außerordentlich fruchtbar. Auf Naxos spielt die Sage von Ariadne und dem ungetreuen Theseus. Um die Insel breitet sich ein Kranz von Eilanden, die, außer Paro (Paros), von geringem Belang sind. Paro ist berühmt wegen seiner seit 1844 wieder eröffneten Marmorbrüche, welche das Baumaterial zu den schönsten Tempeln und anderen großartigen Bauwerken des Altertums geliefert hatten. Die Hauptstadt Paroikia liegt sehr malerisch, ist aber im Innern verwahrlost. Sie hat eine uralte, angeblich von der Kaiserin Helena gegründete Kirche. — Die übrigen um Naxos sich schließenden

Eilande sind: Rio (Jos), Amurgo (Amorgos) mit der Schloßruine der früheren Herzoge; berühmt wegen seines wunderthätigen Marienbildes ist das von Alexios Komnenos gestiftete Kloster der Panagia Chozobiotissa in einer großen Grotte, eine Stunde von der Hauptstadt entfernt. — Sikio (Sikinos) ist ein Eiland voller Feigenhaine und Rebendächer; sein ehemaliger Apollo-Tempel wurde zu einer Kirche geweiht.

Wir kommen nun zu einer der merkwürdigsten Inseln des Archipels. Es ist Santorin (früher Thera), die südlichste der Kykladen[1]. Die Hauptinsel erhebt sich an der Innenseite des Kraterrandes mit 3—400 m hohen Wänden. Während ein Schiff mit dem Vorderende am Ufer liegt, findet man am Hinterende keinen Grund mehr. Ein Zickzackweg führt an den Aschenwänden hinauf zu dem heutigen Hauptorte, der auf dem äußersten und höchsten Rande liegt. Nach Osten hin dacht die Insel mit ihrer Bimssteindecke allmählich ab und hat zahlreiche Dörfer in ihren Schluchten. Besonders üppig gedeiht auf diesem Boden die Weinrebe — die ganze Insel ist nichts anderes als ein Weingarten —, welche den vortrefflichen Vino Santo liefert, der nächst dem Kypernweine der gesuchteste in der Levante ist.

Von Santorin kommen wir, nach Westen vordringend, zur Insel Milo (Melos). Das Eiland, gleichfalls vulkanischen Ursprunges, stellt einen nach Nordwesten offenen Kraterring um seine eigene Hafenbucht dar mit Gebirg auf dem Südwestende. Was Milo von älteren Resten heute noch besitzt, sind wesentlich nur die in vulkanischem Tuff angelegten Grabkammern, oft reihenweise übereinander und mit vertieften Leichenbetten auf den Seiten jeder Kammer. Diese sind vollständig ausgeraubt. Außer mannigfachem Goldschmuck fand man hier gelegentlich auch Skarabäen[2]. Melos war phönikisches Land und wurde von Byblos aus besetzt. Bekannt ist aus späterer Zeit das furchtbare Gericht, das Athen über die abgefallene Bevölkerung von Melos verhängte. Alle Männer wurden hingerichtet und der Rest der Bewohnerschaft als Sklaven verkauft. Neuerdings ist das Eiland durch die nach ihm benannte hier aufgefundene Venus — die Perle des Louvre-Museums in Paris — berühmt geworden.

Wenn wir der westlichen Inselschnur des Archipels aufwärts folgen, kommen wir zunächst nach Siphanto (Siphnos) und weiter nach Serpho (Seriphos), einem steinigen Eilande, das in römischer Kaiserzeit ein gefürchteter Verbannungsort war. Der heutige Ort hängt hoch oben auf steilen Klippen, an Stelle der alten Stadt. Seine schmutzigen Berggäßchen bevölkern Schweine in förmlichen Rudeln. Auf Seriphos wurde Perseus ver-

[1] In betreff der vulkanischen Vorgänge auf dieser Insel verweisen wir auf S. 22.

[2] Schmuck- und Siegelsteine meist mit Nachbildungen des Heiligen Käfers (Scarabaeus), der bei den Ägyptern als ein Sinnbild der Sonne und der Weltschöpfung galt.

ehrt, der Sohn der Danae, die, nach der Sage von ihrem Vater Akrisios in Argos samt ihrem Kinde im schwimmenden Kasten ausgesetzt, nach dieser Insel gelangt war. Der erwachsene Perseus, welchen der König der Insel auf Abenteuer schickte, brachte das Haupt der Medusa heim und versteinerte damit König und Insel. Daher ihr öder, trauriger Zustand.

An Serpho schließt sich nordwärts Thermia (Kythnos) und hieran, im Raume zwischen der Insel und dem Südende von Attika, Zea (Keos). Sie ist die ruinenreichste der Kykladen. Im Altertum waren vier Städte der Insel bewohnt: Julis, die wichtigste, der Geburtsort des Dichters Simonides; Koressia, viel genannt wegen ihres Apollo-Tempels; dann Karthäa und Poiessa — Städte, die in Strabos Zeit nicht mehr bewohnt waren. Das bemerkenswerteste Denkmal ist ein gewaltiger Löwe unfern der Trümmer von Julis. Das alte, verfallene Schloß stammt aus der Frankenzeit her. Damals hatten sich venetianische Abenteurer auf der Insel eingefunden und dieselbe für sich in Anspruch genommen. Die Nachkommen dieser Abenteurer blieben 330 Jahre (bis 1537) in dem ererbten Besitze, bis die Insel von dem osmanischen Seehelden Khaireddin Barbarossa erobert und mit Feuer und Schwert verwüstet wurde.

Seinen natürlichen Abschluß findet das Ägäische Meer im Süden durch die große und langgestreckte Insel Kandia. Bei der Annäherung von Norden her treten die vielen Eilande des Kykladen-Archipels zu nahe an Kandia heran, um dieses unvermittelt dem Beschauer vor Augen zu führen. Wesentlich anders verhält es sich, wenn man von Süden, d. h. vom offenen Mittelmeer her an die Insel herankommt. Es ist dies beispielsweise auf der Fahrt von Alexandrien nach Griechenland der Fall. Dann schweben allmählich sonngerötete Felszacken über die Meeresfläche empor; andere Hochgipfel folgen, von denen der nähere jener „Ida" ist, welcher als der Geburtsort des Zeus galt. Alle blauduftigen Höhen, weitgestreckt bis zum äußersten östlichen Gesichtskreis, gehören zu Kandia. Man bekommt nun die richtige Vorstellung von dieser größten aller griechischen Inseln, welche sich gleich einem ungeheuern Damme zwischen dem offenen Mittelmeere und der Ägäischen See erstreckt, als wollte sie diese von der übrigen Welt abschließen. Die Bedeutung des antiken Kreta war, wie wir an anderer Stelle (S. 73) erfahren haben, gleichwohl keine ausschließende, sondern eine vermittelnde. Auf der Insel berührten sich durch das Einströmen der semitischen Pelasger und Phöniker einerseits und der Dorer andererseits die abendländischen und die morgenländischen Gedankenkreise.

Auf Kandia hat sich an einer Stelle das Dorertum unverfälscht in der antiken Wildheit und Ursprünglichkeit erhalten, in der „Sphakia" nämlich, dem „Weißen Gebirge" im äußersten Westen der Insel. Dort trug man noch bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts Pfeile und Bogen und tanzten

die Krieger die „Pyrrhicha", den uralten Waffentanz der Kureten. Dabei sind die Sphakioten von ungestümer Tapferkeit, welche im Einklange steht mit ihrer vielgerühmten Sittenstrenge. Mit einer tiefen und starken Religiosität verbinden sie allerdings einen krassen, von heidnischen Elementen durchtränkten Aberglauben und einen leidenschaftlichen Drang zur Blutfehde, welcher den ohnedies nur einige tausend Köpfe zählenden Volksstamm häufig genug gespalten und entzweit und gegenüber den Mohammedanern der Insel ohnmächtig gemacht hat.

Wenn man von kandiotischen „Mohammedanern" spricht, so ist zu bemerken, daß damit keine Türken, sondern moslimische Griechen gemeint sind. Ihrer Abstammung nach ist also die Bevölkerung der Insel eine einheitliche, nicht aber in Bezug auf ihr Glaubensbekenntnis. Die zwei Jahrhunderte (seit 1669), in welchen Kandia türkisches Besitztum ist, haben ausgereicht, wenigstens in den zugänglichen Gebieten alles Leben zu ertöten, und die Bevölkerung, welche auf eine dreitausendjährige Geschichte voll erhebender Züge und glänzender Erinnerungen zurückblicken darf, in den Staub zu treten. Unter diesem Drucke ist im Laufe der Zeit ein großer Teil der kretischen Griechen zum Islam übergetreten. Es waren hauptsächlich die Sphakioten, welche in ihrem wilden Alpenlande dieser Vertürkung mit Erfolg sich erwehrten. Dort führen von dem Halbrund der Küste beschwerliche Pfade durch stundenlange Felsengen nach jenem Hochlande, wo der in sich völlig abgeschlossene Stamm seine uralten Sitten und Lebensgewohnheiten erhalten und ein starkes Freiheitsgefühl bewahrt hat.

Zur Neubelebung von Hoffnungen fehlen nie die Anlässe. Wie die benachbarte Insel Santorin, auf welcher die vulkanischen Kräfte beständig rumoren, gerät auch Kreta alle paar Jahre in Bewegungen anderer Natur. Seit dem letzten großen Aufstande von 1867 bis 1869 ist dieses Schauspiel auf der Tagesordnung. Es hat nichts genützt, daß in jenen Jahren die osmanischen Truppen furchtbar hausten und die betrunkene Soldateska Tag für Tag Schrecken in den Städten verbreitete. Wenn damals zur Nachtzeit das wilde Geheul in die Wohnungen hereingrollte, zitterten Kinder und Weiber um ihr Leben. Zur Sühne freilich ließen auch die Sphakioten es an Grausamkeiten nicht fehlen. Das entsprach ihrer Natur und dem uralten morgenländischen Sprichworte: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn". Immerhin hat seit damals wenigstens auf seiten der Türken eine mildere Praxis Platz gegriffen.

An frühere Kämpfe der grimmigsten Art — freilich unter anderen Umständen entbrannt — erinnern die Küstenstädte. Wenn man in den seichten Hafen des Hauptorts, der Stadt Kandia, einläuft, sieht man ringsum die gewaltigen venetianischen Festungswerke, deren Verteidigung durch die Soldaten der Republik denkwürdig für alle Zeiten geworden ist. Drei Jahre

(1667 bis 1669) währte die Belagerung, bei welcher die Venetianer 30 000 Mann verloren, 50 000 Kanonenkugeln verschossen, während die Angreifer die eiserne Taufe mit 40 000 Kanonenkugeln, 15 000 Bomben und 20 000 Granaten erwiderten. Heute ist es still in diesem Hafen; die Mauern sind in Verfall, die venetianischen Paläste liegen seit zwei Jahrhunderten in Ruinen. Dazwischen erheben sich mohammedanische Buden, von Palmen beschattet. Einige Stunden von der Stadt entfernt liegt Gnosos, die Stätte des weltberühmten Labyrinths. Dort, in der idyllischen Einsamkeit mit ihrem Pflanzenreichtum, geht der Geist des Königs Minos um, der Kreta zu einem der blühendsten Kulturstaaten der Alten Welt gemacht hatte, und von welchem die Griechen träumen, daß es einst wieder so sein werde.

Von den Küstenrändern, welche die europäische Begrenzung der Ägäischen See bilden, darf einzig die Chalkidische Halbinsel Anspruch auf nähere Beachtung erheben. Von den drei fingerartig ausgreifenden Halbinseln ist jene von Akte weitaus von größter Bedeutung. Ihr sturmgepeitschtes Vorgebirge wird von den Schiffern gefürchtet, ihre waldigen Höhen und gartenähnlichen Thalmulden sind für den Strenggläubigen der morgenländischen orthodoxen Kirche der Inbegriff irdischer Glückseligkeit. Es ist dies der heilige Berg Athos selbst, das Hagion Oros der griechischen Welt und deren religiöser Mittelpunkt. Über 2000 m steigt die waldumgürtete Kegelspitze am Südende der Halbinsel empor. Hier, wo noch das Sonnengold glüht, wenn Klöster und Wälder in der Tiefe längst in düstere Dämmerung getaucht sind, sah man, wie die Griechen erzählen, das erste Zeichen von der herannahenden Befreiung vom Türkenjoch. Ein Lichtkreis schwebte nämlich auf den ehrwürdigen Scheitel herab, von einem Mönche beobachtet, der eben im Begriffe war, seiner Andacht nachzugehen. Dies ereignete sich im Jahre 1820, und kurze Zeit hierauf brach der Griechenaufstand los, an dem sich auch die Bewohner der Chalkidischen Halbinsel beteiligten. Aber die Vergeltung seitens der Türken war stärker als die Hoffnung der Empörer. Die Truppen des Paschas von Saloniki ertränkten die Freiheitsbewegung im Blut und vernichteten den Wohlstand der Bewohner auf mehrere Jahrzehnte hinaus.

Auf Athos waltet an der Grenze des Klostergebietes ein Wächter seines Amtes. Von hier sind es vier Stunden bis Karyäs, dem Verwaltungs-Mittelpunkte der Halbinsel und Sitz der Heiligen Synode, welche die inneren und äußeren Angelegenheiten der Klöster leitet. Dieser Mönchs-Kongreß setzt sich aus den Abgeordneten der 22 Klöster und vier Oberen (Verwaltern) zusammen, aus welch letzteren der jeweilige Präsident, oder wie er officiell heißt: „der Erste auf dem Athos", hervorgeht. Jede Woche findet ein Kongreß statt. Die Angelegenheiten zwischen ihm und der Pforte werden durch einen türkischen Beamten, den einzigen auf der Halbinsel, vermittelt.

Karyäs liegt fast in der Mitte der Halbinsel, auf deren Scheitelkamm, dem entlang sich der Weg wie ein helles Band bis zur fernen Kegelspitze des Athos hinzieht. Die Klöster selbst liegen zur Hälfte an der Nord-, zur Hälfte an der Südküste, mehr oder weniger malerisch auf Felshöhen hängend, oder in Waldschluchten vergraben, durch welche muntere Bergwasser rinnen. Sie, wie die zu ihnen gehörigen zahlreichen Kirchen und Kapellen sind insgesamt im byzantinischen Stil erbaut und einige von ihnen fast ein Jahrtausend alt.

Nichts ist entzückender als eine Wanderung von Kloster zu Kloster unter den herrlichen Laubdomen von Platanen, Buchen und immergrünen Eichen, oder durch dichten Hasel- und Lorbeerbusch, oder im Schatten parkähnlicher Pinien- und Tannenwildnis, oder über die alpenfrischen, von Sturzbächen durchrieselten Grasflächen. Die Schluchten sind von prachtvollen Obstgärten, Nuß- und Olivenhainen erfüllt. Am Klippenhange dehnen sich Rebengärten, oder ragen ernste Cypressen auf, oder wuchert Rosengestrüpp. Wo die weißgrauen Felsschroffen ragen, steigen dichte Epheuwände empor, damit auch ihnen das grüne Kleid nicht fehle. Köstlich ist die balsamische Luft, die über die Kastanienkronen streicht, köstlich das Farbenspiel des Meeres, das in die Buchten hereinbrandet. Die Feiertagsstille und das beschauliche Leben der Athoniten erhöhen diesen Zauber.

Neben der Halbinsel Hagion Oros spielen die beiden anderen, Longos und Kassandra, eine untergeordnete oder richtiger gar keine Rolle. Im Altertum war es freilich anders, denn während damals die Halbinsel Akte nur unansehnliche Ortschaften und die heidnischen Kultusstätten pelasgischer und tyrrhenischer Ansiedler besaß, schmückten die Gestade von Sithonia (Longos) und Pallene (Kassandra) eine Reihe hervorragender griechischer Kolonialstädte, deren Lage man heute genau kennt und von denen sich noch immer, freilich sehr spärliche, Spuren vorfinden. Im Gegensatze zu der dichten Pflanzendecke, deren sich das Hagion Oros erfreut, sind die beiden anderen Halbinseln fast kahl, nur hin und wieder mit einer Waldinsel geschmückt oder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt.

Im Westen der Chalkidischen Halbinsel, in der Tiefe eines prachtvollen, geräumigen Golfes liegt Saloniki, die bekannteste und am meisten besuchte Stadt Makedoniens, als hervorragende Handelsstadt und Ausgangspunkt eines wichtigen Schienenweges, zugleich die hervorragendste Stadt der ganzen südlichen Balkanhalbinsel, von Griechenland abgesehen. Die Stadt genießt den Ruf, nächst Konstantinopel die schönsten Moscheen zu besitzen. Sie waren vormals insgesamt christliche Kirchen und haben die Stürme überdauert, von welchen das frühere „Thessalonike" wiederholt heimgesucht wurde. Vom Meere gesehen, macht die Stadt, welche amphitheaterartig an dem Berge Kortia emporsteigt, einen überaus malerischen Eindruck, der noch

erhöht wird durch die weißschimmernden, einen weiten Raum umschließenden, durch Türme flankierten Umfassungsmauern, deren Schlußstück das alte Kastell auf der Höhe bildet. Denkt man sich einen Wald von Schiffsmasten hinzu, der sich selten lichtet, da den Hafen jährlich bei 3000 Küstenfahrer und mehrere Hundert Hochseeschiffe anlaufen, so giebt dies alles zusammen ein Bild, dem man die innere Verwahrlosung, den landesüblichen türkischen Schmutz und viele andere Schattenseiten gar nicht zumuten würde. Die Stadt als solche bietet übrigens wenig. Die antiken Reste: die Propyläen zum alten Hippodrom, die sechs Säulen des Pronaos am angeblichen Venustempel, der Bogen des Konstantin u. s. w., sind in Neuanlagen verbaut und von geringer Anziehungskraft.

Wenn wir dem makedonisch-thrakischen Küstenrande nach Osten hin folgen, haben wir zur Seite desselben mehrere größere Inseln, welche außerhalb des früher beschriebenen Kykladen-Archipels liegen. Es sind die Eilande Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos. Thasos, einst das „goldreiche", auch seines Marmors halber berühmt, ist noch immer eine herrliche Insel, im Schmucke von dichten Platanen-, Lorbeer- und Tannenwäldern prangend. Sonst aber ist es stille in dieser Meereseinsamkeit. Die berühmte Hauptstadt der Thasier mit ihrem Marktgewühl und ihren Schätzen ist verschwunden; kaum daß einige Reste der uralten Hafenbauten die Lage dieses „östlichen Syrakus" andeuten.

Ein anderes weltvergessenes Eiland in diesem nördlichsten Teile des Ägäischen Meeres ist Samothrake, einst die Heimat des Mysteriendienstes der Kabiren. In neuester Zeit war die Insel der Schauplatz erfolgreicher Ausgrabungen, welche der Archäologie belangreichen Studienstoff zuführten. Im übrigen ist auch diese Insel, abgelegen von allem Verkehr, ein stiller Winkel, ohne die romantischen Reize von Thasos. — Ein gleiches gilt von Imbros. Das Gesamtbild setzt sich aus gelben Ufern, fruchtbaren Thälern und verödeten Grasmatten zusammen. Ab und zu ragt ein bleiches Vorgebirge in den Rahmen dieses Bildes herein, oder der Trümmersturz der Felsufer, an denen die brandende See seit undenklichen Zeiten das Werk der Zerstörung besorgt. Einen turmartigen Felspfeiler nennen die Bewohner Dämonokastro, die „Geisterburg". Sie drückt der Insel, auf der es so entsetzlich einsam ist, ihr Gepräge auf.

In der Nachbarschaft von Imbros liegt Lemnos, dessen zerrissener Inselkern durch zahlreiche Buchten gegliedert ist. Im Altertum besaß das Eiland ein von anderthalb Hundert Säulen getragenes Labyrinth, doch ist von demselben noch kein Stein entdeckt worden. Auch die antike Göttersage hat Lemnos gestreift. Nach ihr soll nämlich Hephästos, aus dem Himmel geschleudert, auf die Insel herabgefallen sein. Hephästia hieß auch eine der Städte, die an diesem vulkanischen Gestade lagen.

11. Die Dardanellen.

Die Dardanellenstraße, nach des Dichters Wort die Wasserflur, an welcher „sich Asien von Europa riß", bildet für uns die natürliche Grenze des Mittelmeeres gegen Konstantinopel hin. Vom Ägäischen Meer her bezeichnen die beiden Sperrforts Kum Kalessi und Sedil Bahr (Sandschloß und Damm des Meeres) den Eingang zu derselben. Sie ist hier von ansehnlicher Breite, verengt sich jedoch allmählich gegen die Mitte des Sundes hin. Hier liegen die beiden „Dardanellenschlösser" Kilid Bahr (Schlüssel des Meeres) auf europäischer Seite, Sultanieh auf asiatischer. An dieser Stelle ist die Strömung so stark, daß Segelboote ohne Wind nach Süden treiben, wie Kähne in einem Fluß. Eine Stunde oberhalb dieser Meereszwinger, welche Sultan Mohammed II. hatte errichten lassen, liegt die zweite Dardanellenpforte. Moderne türkische Batterieen mit schwerer Armierung sehen auf die Stätte von Abydos und Sestos herab.

Hier stand die Brücke, über welche die ungeheuere Heeresmacht des Xerxes von Asien nach Europa setzte. Das Kunststück ist, obwohl seitdem fast 23 Jahrhunderte vorübergegangen sind, nicht wiederholt worden. Es war eine Schiffbrücke, von welcher Herodot uns eine ausführliche Beschreibung geliefert hat. Als Brückenglieder dienten Fünfzigruderer und Trieren, im ganzen 674. Die Anlage der Brücke war derart, daß sie schräg über den Hellespont zu stehen kam, der Strömung wegen. Drei Durchlässe gaben den Seeverkehr frei. Weitere Einzelheiten sind ohne Belang für uns, aber erwähnt sei noch, daß die volle Million, welche das persische Heer gezählt haben soll, ganze sieben Tage benötigte, um den Uferwechsel zu bewirken. Dazu kam noch eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen und 1800 anderen Fahrzeugen. Vor dem Übergange hatte Xerxes zu Abydos Heerschau gehalten; alsdann goß er ein Trankopfer ins Meer und opferte diesem den hierbei verwendeten goldenen Becher, nebst einer goldenen Schale und einem Schwerte. Die Soldaten bestreuten die Brücken mit Myrten, worauf die „Unsterblichen", mit Kränzen geschmückt, den Übergang eröffneten.

Die Balkanhalbinsel hat seitdem manches Eroberheer gesehen, aber nie mehr ein solches wie im Jahre 480 v. Chr. Die Garden des persischen Großkönigs allein zählten so viele Streiter, wie nachmals die ganze aus Makedonien ausgezogene Streitmacht Alexanders. Auch die Heere der Römer, Araber, Kreuzfahrer und Türken verschwinden gegenüber den ungeheueren Massen des eranischen Welteroberers.

Aber die Massen vermochten die Vernichtung nicht abzuwenden. Wir stehen auf derselben Stelle, wo Xerxes in den von acht weißen Rossen gezogenen heiligen Wagen stieg. Uns zu Füßen schlagen die Wellen an, wie damals, als die Schiffbrücke in ihren Ankerketten ächzte. Alles ist verschwun-

den und verweht, nur die Stimmen der Wellen klingen noch, wie die orphischen Lieder, welche einst die hier vorüberschiffenden Argonauten begeisterten.

Den Wolken gleich, die über den nassen Tiefen segeln, flüchtig wie Harfenklänge, oder der Flug der Wandervögel, drängen und schieben einander die Großthaten weiterer Jahrhunderte. Auch Cäsar ist an diesem Ufer gestanden, ohne sich darüber klar zu werden, daß auch sein Dasein nur ein Aufzucken des menschlichen Geistes bedeute. Sonst würde er sich nicht mit dem Plane getragen haben, die Stätte von Ilion zum Mittelpunkte des Römerreiches zu machen.

Am Ufer des Marmara-Meeres, außerhalb der Dardanellen, springt eine Halbinsel wie ein Keulenkopf in die blaue Wasserflur hinaus. Auf der Höhe, die über den schmalen Isthmus schaut, durch welchen die Halbinsel mit dem Festlande verbunden ist, gründeten die Argonauten den „Tempel der großen Mutter der idäischen Göttin". Er stand bereits viele Jahrhunderte dort, als milesische Abenteurer den Grundstein zu einer Stadt legten, die nachmals unter dem Namen Kyzikus ein Jahrtausend des Glanzes und Ruhmes ausfüllte. Nächst Rhodos, Massilia und Karthago gab es keine zweite Stadt im Umkreis des Mittelmeeres von der Bedeutung von Kyzikus. Wer aber die Säulenhallen und Tempel, die Werften und Arsenale, Paläste und Warenhäuser dort suchte, würde heute nichts als ein elendes türkisches Dorf finden.

Ein weiteres Bild! Auf der Stelle des Kybele-Tempels steht ein finsterer Mann in wohliger Mondnacht und schaut in das Lichtmeer zu seinen Füßen. Er weiß nichts von der Vergangenheit dieses Ortes, fühlt den Hauch der Sage nicht, der sich wie Harfenklang in die Seele schleicht. Die gewaltigen Säulen, welche sich in der regungslosen Flut spiegeln, sind ihm Geisterwerke — der „Palast der Königin von Saba", welcher auf Salomons Befehl von Dämonen der sabäischen Semiramis errichtet wurde. Als Sohn eines unwissenden Hirtenvolkes durfte er solche Fabel ausmalen. Da kam auch ein Traumgesicht über ihn, das er in Erinnerung behalten hatte, weil es mit der Familiengeschichte seines Hauses eng verknüpft war. Ein ungeheuerer Baum breitete seine mit Millionen von Schwertern ausgestattete Krone über drei Erdteile. Er sah im ungeheueren Umkreis Städte und Meere, die einst seinen Enkeln zufallen würden. Er sah von den nahen europäischen Ufern den geheimnisvollen Glanz ausgehen, welcher den Ort bezeichnete, wo die Residenz eines künftigen Weltreiches liegen werde. Der Mond aber, der sein fahles Licht über Kyzikus goß, spannte ein flimmerndes Band über die Wasser von Asien nach Europa.

Da wußte der Mann, was zu thun war. Vielleicht erkennt der Geschichtskundige in ihm den tapfern Suleiman, den Enkel Osmans und Sohn Orchans. Er besaß nicht die Macht eines Xerxes: denn mit nur 39 Ge-

fährten schiffte er in finsterer Nacht über den Hellespont. Das Schloß Tzympe war der erste Ort, der auf europäischer Erde von den Enkelkindern Ertoghruls mit stürmender Hand genommen wurde. Bald folgten andere Scharen nach. Die Byzantiner aber öffneten ihre Geldtruhen, und schon war Suleiman bereit, den Abzug nach Asien sich teuer abkaufen zu lassen, als der Boden unter den Füßen der Unterhandelnden zu wanken begann. Es war zu nächtlicher Zeit, als die Erde in ihren Grundfesten krachte, die Mauern der Festungen zerbröckelten, die Türme einstürzten. Regenfluten und Kälte vernichteten Tausende der aus allen Niederlassungen auf dem thrakischen Chersones flüchtenden Bewohner.

Als auch die griechischen Unterhändler entsetzt flohen, stand Suleiman mit seinen Paladinen unerschüchtert inmitten der tobenden Elemente. Ihm war dieser grausige Zwischenfall nicht mehr und nicht weniger als eine Mitwirkung des Allmächtigen. Dieser stand mit den „Rechtgläubigen" im Bunde und öffnete gewaltsam die Städte des Feindes den Streitern des Islams. Noch selbigen Tags zogen die Türken in Kallipolis ein. Sie hatten auf europäischer Erde Fuß gefaßt.

Dieses Kallipolis, heute Gallipoli genannt, liegt malerisch am nördlichen Eingange der Dardanellen. Fast alle Gebäude sind aus Holz. Wer nicht gezwungen ist, die schmutzigen, krummen Gassen zu durchwandern, sondern nur das äußere Stadtbild vor Augen behält, möchte annehmen, er habe ein farbenbuntes Riesenspielzeug vor sich. Von dem belebten Hafen sieht man bereits auf die sonnige Wasserflur des Marmara-Meeres hinaus. Im Frühling weht über den „weinfarbenen" Pontos der bithynische Blütenhauch.

Leider bietet der thrakische Chersones auch hier ein Bild der Verödung und Ungastlichkeit. Selten hält von den Tausenden von Reisenden, welche den Kanal der Helle und des Dardanos durchschiffen, einer zu Gallipoli. Man macht auch hinsichtlich des asiatischen Dardanellenschlosses, von wo der Landweg nach dem trojischen Gefilde abgeht, diese Wahrnehmung. Die große Menge der Ferienreisenden vergräbt sich eben schwer in die labyrinthische Wirrnis, welche die Fäden der Homerischen Dichtung und die klügelnde Gelehrsamkeit der Ausleger im Bunde mit den Jüngern der „Wissenschaft des Spatens" über das ilionische Gefilde gebreitet haben.

Wir bleiben vorläufig bei Gallipoli und überschauen, was sich da in der Folgezeit zugetragen. Suleiman hatte in den europäischen Erdteil Bresche gelegt, aber über die Dardanellen verfügte er noch nicht. Noch war die Wasserstraße frei, und sie blieb es fast ein Jahrhundert lang. Die ersten Sultane trieb ein mächtiger Eroberdrang in das Innere der Balkanhalbinsel. Noch während der Belagerung von Saloniki (1430) durch Murad II. konnte der venetianische Flottenbefehlshaber Andrea Mocenigo die Sperrkette des

Hafens von Gallipoli sprengen, und sein Nachfolger, Sylvester Morosini, kurz nach dem Falle Salonikis das asiatische Dardanellenschloß mit Sturm nehmen, die Besatzung zusammenhauen und die Festungswerke dem Erdboden gleich machen. Im Juli 1464 fuhr ein anderer venetianischer Flottenführer, Giustiniani, unter den Kanonen der türkischen Forts mehrmals hin und her, ohne mehr als etliche Ruderer zu verlieren.

Auch in der Folge hatten die Mordwaffen der Menschen immer ausgiebige Arbeit in und an diesem schicksalsreichen Sunde. Erst die Bezwingung Konstantinopels brachte einen Stillstand. Sultan Mohammed II., „der Eroberer", hatte den Kanal verrammelt und die beiden nach damaligen Begriffen unbezwinglichen Dardanellenschlösser errichten lassen. Es sind dieselben plumpen Türme und hohen Mauern, die heute über die öden Ufer schauen und dem zu Schiffe Kommenden aus weiter Ferne sichtbar werden. Befehlshaber dieser Seesperrforts zu sein, war viele Jahrzehnte hindurch eines der verantwortlichsten Ämter türkischer Militärs. Mancher hat wegen vorgeblicher Pflichtversäumnis seinen Kopf lassen müssen, andere opferten sich freiwillig in verzweifeltem Kampfe, um der entehrenden Hinrichtung unter den Augen zuchtloser Janitscharen zu entgehen.

Sultansbesuche an diesen Ufern waren häufig. Im April 1613 kam Achmed I. auf einem Jagdzuge durch das südöstliche Thrakien bis nach Gallipoli, nur von etlichen Janitscharen begleitet. Sein erster Gang galt dem Grabe seines Ahns, des thatkräftigen Suleiman, der in demselben Boden schlummert, welchen er mit nur wenigen Gefährten gleich einem Homerischen Helden erobert hatte. Achmed breitete einen kostbaren Goldstoff über den Sarkophag und schmückte denselben mit seinem eigenen Säbel. Auf dem Grabe des gleichfalls hier ruhenden türkischen Dichters Jasidschisade las der Sultan einen religiösen Hymnus desselben ab. Dann ging es nach den Dardanellen, deren Geschützsalven über zwei Erdteile hinwegdonnerten. Auf den Höhen loderten Freudenfeuer. Der kriegerische Geist der Achämeniden beherrschte wieder, wie vor mehr als zwei Jahrtausenden, die Ufer, welche so oft Zeuge des „männermordenden Krieges" waren.

Die Kühnheit der Venetianer, welche sogar die Ebene von Troja vorübergehend besetzt hielten, hatte neue Befestigungen zur Folge. Es wurden damals (1650) die zwei Schlösser am südlichen Ausgange der Dardanellen aufgeführt, der „Damm des Meeres" (Sedil Bahr) auf der europäischen Seite und das „Sandschloß" (Kum Kalessi) auf der asiatischen. Oberhalb des weißen Turmes des letztern drängen sich die Häuser des Griechendorfes Jeniköj auf steiler Küste zusammen. Die Flügel von Windmühlen verdecken ab und zu die trojischen Heroengräber, welche dort auf der Höhe stehen.

Die neuen Befestigungen verhinderten indes nicht, daß bald hierauf die Venetianer abermals die Dardanellen forcierten und der türkischen Flotte

eine schwere Niederlage bereiteten. Der Seeheld, der dies bewirkte, war Lazaro Mocenigo. Seit der Schlacht von Lepanto hatten die Osmanen keinen ähnlichen Schrecken zur See erlebt. Mehr als 70 Galeeren waren verloren gegangen. Es war — ein seltsames Zusammentreffen — am Jahrestage der Seeschlacht von Actium, als Mocenigo mit den erbeuteten Schiffen und Trophäen in die Lagunen von Venedig seinen Einzug hielt. Auch im darauffolgenden Jahre (1657) erfochten die vereinigten christlichen Geschwader unter Mocenigos Führung, trotz Auffliegens des Admiralschiffes, bei Kum Kalessi einen glänzenden Seesieg unter den Augen des großen osmanischen Staatsmannes Köprülü.

Mehr als ein Jahrhundert später, nach der Verbrennung der osmanischen Flotte durch das russische Geschwader unter Spiritow, Orlow und Elphinstone bei Chios, wollte letzterer die Dardanellensperre durchbrechen, doch mißlang der Versuch. Er beschränkte sich darauf, den Ausgang zu verlegen, so daß auch den türkischen Schiffen die Möglichkeit benommen war, die Seestraße nach Belieben zu benützen. Zu Beginn unseres Jahrhunderts (1807) trug es sich das erste und einzige Mal zu, daß eine europäische Flotte die Dardanellen forcierte und Konstantinopel bedrohte. Es war diejenige des englischen Admirals Duckworth. Während des Krimkrieges und im Jahre 1878 erfolgte der Einlauf der Flotte der Verbündeten, beziehungsweise derjenigen Englands, mit Einwilligung der Türkei.

II. Die asiatischen Küsten.

1. Längs der Westküste von Kleinasien.

Wenn man aus der Dardanellenstraße in südlicher Richtung heraussteuert, hat man zur Linken, hart an der trojischen Küste, das kleine Eiland Tenedos, das vom Festlande nur durch einen schmalen Kanal geschieden ist. In diesen Kanal erstreckt sich die Bessika-Bai, welche in schweren Zeiten wiederholt der Versammlungsort europäischer Geschwader war, die an der Dardanelleneinfahrt die Wacht bezogen. Von einem der beiden Kratergipfel von Tenedos überschaut man das stille und einsame ilionsische Gefilde mit dem Schutthügel des Hissarlik im Hintergrunde und dem „rauschenden Skamander" im blumengeschmückten Gefilde.

Wo die Troas weit in die Ägäische See hinausspringt und das Kap Baba-Kalessi den westlichsten Punkt des asiatischen Festlandes bezeichnet, stoßen wir auf die erste der großen Inseln, welche vor der Westküste von Kleinasien liegen. Es ist das bergige Lesbos oder Mytilene. Die Insel spielte im Altertum sowohl in politischer als in kulturgeschichtlicher Beziehung eine hervorragende Rolle. Die Namen Arion, Alkäos, Sappho,

Theophrastos und Phanias sind unzertrennlich mit ihr verknüpft. Die Zeit hat freilich auch hier alle Spuren klassischer Vergangenheit derart verwischt, daß man heute vergebens nach den Resten der 17 Städte forscht, welche von den ionisch-äolischen Bundesstämmen gegründet wurden. Wo die alte Hauptstadt Mytilene stand, erhebt sich jetzt der stattliche Ort Kastron mit seiner mittelalterlichen Burg. Die beiden großen ovalen Hafenbecken, Jera im Südosten und Kaloni im Süden der Insel, sind von Sumpfebenen begrenzt, hinter welchen die Berge in reichgegliederten Ketten und Terrassen zu ansehnlicher Höhe emporsteigen.

Lesbos legt sich quer vor die tief in das kleinasiatische Festland einschneidende Bucht von Endremit, an welcher das Griechenstädtchen Aivali liegt. Einst die blühendste neugriechische Niederlassung in Kleinasien, ward sie während der Befreiungskriege von furchtbarem Schicksal ereilt. Ein angesehener Grieche, Ökonomos mit Namen, hatte für die ursprünglich sehr armselige Niederlassung von der Pforte das Privilegium erwirkt, daß kein Mohammedaner in ihr wohnen dürfe. Die Folge war ein starkes Zuströmen des griechischen Elements, so daß der kleine Ort in kürzester Zeit zum Range einer ansehnlichen Stadt vorrückte, deren Stolz gut geleitete Schulen, zahlreiche Fabriken und andere öffentliche Anstalten waren. Diese Glanzperiode fällt in die ersten zwei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Der Ausbruch des griechischen Befreiungskampfes führte zu Vorgängen, welche für Aivali verhängnisvoll werden sollten. Die Leiter der Bewegung gedachten nämlich dieselbe auf das kleinasiatische Festland zu verpflanzen, und zur Verwirklichung dieser Absicht erwies sich die genannte Stadt, welche eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung besaß, als besonders geeignet. Die Türken aber durchschauten den Anschlag und besetzten Aivali mit Truppen. Nun kam es zu Mißhelligkeiten und Gewaltthaten, welche mit der Vertreibung des Militärs endeten. Eine abermalige Besetzung führte zur Einmischung der griechischen Flotte, welche vor Aivali erschien, einige tausend Griechen (meist Flüchtlinge aus der Stadt selbst) ans Land setzte, die nach heftigem Kampf die Türken vertrieben. Bei diesem Anlasse wurde die Stadt, welche damals bei 10 000 Bewohner beherbergte, vom Feinde in Brand geschossen und war binnen wenigen Stunden ein Trümmerhaufen.

Der Reisende aber entschädigt sich für diese traurige Erinnerung an den herrlichen Landschaften, welche den Golf von Endremit säumen. Mit der Küstenscenerie wetteifert an Anmut die Ebene des Kaikus, in deren östlichem Winkel eine neuerdings vielgenannte Örtlichkeit liegt — Bergama, das antike Pergamum. Es war die Hauptstadt eines um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. durch Philetäros gegründeten Reiches, das weniger durch seine Größe als durch die Nachblüte hellenischer Kultur, welche hier unter dem Königsgeschlechte der Attaliden sich entfaltete, berühmt war.

Namentlich unter Attalos I., dem ersten Könige der Dynastie, gedieh in der mit wunderbar schönen Skulpturen geschmückten Stadt ein reiches Kunstleben, dessen Mittelpunkt die sogenannte „Bildhauerschule von Pergamum" war. In geschichtlicher Beziehung wußte man auch, daß die Attaliden zu Rom in ein freundschaftliches Verhältnis getreten waren und daß der letzte der Könige, Attalos III., sein Reich und seine Schätze an Rom vermachte. Über die vielgerühmten pergamenischen Bildwerke fehlten aber alle Anhaltspunkte, bis es dem deutschen Ingenieur Karl Humann anfangs der siebziger Jahre gelang, nach dieser Richtung bedeutende Entdeckungen zu machen. Die Professoren Curtius, Adler und Hirschfeld bemächtigten sich des Gegenstandes, und mit Hilfe dieser Fachgelehrten wurde bis zum Jahre 1874 eine großartige archäologische Ausbeute erzielt, deren Hauptstück die gewaltige „Gigantomachie", eine Darstellung des Kampfes der Götter mit den Giganten, war.

Im Süden der Bucht von Bergama öffnet sich der kleine Golf von Smyrna mit der gleichnamigen Stadt (Fig. 38), welche eine der ältesten und berühmtesten auf kleinasiatischem Boden ist. Im Altertum wurde sie die „Perle Joniens", die „Zierde Asiens" genannt. Bei der Einfahrt hat man den sagenreichen Sipylos, auf welchem die Stadt des Tantalos gestanden haben soll, vor sich, zur rechten Hand aber die weitgedehnte, buntschillernde Stadt. Ansehnliche Berge umschirmen sie im Westen und Süden. Im Osten drängt sich die Gartenoase von Burnabat, wo sich die Landhäuser vornehmer Smyrnoten befinden, bis zur Stadt. Im weitern Umkreise dehnt sich ein sonnverbranntes Feld, durchschlängelt von den schier endlosen anatolischen Handelskarawanen.

So lieblich und erquickend muß die Stadt auch vor alters anzusehen gewesen sein, besonders aber nach ihrer Neugründung durch Alexander (beziehungsweise Antigonos und Lysimachos). Auch damals zog sie sich teils über den Hügelhang, teils in die Ebene zunächst des Hafens hin, mit geraden Straßen und weitläufigen Plätzen. Die alten Säulenhallen, von denen Strabo berichtet, sind allerdings verschwunden, desgleichen der Säulenhof, der den Tempel und das Standbild Homers enthielt. Dafür aber hat Smyrna von seiner Lieblichkeit nur wenig verloren. Erquickend zu allen Zeiten war auch der frische Seewind, der in den Golf hereinweht und nach dem waldigen Hintergrund — dem belebenden grünen Rahmen Smyrnas — streicht.

Um einen Überblick über Smyrna zu gewinnen, können zwei Standpunkte gewählt werden: der eine am Hafen, der andere auf der Cypressenhöhe im Westen der Stadt. Von dieser letztern unterscheidet man deutlich die einzelnen Stadtteile: das behaglichere, weitläufig angelegte Viertel der „Franken" und Levantiner in unmittelbarer Nähe des Hafens; das Viertel

Fig. 34. Der Kriegshafen von Pola.

Fig. 30. Gibraltar.

der Armenier und Griechen, hieran knapp anschließend, und zuletzt jenes der Türken und Juden mit den bunt bemalten Holzhäusern, rotweiß gestreiften Minarets und hochragenden Cypressen. Während die ersten beiden Stadtteile in der Ebene liegen, drängen die beiden anderen zur Höhe herauf, auf welcher wir stehen. Je höher man in die Bergviertel gelangt, desto einsamer, stiller werden die Straßen. Enge Gäßchen schlängeln sich zwischen öden Mauerfluchten, von Altanen und Erkern beschattet. Man erhält hier das Bild von einer echten Türkenstadt.

Anders im Franken- und im Griechenquartier. Zwar wandelt man auch hier auf keinem Pariser Asphaltpflaster, und die Miasmen, welche hier den Geruchssinn zuweilen beleidigen, erinnern nicht an die vielgepriesenen „Düfte Joniens". Im großen und ganzen aber zeigen die Wohnhäuser dieser Stadtteile Bequemlichkeit und Sauberkeit. Ja, die weißgetünchten Häuser mit den Balkonen und Eisenstaketen oder die geräumigen Fluren mit dem Gartengrün dahinter nehmen sich in der baulichen Wildnis Smyrnas fast reizend aus. In den Abendstunden versammeln sich die Familienglieder eines jeden Hauses in dem geräumigen, mit Sitzplätzchen und Tischchen und häufig auch mit Blumengestellen geschmückten Flur, um hier in fröhlichem Geplauder die Mußestunden zu verbringen, Besuche zu empfangen u. s. f.

Noch einen Schritt weiter vom Morgenland ins Abendland vollführt der Besucher Smyrnas, wenn er sich auf den Hafenquai begiebt. Schon auf dem Wege dahin werden ihn die englischen und französischen Warenhäuser, die modernen Pariser Toiletten in den Schaufenstern und auf den Straßen, die Buch- und Kunsthandlungen, Apotheken, Photographen-Ateliers, alles im Frankenviertel zu sehen, überraschen. Tritt er vollends auf den Quai, so wird ihn das hier sich entfaltende Leben angenehm berühren. Ansprechender als das Gewühl der Spaziergänger ist aber ein Blick auf das Hafenbild mit seinem Mastenwalde, den rauchenden Schloten zahlreicher Dampfer und dem geschäftigen Treiben der braunen Lastträger, der Matrosen, Bootführer und anderer Typen der unteren Volksklassen.

Was nun den Hafen von Smyrna anbelangt, versandet derselbe von Jahr zu Jahr in bedenklichem Grade infolge der Anschwemmungen des in ihn sich ergießenden Gedis-Flusses. Im Nordosten der Stadt liegt der Bahnhof, von dem zwei Eisenbahnlinien abgehen, eine nach Alaschehr über Manissa (Magnesia) und Sart (Sardes) — 196 km lang —, eine zweite über Ajasluk (Ephesus) nach Aidin-Güzelhissar (118 km lang). Smyrna verfügt über eine große Anzahl von Humanitäts- und Bildungsanstalten. Die wichtigsten der ersteren sind: das katholische Spital „St. Antoine", das Waisenhaus der Soeurs de Charité. Von den Unterrichtsanstalten wären zu erwähnen: die zahlreichen griechischen Volks- und einige Mittelschulen, dann die Mechitaristenanstalt, welche seitens der österreichischen Regierung unterstützt wird

mit der Bedingung, daß in jener Anstalt deutsch gelehrt werde. Eine deutsche Anstalt ist die von Kaiserswerther Diakonissen geleitete höhere Töchterschule. Frankreich unterhält in Smyrna drei größere Kongregationsanstalten für Knaben und Mädchen. Die englische Kolonie besitzt das „English College" in Burnabat und das „British College" in Smyrna. Pädagogische Zwecke verfolgt auch die schottische Missionsschule. Die italienische Kolonie besitzt eine von der Regierung unterstützte „Nationalschule".

Wenn man aus dem Hafen von Smyrna herausfährt, hat man, unmittelbar nach Umschiffung der keulenförmigen Halbinsel, welche jenen Golf auf der Seeseite abschließt, die Insel Chios vor sich. Sie ist diejenige unter den griechischen Inseln, welche die meisten landschaftlichen Analogieen mit Korfu aufweist. Die sonndurchglühte Campagna im Süden der Insel steht in auffälligem Gegensatz zu dem bergerfüllten Norden. Der Eliasberg auf Chios hat sein Abbild im Monte Salvatore auf Korfu; die Orangenhaine Benizzes aber werden womöglich von den chiotischen noch übertroffen. Bei 25 Millionen Stück der Hesperidenfrucht werden jährlich geerntet und 35 Millionen Citronen dazu. Im Frühling nimmt man hier ein Duftbad im vollen Sinne des Wortes und wird hierbei an Sicilien erinnert, wo ähnliches geschieht, wenn man beispielsweise die „Ziza" bei Palermo besteigt und im Anhauche des hesperidischen Aromas nach den schwarzen, starren Cypressen ausschaut, die am Hange des Monte Pellegrino stehen.

Der ganze Süden von Chios gehört der Mastixkultur. Der Mastixbaum liefert ein feines Harz, welches von den morgenländischen Frauen behufs Erhaltung der Zähne und Festigung des Zahnfleisches gekaut wird. Aus den minder reinen Vorräten braut man mit Zusatz von Rosinen und Anis den milden Mastixschnaps, der auf keiner levantinischen Tafel fehlt. Die „Mastixdörfer" liegen in der Glut eines wahrhaft sicilianischen Feuerhimmels. Terebinthenpistazien und Ölbäume, herrliche Feigenbäume und Weingärten, zwischen welchen verstreut Landhäuser und Ruinen stehen, nehmen den übrigen Raum der chiotischen Campagna ein. Die herrlichsten Citronenhaine liegen aber im Norden der Insel, am Küstensaume von Kardamilla, wo zur Hochsommerzeit in das aromatische Duftbad der heimtückische Hauch der Fieberluft sich mengt. Trotz aller Paradiesesfülle sehen hier die Leute nicht danach aus, als ob sie an den Quellen der Verjüngung säßen.

Im Süden der Insel ist die Gegend von Livadia ein einziger Hesperidengarten. Zu ihm stimmt die heitere Art und Weise der Leute, die Sorglosigkeit, der Hang zu Musik und Tanz. Von malerischer Wirkung ist hierbei die turbanartige Kopfhülle der Mädchen mit den flatternden Enden, und die lichte Gewandung, die gleich einer weißen Sommerwolke von der blauen Tiefe der Himmelswölbung sich abhebt. Auch die Männer der Mastixdörfer kleiden sich mit Vorliebe in Weiß.

Der gewöhnliche Zugang zu Chios ist die gleichnamige Hafenstadt, wo die Dampfer halten. Sie liegt auf der Ostseite der Insel und schaut nach den hohen Bergen aus, die den Keulenkopf der Halbinsel von Tschesme erfüllen. Jenseits dieser Halbinsel breitet sich der Golf von Smyrna, im Süden jener von Ephesus aus. Chios liegt rings am Rande einer fast oval abgerundeten Bucht mit der befestigten Türkenstadt im Norden und dem offenen Griechenquartier im Westen. Der Süden gehört den Begräbnisplätzen. Zwischen beiden Stadtteilen erstreckt sich ein freier Platz mit Agavenzäunen, deren herrliche Blütenkronen in roten Flammen auszüngeln. Schwarze Cypressen in langen Reihen verlaufen nach der schwülen Campagna. Hier, wo der Türke einst furchtbar gehaust, steht noch manches graue Gemäuer. In den verödeten Brunnen regt sich kein belebender Wasserstrahl. Der Glanz des Lichtes blendet, sei's, daß man die holperigen Wege abreitet, oder zwischen dem saftigen Laub der Weingehänge die höheren Berglandschaften aufsucht. Diese, den Norden der Insel erfüllend, sind merkwürdig durchklüftet und zerrissen. Manches Dorf gleicht einer kleinen Festung, so Anabato, das von einem mächtigen Turmfelsen übers Meer schaut (Fig. 39). Tiefe, steinige Schluchten, in blauer Dämmerung verschwimmend, öffnen sich als unheimliche Abgründe ringsum. Eine solche Schlucht liegt auch auf dem Wege von Chios über Vrontato nach Norden hin, hart an der Küste. Der Berg, der hierbei erklommen werden muß,

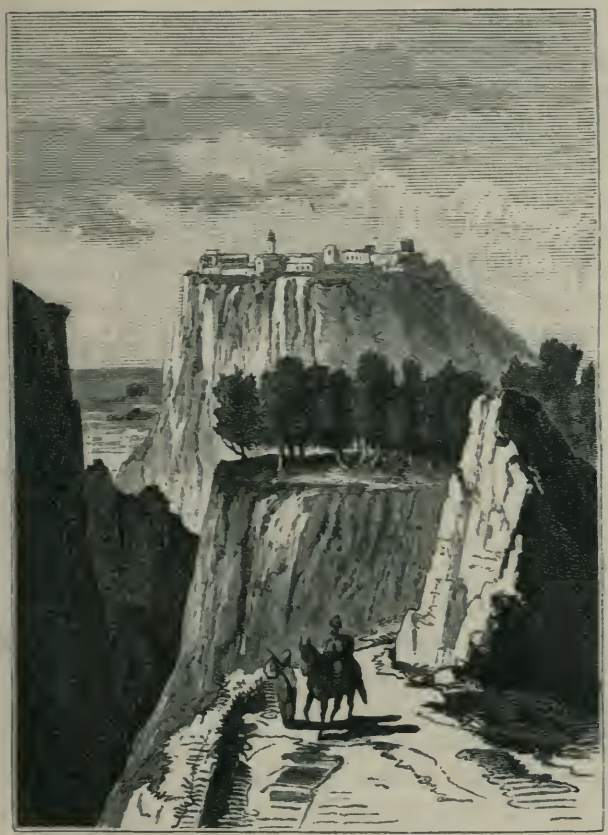


Fig. 39. Anabato auf der Insel Chios.

ist der Epos. Er hat eine Plattform mit einer Felsrundung, in welche Sitze eingehauen sind, mit einem thronartigen Mittelstück. Das Ganze führt seit urdenklichen Zeiten die Bezeichnung „Schule des Homer" und wird dermalen auch kurzweg „Didaskalopetra", d. h. Fels des Lehrers, genannt.

Die meisten Abendländer kennen Chios nur als Schauplatz einer gräßlichen Metzelei, welche sich zu Beginn des griechischen Befreiungskampfes zutrug. Es war am 30. März 1822. Die in ihren Unternehmungen gegen die osmanische Tyrannei glücklichen Samioten landeten auf Chios und rissen dessen Bevölkerung — wie es heißt, gegen ihren Willen — in den Freiheitstaumel hinein. Die Begeisterung war gering, die Bewaffnung ganz ungenügend.

Beim ersten Aufstandsversuche stiegen 60 000 türkische Soldaten ans Land und mordeten buchstäblich die Insel aus. Sultan Mahmud II. selber hatte befohlen, alle männlichen Bewohner über zwölf, alle Kinder unter zwei und alle Weiber über 40 Jahre niederzusäbeln. Nach dem Blutbade waren von ursprünglich 130 000 Bewohnern nur mehr 16 000 vorhanden. Noch in den sechziger Jahren sah man in den chiotischen Klöstern ganze Hügel von bleichenden Schädeln. Die Kunde von jenen Schreckenstagen lebt im Volke fort. Allerorten haben die Enkel überlieferte Geschichten bereit, mit denen sie bei Besuchern der Insel Schaudern und Entsetzen hervorrufen.

In der Ebene war das Rachewerk leicht vollbracht. Man erkennt dies noch immer an den in Ruinen liegenden Landhäusern, an versiegten Brunnen und verwilderten Gärten. Schwerer war die Henkerarbeit im Gebirge. Auf der Höhe des Felsens von Anabato hatte man sich zur Verteidigung eingerichtet. Aber die Bewaffnung war ungenügend, so daß die Türken trotz der Unzugänglichkeit des Felsens auf drei Seiten, den Adlerhorst im Sturm nahmen und alles, was sich nicht ergab, von der Höhe hinabwarfen. Die wenigen tausend Bewohner, welche dem Morden entgingen, verdankten dies den Höhlenschlupfwinkeln, oder der Flucht auf herbeigeeilten Schiffen. Die Sühne für diesen Massenmord war unzureichend. Sie bestand darin, daß die griechische Flotte unter Andreas Miaulis den Bedrängten Hilfe brachte und den Türken ein hartnäckiges Seetreffen lieferte, welches damit endete, daß Kanaris mit zwei Brandern das feindliche Geschwader zerstörte. Der türkische Großadmiral und 3000 Mann kamen durch diese kühne That (in der Nacht zum 19. Juni 1822) ums Leben.

Die Ausmordung der Insel Chios durch Türken zu Beginn des griechischen Freiheitskampfes steht übrigens nicht vereinzelt in der Geschichte. Schon im Jahre 1310, als die Osmanen erst eine aufkeimende Macht waren, landeten seldschukische Piraten mit 40 Schiffen auf der Insel und richteten grauenhafte Verwüstungen an. Die Schrecken wiederholten sich unter Sultan Bajazid I., der 1390 eine Flotte von 60 Galeeren nach Chios entsandte. Die

ausgeschifften Truppen verheerten durch Wochen das Eiland und ließen keinen Stein auf den andern.

Die Gerechtigkeit erfordert, nicht bei diesen türkischen Greueln allein stehen zu bleiben. Die Ägäischen Inseln, zumal die der asiatischen Küste vorgelagerten, hatten durch gut zwei Jahrtausende fortgesetzt schwere Heimsuchungen zu überstehen. Die größte Plage war immerdar die Seeräuberei. Den Anfang machten jene Tyrrhener lydischen Stammes, welche ihre Seegewandtheit bis nach Italien führte, wo sie den Kern eines neuen Bevölkerungselementes abgaben. Zwar wird der tyrrhenischen Auswanderung die Übervölkerung, also des Lebens Not, unterschoben. Folgerichtig führte die Not aber zu Raub und Diebstahl. Weite des räumlichen Gesichtskreises möchte den tyrrhenischen Piraten nicht abgegangen sein. Bei Homer kommt die Stelle vor, wo von tyrrhenischen Seeräubern, welche den schlafenden Gott Dionysos gefangen hatten, die Rede ist. Es handelte sich darum, wohin die kostbare Beute zu verkaufen wäre: den Hyperboräern, den Kyprern oder Ägyptern. Als Pythagoras von Palästina nach Ägypten überfuhr, verhandelten die Schiffleute, ob sie den Mann nicht an ihrem Ziele verkaufen sollten. Nur sein persönlicher Einfluß bewahrte den Philosophen vor Sklavenschicksal.

Die ganze altgriechische Geschichte ist voll von Piratengreueln. Kurz vor den mithridatischen Kriegen, als Rom durch seine Unternehmungen gegen Hellas, Syrien und Pontus die morgenländischen Kriegsflotten arg herabgebracht hatte, war die Seeräuberei zu einer Macht ersten Ranges ausgewachsen. Die verschiedenen Seeräubergeschwader bildeten damals einen förmlichen politischen Bund, welcher über 1200 große Schiffe und nahe an 400 feste Seeplätze verfügte. In Kilikien waren die Hauptwaffenplätze. Da raffte sich Rom auf und entsandte unter Befehl des Pompejus 500 Schlachtschiffe in jene Gewässer. Es wurden 13 Flottenbezirke gebildet, welche überall zu gleicher Zeit angriffen. Der Gegner unterlag allerorten, so daß der Feldzug in sieben Wochen beendet werden konnte.

Das alte Handwerk muß aber bald wieder Boden gefunden haben, denn nur etwa 20 Jahre später geriet Julius Cäsar selber in die Hände von Seeräubern. Plutarch erzählt, daß der Bezwinger des zweiten mithridatischen Reiches (unter Pharnakes, Sohn des großen Mithridates) auf seinem Rückwege aus Bithynien, wohin er zur Zeit der Diktatur des Sulla sich begeben hatte, von Piraten gefangen genommen und nach der Insel Pharmako geschleppt wurde. Dieselben verlangten 20 Talente für seine Freilassung. Cäsar lachte über ihre Unkenntnis seiner Stellung und versprach 50 Talente. Er sendete hierauf einen Teil seiner Begleiter nach verschiedenen Städten aus, die erforderliche Summe aufzutreiben, und blieb nur mit einem seiner Freunde und zwei Dienern 38 Tage unter den Räubern, die er derart

mit Verachtung behandelte, daß er ihnen Schweigen gebieten ließ, so oft er schlafen wollte. Er arbeitete dabei an seinen Werken, welche er den Piraten vorlas, und schalt sie Barbaren, wenn sie von dem Vortrage nichts verstanden. Gelegentlich drohte er auch, sie einst alle umbringen zu lassen. Den Räubern gefiel dieses Selbstbewußtsein des Jünglings, und das war ihr Verderben. Denn als dem Gefangenen aus Milet das Lösegeld zugekommen war und er die Insel alsbald verlassen hatte, kehrte er in Kürze mit einem Geschwader zurück, nahm die sorglosen Räuber gefangen und ließ sie sämtlich kreuzigen, der Drohung gemäß, die er gegen sie während seiner Gefangenschaft ausgestoßen hatte.

Von dem jahrhundertelangen Unwesen der Seeräuberei abgesehen, welche noch in der ersten Zeit unseres Jahrhunderts durch die Gestalten Byronscher Phantasie eine Art dichterischer Verklärung erfahren hat, war dieses Meer an der Schwelle von Asien auch wiederholt der Schauplatz großer Seetreffen. Das berühmteste ist wohl jenes, welches den Namen vom Vorgebirge Mykale erhalten hat.

Das letztere ist eine schmale, gebirgige Halbinsel, welche mit der südöstlich von Chios gelegenen Insel Samos einen schmalen Sund bildet. Von den Waldhöhen des meerbespülten, von einsamen Schluchten durchrissenen Bergsockels schaut man nordwärts in die Ebene von Ephesos, südwärts in jene von Milet. Für solche Ausschau nach zweien der berühmtesten Städte des Altertums hatten die Nachkommen jener Tyrrhener keinen Sinn. Weit wichtiger für sie war die vorliegende Wasserflur, auf welche sie, wie Seespinnen aus ihrem Verstecke, hervorschwärmten, wenn ein unbewaffneter Kauffahrer in Sicht kam.

Hier, am dunklen Vorgebirge von Mykale, wurde am Tage der Schlacht von Salamis der Rest der persischen Flotte verbrannt. Nicht fern von hier, bei Myonessus, war es, wo Ämilius Regillus die Flotte des Antiochus vernichtete. In neuerer Zeit ist in denselben Gewässern ein Seetreffen durch die außergewöhnlichen Umstände, welche es herbeiführten, berühmt geworden. Es war zur Zeit der Regierung Sultan Mustaphas II. und jener der „nordischen Semiramis", Katharinas II. Das sogenannte „Testament Peters des Großen", die Zertrümmerung der Türkei und Aufpflanzung des orthodoxen Kreuzes auf der Kuppel der Hagia Sofia, sollte verwirklicht werden. Vorwände zum Friedensbruche fanden sich leicht. Nicht nur die Donaufürstentümer und Polen, auch die Balkanvölker, zumal die Griechen, wurden aufgestachelt. In der Maina, dem wilden, unzugänglichen Berglande auf der mittlern Halbinsel des südlichen Peloponnes, kam es zum Aufstande. Eine große russische Flotte unter Befehl des Admirals Spiritow war in die Ägäischen Gewässer eingedrungen. Sie zählte zwölf Linienschiffe, zwölf Fregatten und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge.

Als die nordische Flagge in der Ägäischen See auftauchte, entstand in Konstantinopel eine panikartige Verwirrung. Zum Glücke des kopflosen Divan mißlang die russische Landung im Peloponnes vollständig. Greuel wurden mit Greueln vergolten. Auf die Wiedereroberung des Peloponnes aber folgte statt der Beleuchtung der türkischen Hauptstadt — der Brand der türkischen Flotte von Tschesme im Kanal gegenüber von Chios. Zwar erhielten auch die russischen Dreidecker manches Loch im Leibe und das Admiralschiff flog in die Luft, wobei 700 Russen ums Leben kamen. In der folgenden Nacht aber (5. Juli 1770) verbrannten die Russen sämtliche türkischen Schiffe im Hafen von Tschesme. Es war die Siegesfackel, welche dem nordischen Machthaber zu dem wenige Jahre später (1774) geschlossenen Frieden von Kütschük-Kainardschi leuchtete, durch welchen das osmanische Reich als europäische Großmacht abdankte.

Besser als der „Mastix-Insel" erging es unter der Türkenherrschaft der etwas südlicher liegenden Insel Samos, die sich beispielsweise im Befreiungskriege erfolgreich ihrer Bedränger erwehrte. Diesem Umstande verdankt Samos — türkisch Syssam — sein autonomes Verhältnis zur Pforte, das nicht ohne segensreiche Bedeutung für das Ländchen und seine Bewohner geworden ist. Von dem alten Glanze freilich, der durch einen Polykrates und zahlreiche Kunstgrößen vertreten wurde, wissen die Bewohner nichts mehr. Eine schwache Erinnerung an diese längst entschwundene Glanzzeit, die in das Zeitalter des Pythagoras fällt, bieten die ziemlich beträchtlichen Reste der Umfassungsmauer und Spuren des Theaters und einer Wasserleitung. In der heutigen, nicht sehr freundlichen Hauptstadt Vathy, an der Ostküste, residiert der Bey des tributpflichtigen Fürstentums und tagt die gesetzgebende Abgeordnetenversammlung, welche von den 35 Ortschaften der Insel beschickt wird.

Bei Samos treten wir in denjenigen Abschnitt des Ägäischen Meeres, welcher von größeren und kleineren Inseln, von Eilanden und zahlreichen Klippeninselchen dicht besäet ist. Dieser Archipel — die Südlichen Sporaden — erstreckt sich auf gleicher Höhe mit den Kykladen, jedoch in unmittelbarem Bereiche des kleinasiatischen Festlandes, dessen geophysische Eigentümlichkeiten er mit ihnen teilt. Manches dieser Eilande ist von grauen Mythennebeln umhüllt, andere wieder treten infolge ihrer geschichtlichen Vergangenheit in schärferen Umrissen hervor und sind von Interesse durch die Persönlichkeiten, welche im Altertum mit ihnen in irgendwelcher Beziehung standen. Da die Zahl dieser Eilande sehr bedeutend ist, müssen wir uns auf eine knappe Überschau auf dieselben beschränken. Im nachfolgenden sind die 22 wichtigsten Inseln angeführt, und zwar in ihrer Reihenfolge von Norden nach Süden.

Nikaria (Ikaria) ist bekannt durch die Sage von Ikaros, der mit seinen wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe kam und bei diesem Eilande ins Meer stürzte. Die heutigen Bewohner, etwa 8000 an der Zahl, ge-

nießen ihrer Roheit halber einen schlechten Ruf unter den Inselgriechen. Sie ernähren sich, da die Insel größere Waldbestände hat, hauptsächlich vom Holz- und Holzkohlenverkauf.

Patmos, ein kleines, dürres Eiland, dessen Bewohner insgesamt Hirten sind. Patmos ist nach der Überlieferung die Insel, auf welcher der Evangelist Johannes, hier in der Verbannung lebend, die Apokalypse schrieb. Die Höhle, welche ihm zum Aufenthalte diente, ist von einer Kapelle überbaut. In dem nach dem Evangelisten genannten Kloster oberhalb des Hauptortes der Insel befindet sich eine ansehnliche Bibliothek.

Leros, ein felsiges, kleines Eiland mit mehreren guten Häfen. Die Zahl der Bewohner wird mit 6000 angegeben.

Kalimnos (Calamino), ein kahles Eiland mit einigem Anbau in den Thälern (Öl, Mais, Citronen, Wein). Hauptausfuhrartikel sind Badeschwämme. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 6000.

Stampalia (Astropalia), im Altertum Astypaläa genannt und berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, besteht aus zwei mächtigen Felsmassen, welche durch eine schmale Landenge verbunden sind. Die Bewohner (2000) sind meist Schwammfischer. Über der Hauptstadt erhebt sich eine mittelalterliche Burg. Die Insel besitzt sehr viele antike Reste, doch sind dieselben meist in Kirchen, deren es bei 30 giebt, verbaut.

Kos (Stanko, Istanköi), eine der fruchtbarsten Inseln des Archipels mit 8000 Bewohnern, die der Obstkultur (Citronen), dem Getreide- und Weinbau, der Baumwollen- und Seidenzucht obliegen. Schon im Altertum berühmt wegen ihrer Ergiebigkeit, stand sie in noch höherem Rufe als Geburtsstätte vieler berühmter Männer, als: Apelles, Philadelphos, Ptolemäos und Hippokrates. Von den beiden antiken Hauptstädten Kos und Halisarna hat nur die erstere ihren Namen der Nachwelt erhalten. Sie liegt sehr malerisch inmitten eines üppigen Pflanzenwuchses.

Nisyros (Nisari) mit Resten einer alten Stadt, betreibt einigen Weinbau; Telos (Tilo, Piskopi) etwas Ackerbau.

Symne (Symi) hat 7000 Bewohner, welche sämtlich im Hauptorte der Insel wohnen und fast ausschließlich die Schwammfischerei, zu der sie 200 ausgerüstete Boote stellen, betreiben. Symne ist Heimat jenes Pireus, der nach Achilleus der schönste Mann im Griechenheere vor Ilion war.

Chalki hat 1500 Bewohner, welche gleichfalls der Schwammfischerei obliegen. Haupterzeugnis der Insel sind aber die vorzüglichen Feigen.

Karpathos (Skarpantho), mit etwa 6000 Bewohnern, die sich mit Holzarbeiten beschäftigen. Die Hauptstadt Arkassa liegt an der Westküste mit ziemlich gutem Hafen.

Kasos mit 6000 der Schiffahrt obliegenden Bewohnern. Obwohl die Insel während des Befreiungskrieges von den Türken im Zaume gehalten

Fig. 40. Die Ruinen von Ephesos.

wurde, erfreuen sich ihre Bewohner gleichwohl einer fast souveränen Unabhängigkeit. So fahren auch ihre Handelsschiffe samt und sonders unter griechischer Flagge.

Nordwestlich von Kasos liegen die unbewohnten Felseilande Adelphi, Stachida, Safrana und Chamilanisi; nördlich von Karpathos das Eiland Saria, westlich von Telos die Eilandgruppe von Sirina.

Auf Pharmako, unweit der Menderez-Mündung, trug sich der oben erzählte Zwischenfall mit Julius Cäsar und den Piraten zu. In demselben Bereiche liegen die unbewohnten Klippeninselchen Gaidaronisi, Phurnäs, Arki und Lipsos.

Die Festlandsküste, welcher all die genannten Inseln vorliegen, ist der geschichtlich denkwürdigste Boden in Vorder-Kleinasien. Wenn man Smyrna auf der Eisenbahn nach Aidin verläßt, tritt man bei der Station Ajasluk in die Ebene des Kaystros ein, die einst die größte und reichste der ionischen Kolonienstädte trug — Ephesos. Eine mittelalterliche Burg mit Zinnenmauern und viereckigen Türmen schaut von mäßig hohem Hügel aufs Flachland herab, aus dem einige Trümmerreste aufragen (Fig. 40). Zwischen etlichen Bäumen erblickt man die Häuser eines Türkendorfes und dahinter ein türkisches Kastell mit Doppelkuppel und säulenartigem Minaretstumpf.

Von dem gewaltigen Artemis-Tempel ist keine Spur mehr vorhanden. In der Nacht von Alexanders des Großen Geburt war dieser Tempel durch den Epheser Herostrat in Brand gesteckt worden. Zwar wurde nachmals mit Aufgebot aller Kräfte an dem Neubau gearbeitet, um wieder das Weltwunder daraus zu machen, das er gewesen, und in dieser neuen Gestalt fand Alexander den Tempel, als er in die Stadt einzog, deren Freiheiten bestätigte und den Tribut, den sie bis dahin den Persern bezahlte, dem Artemis-Tempel zuwies. Unfern von Ajasluk findet man die Reste des Theaters, in welchem auf Anstiften des Goldschmiedes Demetrios der Tumult gegen den Apostel Paulus losbrach. Von den anderen antiken Überresten sind zu erwähnen: einige Säulen des neuern Artemision, einige Trümmerhaufen in versumpfter Ebene.

Von den Lydern, die unter Krösos um die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. der Stadt Ephesos sich bemächtigt hatten, bis auf das Türkentum hat Ephesos manchen harten Schlag erlitten. Noch im fünften Jahrhundert n. Chr., also lange nach dem verheerenden Gotensturme, der das Artemision zum zweitenmale in den Staub warf, war Ephesos eine ansehnliche Stadt, die namentlich in der Kirchengeschichte eine Rolle spielte. Unter den Byzantinern ging Ephesos reißend zurück; unter den Türken verschwand es vom Erdboden.

Ganz die gleiche schwermütige Stimmung, wie auf dem ephesischen Trümmersturze, wird den Wanderer beschleichen, wenn er von dem Küsten-

passe südlich desselben in die Ebene des Menderez (Mäander) hinabsteigt. Dort dehnt sich jenseits des Gebirges Mykale die Stätte von Milet, dem „hellenischen Tyrus“ aus. Mehr noch als bei Ephesos begreift man hier den Wandel alles Menschenwerkes. Hier haben nicht nur die Völkerstürme eine glanzreiche Stadt vom Erdboden hinweggefegt, auch die Natur hat das Ihrige beigetragen, um das alte Bild aus unserer Vorstellung zu verwischen[1].

Milet stand zu des Pythagoras Zeit auf der Höhe seiner Blüte, dank den zahlreichen Niederlassungen, mit denen es die Küsten des Schwarzen Meeres bedeckt hatte. Auch die Mileser hatten ihr Nationalheiligtum, einen großen Apollo-Tempel mit altberühmtem Orakel. Noch ragen von demselben einige gewaltige ionische Säulen aus der ausgestorbenen, grabesstillen Ebene. Vom Meere bis zum Tempel führte eine „heilige Straße“, welche mit sitzenden weiblichen Gestalten (ähnlich den Sphinxen in Ägypten) geschmückt war; diese Skulpturen befinden sich derzeit im Britischen Museum zu London.

Mit dem Menderez haben wir die natürliche Südgrenze des alten Lydien erreicht. Jenseits (südlich) desselben dehnt sich das zum Teil bergerfüllte Karien mit dem buchtenreichen Gestade zwischen Budrun und Makri. Dieses Budrun bezeichnet eine denkwürdige Stätte, jene von Halikarnaß, bekannt durch das großartige Denkmal, welches die karische Königin Artemisia ihrem Gemahl Mausolos hatte errichten lassen. Hinter dem Mausoleum erhob sich die Stadt bis zur Küstenhöhe, von der aus man auch heute noch eine prachtvolle Rundsicht über den tief ins Festland einschneidenden Golf von Kos genießt. Halikarnaß wurde von Alexander zerstört, welcher die ganze Stadt bis auf zwei Hafentürme, die nicht genommen werden konnten, dem Erdboden gleichmachen ließ. Die noch heute stehende mittelalterliche Burg ist ein Werk der rhodisischen Johanniter.

2. Die Insel Rhodos.

Obwohl Rhodos geographisch zum Archipel der Südlichen Sporaden gehört, behandeln wir es, seiner Wichtigkeit halber, in einem besondern Abschnitte. Dazu kommt, daß der Verfasser Erinnerungen an dieses Eiland bewahrt, welche sich ihm tief eingeprägt haben.

In einer dämmerigen Sommernacht, beim Glanze des südlichen Sternenhimmels, fahren wir langsam in die Hafenstadt ein, welche den Namen der Insel führt. Das eigentümlich Schattenhafte der Scene wird durch nichts gestört, nicht einmal durch die Flamme eines Leuchtturmes, die über den Hafen einen matten Schimmer wirft. Etwelche Lichter erglimmen geheimnisvoll in der Tiefe der Finsternis. Das Bild ist von seltsamem Ernst, starr

[1] Vgl. oben S. 14.

in den Linien, schwermütig in seiner Gesamtheit. Am Nachthimmel zeichnen sich die Türme von nordischen Ritterburgen ab und scheinen riesengroß emporzuwachsen. Stimmen, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, eine schwarze Thoröffnung mit Lichtern, welche irrwischartig erscheinen und wieder verschwinden; zerzackte Mauern, vom matten Licht der Sterne wie von Silberlinien umrissen; darüber abgestufte braune Massen, die nach und nach in körperlose Dämmerung tauchen. Zuletzt, als stimmungsvoller Abschluß, der geisterhafte Zug etlicher Barken durch die schwarzblaue Flut, jeder Ruderschlag ein Silberblick des im Sternenlicht erzitternden Elementes.

Fig. 41. Kastell von Lindos auf Rhodos. (Siehe S. 252.)

Wir sind in Rhodos. — Die Insel, auf welcher die „Sonnenkinder" geboren wurden, eignet sich schlecht zu einem Nachtstück. Und dennoch halten wir das letztere mit Befriedigung fest, denn es stimmt harmonisch zu jenem Leben voll religiösen Sinnes und kriegerischen Glanzes, welches um den Namen „Johannesritter" gewoben ist.

Noch hat der Muezzin vom weitausschauenden Minaret nicht zum Morgengebet gerufen, und schon sitzen wir in dem Boote, welches uns ans Land trägt. Alles ist verändert. Zwar die Hafenburgen, die uns zu nächtlicher Stunde in ihrer finstern Größe so seltsam berührten, sind von ihren Plätzen nicht verschwunden; aber sie zeigen sich in der milden Ver-

klärung des Morgenlichtes, welches eben über den Hafen hereinflutet. Mauern und Zinnen werden zu Lichtreflektoren, aus denen Palmenwipfel wie Federkronen herauswachsen. Man glaubt jeden Augenblick, aus der dämmerigen Thorwölbung, welche sich vor uns öffnet, einen kreuzgeschmückten Ritter oder einen Janitscharengeneral mit wehendem Federbusch heraustreten zu sehen. In keiner andern griechisch-morgenländischen Stadt ist der Reisende in ähnlicher Weise voll der Erwartung, was ihm begegnen würde, wie hier auf Rhodos.

Die Stille und Verschlafenheit dauert aber nicht lange, und alle Bilder, die wir nun schauen, werden auf gewöhnlichem Wege vermittelt. Da klappern bereits die Schiffszimmerleute in den Werften und erinnern uns daran, daß das alte Rhodos der berühmteste Ort der Schiffsbaukunst und Schiffahrt im hellenischen Gesichtskreise war. Auch das griechische Leben findet sein

Fig. 42. Hafen von Rhodos.

modernes Abbild in der Geschäftigkeit und Regsamkeit, welche sich am Ufer entfaltet: eine verkleinerte Nachbildung des Treibens in Neapel zwischen Santa Lucia und der Spiaggia della Marinella. Lärmendes Volk, Trödler und Händler, polyglotte Allerweltsvermittler und Spitzbuben drängen sich an den Ankommenden heran.

Wir bewahren unsern Gleichmut, winden uns aalglatt durch das Gedränge und schreiten durch das Katharinenthor. In diesem Augenblicke möchte man eine eiserne Rüstung auf dem Leibe haben, um den Wiederhall des festen Schrittes in dieser finstern Straßenenge zu vernehmen. Solche wiederbelebte Romantik ist in der That am Platze; denn die Straße, in welcher wir uns befinden und welche alsbald mit beängstigender Schmalheit bergwärts anklimmt, ist nichts anderes als eine Gruft — die Strada dei

Cavalieri, also die alte „Ritterstraße" (Fig. 43). Mitten im Orient, in seidenweicher Luft, beim Flüstern der Palmen, im Schatten von dichtbelaubten Feigenbäumen, sind die Geschicke eines Häufleins abendländischer Helden eingesargt.

Unwillkürlich halten wir auf unserer Wanderung an, überrascht durch die Stille und Einsamkeit, welche hier herrschen. Auf den ersten Blick weiß man nicht, ob man sich zwischen Ruinen befindet oder Wohnstätten vor sich hat. Von außen ist alles verwahrlost, zerfallen und verödet. Wohl steht noch die eine oder andere Front eines ehemaligen Ritterpalastes, und ein zerbröckeltes Wappenschild ist das sichtbare Abbild einer längst in Staub

Fig. 43. Straße der Ritter zu Rhodos.

gesunkenen Herrlichkeit. Aber dicht daneben ist nichts als Schutt, Trümmerhaufen. Man hat keine Vision zu befürchten, denn ab und zu hört man ein geheimnisvolles Wispern und wendet überrascht den Kopf nach oben. Dort klebt an weiten Fensteröffnungen Holzgitterwerk, das die Anwesenheit eines türkischen Frauengemachs anzeigt. In die Dämmerung der Straße neigt sich von verwitterten Simsen einiges Grün herab, das durch Laublücken Stücke des blauen Himmels sehen läßt. Rostbraune Stufen führen zu Portalen empor, durch welche man in schattige Höfe und weite, stille Gänge blickt.

So geht es aufwärts weiter, immer tiefer in den Bereich von Ruinen hinein. Man glaubt die Zeichen jenes furchtbaren Zerstörungswerkes vor

sich zu haben, welches einst das Geschütz des Sultans Suleiman angerichtet hat. Das ist aber nicht der Fall, denn vor drei Jahrzehnten stand noch der größte Teil der Paläste in der Ritterstraße aufrecht. Wer vor dem Jahre 1856 in Rhodos war, macht sich kein Bild von der Wirkung jener Katastrophe, welche in dem genannten Jahre einen großen Teil der Johanniterbauten zu Boden warf. Ein Blitzschlag in einen großen Pulvervorrat machte eine unbeabsichtigte Mine springen, deren Wirkung jeder Beschreibung spottet. Es war, als hätte der Boden sich geöffnet und Vulkan seine Esse ausgeblasen.

Nach einem Donnerschlage, der meilenweit gehört wurde, lag fast die ganze Oberstadt in Trümmern, und wenige Sekunden später ging ein Hagel von Steinen und Quadern nieder, furchtbarer als etwa vierthalb Jahrhunderte zuvor der Hagel von Geschossen des osmanischen Geschützes. Was die Explosion damals stehen ließ, warf sieben Jahre später ein Erdbeben zu Boden. An Erdbeben hat es überhaupt der Insel nie gefehlt. Das denkwürdigste ist wohl jenes, welches den berühmten ehernen Koloß am Hafeneingange niederwarf und die Insel so schwer heimsuchte, daß im ganzen Umkreise des Mittelmeeres eine Hilfeleistung erfolgte, welche sich unserer modernen Humanität würdig zur Seite stellen läßt.

Die Explosion im Jahre 1856 hatte die denkwürdige Johanniskirche zu Boden geworfen und nur den herrlichen Turm stehen lassen. Das nachgefolgte Erdbeben zerbröckelte auch diesen in Trümmer. Immerhin steht noch das eine oder andere Palastdach in der Ritterstraße, und wer auf ein solches steigt, um Umschau zu halten, wird ein Bild der Erinnerung bewahren, welches gerade wegen seiner seltsamen Mischung von Klassicismus und Romantik unvergeßlich bleibt.

Wir behalten zunächst nur alles das vor Augen, was sich im Gesichtskreise zeigt. Es genügt, um Stunden zu verträumen. Vorn die verödete Stadt mit ihren drei Häfen, welche staffelartig angeordnet sind, durch schmale Landzungen voneinander getrennt, an deren Enden entweder alte Zwinger oder Leuchttürme stehen. Im Norden, wo das Ufer der Insel flach ist, bewegen sich die zahlreichen Arme von Windmühlen. Hart an diese Mühlen stößt nach Südwesten hin das Sumpffeld, in welchem der rhodisische Drache vom Ritter Dieudonné de Gozon, nachmaligem Großmeister des Johanniterordens, getötet worden ist.

Zu dem reichgegliederten Ufersaum im Norden steht die einförmige Landschaft im Süden in auffälligem Gegensatz. Über die Wälle und Bastionen hinweg sieht man vorerst weiße Türkengräber mit etlichen Platanen, weiterhin Vorstädte und Dörfer im Schmucke von Terebinthen, Feigenbäumen und Oliven. Es ist gerade Mittag, und das Licht auf den fernen Kampagnen blendet. Über schmucke Landhäuschen beugt sich die eine oder andere Palme,

als suchte sie Schutz vor dem Brande der Sonne. Überall herrscht eine geisterhafte Ruhe, selbst in unmittelbarer Nähe unseres Standortes, wo in dem ehemaligen Hospital der Ritter türkisches Militär sich eingenistet hat. Am meisten fesseln die altehrwürdigen Hafentürme, die so vielen Feinden widerstanden hatten und die noch immer mit ihren alten Namen, St. Johannes und St. Michael, genannt werden.

Fast unvermittelt drängt sich ein anderes Bild in den Gesichtskreis. Es ist dieselbe Stadt, aber ihre Ausdehnung ist so groß, daß sich kaum ein abschließender Rahmen ziehen läßt. An Stelle der Ritterstraße führt ein breiter Pflasterweg zum Hafen hinab und setzt sich bergwärts fort, bis zu einer Höhe, welche derzeit von malerischem Gartendickicht überwuchert ist. Allenthalben sieht man eherne Standbilder und am Hafen den Koloß des Sonnengottes mit dem Fanal in der erhobenen Rechten. Prachtbauten reihen sich in immer höher ansteigenden Terrassen ringartig aneinander und tragen den Schmuck von Standbildern, die man nach Tausenden zählt. Das ist das alte Rhodos, welches gleichen Ruhm genoß als Kunststadt ersten Ranges und als politisch-nationales Bollwerk im äußersten Osten des hellenischen Machtbereiches.

Wir steigen von der Höhe der Ritterstraße herab, wo wir ohnedies zu lange im Sonnenbrande geweilt haben, und treten über das Weichbild hinaus. Die alten Wallmauern sind bald hinter uns. Wir schreiten über die Ebene, die den Norden der Insel einnimmt, im Angesichte eines freundliches Dorfes und der bereits erwähnten Windmühlen. Die griechischen Marktleute, welchen wir begegnen, die bepackten Tragtiere und die herumschlendernden türkischen Polizeisoldaten bieten einen höchst kümmerlichen Ersatz für das alte reiche Leben.

Dieser ganze Bereich gehörte noch zu der antiken griechischen Stadt. Hier, wo Terebinthen und Oliven kaum Schutz vor den Sonnenstrahlen bieten, stand eine Flucht jener statuengeschmückten Paläste, in welchen sich begüterte Griechen des Mutterlandes niedergelassen hatten. Das Kunstverständnis war damals so entwickelt, daß selbst kriegerische Verwicklungen daran nichts änderten. In Bewunderung müssen wir jenes Königs Demetrios gedenken, der, während er Rhodos belagerte, täglich das Heim des außerhalb der Stadt verbliebenen Malers Protogenes aufsuchte, um dessen Arbeiten zu verfolgen. Die Rhodiser hinwiederum ließen die Standbilder des Königs und seines Vaters Antigonos, welche in der Stadt aufgestellt waren, unberührt.

Diese palastreiche Stadt mit ihren Marmorbildern und ehernen Kolossen, mit ihrem Reichtum und ihrer Flotte, welche zum Teile dazu berufen war, die geistigen Errungenschaften der Völker in räumliche Beziehungen zu bringen, sie war in der That die wahre „Sonnenstadt", wie Strabo sie genannt

hat. Von ihr hat sich nicht eine Erinnerung erhalten. Berühmter als irgend eine andere griechische Inselstadt, ist sie gleichwohl die denkmalärmste geworden. Das gilt überhaupt von ganz Rhodos, Lindos (Fig. 41) mit inbegriffen, wo sogar das Vegetationsbild sich geändert hat. Denn statt des der Athene geweihten Olivenhaines giebt es jetzt dortselbst Palmen und Platanen. Der größte Teil der vormals von der Natur so reich bedachten Insel ist jetzt waldlos und dürr, felsig und heiß wie der libysche Strand. Auch der Rosenflor ist verschwunden und nur die Schlangen sind geblieben.

Wir versetzen uns in eine Zeit, welche zu der oben geschilderten kaum in größerem Gegensatze steht, als die Vorstellung von dem alten Rhodos zu den Schutthaufen der heutigen Stadt. Die Sonnenkinder sind längst tot, ihre Geschlechter ausgestorben. Das Recht, auf ihrem Eilande nach Gutdünken schalten zu dürfen, ist einer barbarischen Bande zugefallen. Die Verwirrung der byzantinischen Lotterwirtschaft benützend, steigen türkische Seeräuber ans Land und braten ihre Lämmer auf einem Steinherd von abgeschlagenen Statuenköpfen. Die einstige „Insel der Seligen" ist eine Räuberhöhle; heisere Kehlen stoßen den Ruf „Allah!" aus.

Der Triumph hält nicht lange an. Es erscheinen eiserne Männer, deren Rüstung das Zeichen von Golgatha ziert. Sie fegen die wilde Wirtschaft hinweg, führen Bollwerke auf und richten sich auf Rhodos und den Nachbarinseln häuslich ein. Es sind die Ritter vom Orden des hl. Johannes. Als erste Großmeister der Insel erscheinen Foulques de Villaret und Helion de Villeneuve, welch letzterer mit seiner Flotte und den Hilfsgeschwadern der christlichen Mächte den Archipelagus absucht und den Türken Schrecken einjagt.

Sein Nachfolger ist jener Dieudonné de Gozon, der als einfacher Ritter den Drachen getötet hat. Als Großmeister vernichtete er ein türkisches Geschwader bei Imbros. Unter Philibert de Naillac hatte der deutsche Ritter Peter Schlegelhold — ein Mann von Heldensinn, aber ohne Kunstverstand — das weltberühmte Mausoleum der Königin Artemisia zu Halikarnaß zertrümmert, um mit den gewonnenen Steinen eine Ritterburg aufzuführen. Diese Burg steht noch immer am Hafen des Türkenstädtchens Budrun. Was von den Überresten noch Anspruch auf Kunstwert machen konnte, hat der Engländer Newton weggeschleppt.

Mit wachsendem Ingrimm verfolgten die benachbarten moslemischen Reiche das selbstbewußte Treiben der Johanniter. Unter dem Großmeister Johannes Lastic hatte das Ritterheer zuerst eine Flotte des ägyptischen Mamlukensultans und vier Jahre später ein Einfallsheer desselben abzuweisen. Da traf die Nachricht von dem Falle Konstantinopels und dem überschäumenden Siegesbewußtsein des Sultans Mohammed II. ein. Gleichwohl war Rhodos unter den Huldigungs-Deputationen, welche sich aus nah und fern am Goldenen Horn einfanden, nicht vertreten. Das zog den Rittern einen

Krieg zu, welcher vielleicht ein für sie glänzendes Ende genommen haben würde, wenn nicht noch ein zweiter Feind, eine venetianische Flotte, zu bekämpfen gewesen wäre. Aus dem Unfrieden der christlichen Mächte Vorteile zu ziehen, gehörte seit jeher zu den Staatskünsten orientalischer Dynastieen.

Dieser Zwischenfall ereignete sich unter der Meisterschaft Jakobs de Milly. Auch sein Nachfolger Raimund Zacosta war bestrebt, einen leidlichen Frieden aufrecht zu erhalten. Als aber mitten in der Waffenruhe ein türkisches Geschwader an verschiedenen Punkten von Rhodos Freibeuterbanden landete, welche allerlei Greuel verübten, raffte sich endlich der Großmeister d'Aubusson auf und ließ an alle Großprioren die Einladung ergehen, ihre Ritterschaft nach Rhodos zu senden, um dieses letzte Bollwerk der Christenheit im Oriente gegen das drohende osmanische Ungewitter zu schirmen. Der Zulauf war außergewöhnlich stark. Die Chroniken des Ritterordens weisen manchen deutschen Namen auf, dessen Träger an der Spitze waffenklirrender Scharen stand.

Immer gewaltiger und ausgedehnter wurden die Verteidigungswerke, aber auch immer drohender wurde die Lage, in welche der eiserne Wille des Sultans Mohammed II. den Ritterhort versetzte, den er durchaus zu Fall bringen wollte. Bei der Wahl des Generals, welcher das geplante Henkerwerk wohl am besten durchführen könnte, hatte der Sultan die geeignete Persönlichkeit zur Hand: Messih Pascha, einen griechischen Renegaten. Die Landung erfolgte auf der Westseite der Insel, und bald begann das schwere Geschütz gegen den doppelten Mauerring zu spielen. Ein gleichzeitiger Angriff von der Seeseite mißlang, doch wurde ein zweiter Versuch unternommen.

Der Schauplatz ist der mittlere oder der Haupthafen. Um der Anschauung nachzuhelfen, schreiten wir durch das südliche Thor in die schmalen Gassen hinab, welche in die Ritterstraße münden. Vor dem Katharinenthor halten wir an. Links steigt das mächtigste aller rhodisischen Bollwerke, der „Turm der Araber", empor. In der Zeit der Ritterherrschaft trug er den Namen des hl. Nikolaus. An der rechten Hafenecke steht der „Engelsturm", am Ende jener Landzunge, welche das Hafenrund abschließt. Der arabische Turm — der Name ist eine Erinnerung an die Eroberung der Insel durch die Ommejaden — steht an der Wurzel einer andern Landzunge, welche in nördlicher Richtung ausgreift und mit dem gegenüberliegenden Festlande den westlichen Außenhafen, einstmals „Galeerenhafen" genannt, einschließt. An der Spitze dieser Landzunge steht das Fort S. Elmo. Die Landzunge mit dem Engelsturm ist ihrerseits der innere Rand eines zweiten Außenhafens, des östlichen.

In diesen mittlern Hafen also ließ Messih Pascha eine eigens hierzu gebaute schwimmende Brücke bugsieren, und es gelang, dieselbe bis zum

Nikolausturme heranzuziehen. Da sprang in der Nacht ein englischer Matrose (der Name des Tapfern war Gervasius Roger) von der Zinnenhöhe ins Meer und löste den Anker, worauf die Brücke abtrieb. Die Türken zogen sie wieder heran und versuchten nun den Sturm, und zwar in nächtlicher Zeit. Bis gegen Mittag des nächsten Tages dauerte der Kampf, welcher mit dem Brande der Brücke endete. Wracks und 2000 Leichen bedeckten die Wasserfläche des kleinen Hafens.

Da entschied sich der türkische General für den Landangriff. Achtunddreißig Tage währte die Beschießung. Unter dem Hagel von Geschossen brach schließlich der Wall an einer Stelle zusammen. Alsbald war die Bresche mit 3000 Janitscharen besetzt; andere 20 000 drängten mit wilden Allah-Rufen nach. Der Kampf war ein verzweifelter. Der Großmeister d'Aubusson, dessen goldene Rüstung aus dem Pulverdampf hervorblitzte, stand in der Bresche und spornte die Kämpfenden an.

Trotz alledem, und trotz des Wunders, daß im gefährlichsten Augenblicke über dem vom Großmeister geschwungenen Ordensbanner die weiße Gestalt der heiligen Jungfrau und ein Flammenkreuz erschienen, wäre Rhodos schon damals, am 20. Juli des Jahres 1480, verloren gewesen, wenn nicht ein Zwischenfall Rettung gebracht hätte. Im Augenblicke der Entscheidung ließ nämlich der habgierige Messih Paschah, der sich die Schätze der Stadt gerne angeeignet hätte, durch Ausrufer verkünden: es dürfe nicht geplündert werden, denn alle Beute gehöre dem Sultan. Da ließen die Janitscharen vom Kampfe ab, und die außerhalb der Bresche stehenden Truppen verweigerten den Gehorsam. Im Nu waren die Wallbrüche vom Feinde gesäubert. Die 3000 türkischen Leichen, die man vorfand, übergab man den Flammen. Als die Türken abgezogen waren, machten die Rhodiser die Entdeckung, daß Messih Pascha bei 8000 gespitzte Pfähle vorbereitet hatte, mit denen er den gefangenen Christen einen martervollen Tod zugedacht hatte.

Länger als ein halbes Jahrhundert noch bewahrte Rhodos seine Unabhängigkeit. Zwei Sultane, Bajazid II. und Selim I., waren auf Mohammed II. gefolgt, ohne daß sich das erwartete Gewitter über der Insel entladen hätte. Namentlich von seiten Selims war das Schlimmste zu befürchten. Er hatte Syrien erobert und seine Janitscharen bis unter die Palmen des Nil geführt. Der Fels von Rhodos, auf allen Seiten umtobt, stand wie ein Leuchtturm im Orkan. Dann gelangte der große Suleiman auf den Thron. Ihm, vor dem nachmals drei Erdteile zitterten, sollte es vorbehalten bleiben, das große Drama einzuleiten, welches mit dem Untergange der Ritterschaft auf der vielumstrittenen Insel endete.

Sultan Suleiman II. leitete das Unternehmen mit einer Aufforderung an den Großmeister Villiers de l'Isle Adam zur Übergabe der Insel ein. Als diese Zumutung zurückgewiesen wurde, erfolgte die Kriegserklärung seitens

des Sultans. Das Heer schlug den Landweg durch ganz Vorder-Kleinasien ein und erschien zuletzt an der festländischen Küste gegenüber von Rhodos. Die Flotte war viel früher am Ziel und begann die Belagerung. Am 28. Juli 1522 landete Suleiman unter dem Donner des gesamten Belagerungsgeschützes von mehr als 100 schweren Stücken. Dann wurde sofort zum Angriff geschritten. Den ersten Stoß empfing das sogenannte „deutsche Bollwerk", wo der Ritter Christoph von Waldner (vormals Komtur von Mödling, Wien und Hagenau), ein Vorarlberger, befehligte. Von diesem Bollwerke aus erfolgten die Angriffe bald auf der ganzen Linie, rings an der Landseite der Befestigungen.

Als die Belagerer gefahrdrohende Fortschritte gemacht hatten, spielten sich in der bedrängten Festung herzzerreißende, aber zugleich erhebende Scenen ab. Über alles Lob erhaben war die Haltung der Frauen, welche mitten im Getümmel des Kampfes in den Breschen erschienen, Verwundete forttrugen, Ermattete mit Wein und Speisen labten. Als der vernichtende Schlag unmittelbar drohte, rief eine Griechin, die Frau eines im englischen Bollwerke gefallenen Obersten, ihre beiden Kinder herbei, küßte dieselben, zeichnete das Kreuz auf ihre Stirnen und durchbohrte sodann die Kleinen mit dem Dolche. Die Leichen warf sie ins Feuer, damit sie der Feind auch im Tode nicht schänden könne. Mit dem umgehangenen Ordensmantel des Gatten und seinem Schwerte stürzte die Heldin in die Bresche, wo sie augenblicklich niedergehauen wurde.

Die Tapferkeit, welche Angreifer wie Verteidiger in diesem Kampfe um das Bollwerk des Mittelmeeres an den Tag gelegt, ist des großartigen Abschlusses des geschichtlichen Trauerspiels würdig gewesen. Ein halbes Jahr hatte der Kampf gedauert, und noch immer machte sich kein Anzeichen bemerkbar, daß die Türken ihr Vorhaben aufgeben würden. Zwar waren bereits 40000 Angreifer gefallen und ebensoviele lagen kampfunfähig danieder. Aber immer drangen frische Massen in die Breschen ein, aus denen die Verteidiger, unter Führung des Großmeisters, sie hinauswarfen. Halb Rhodos war bereits ein Schutthaufen, Dutzende von Minen flogen auf, der Turm der Johanniskirche stürzte donnernd zusammen. Da gingen den Verteidigern Munition und Lebensmittel aus, und in der Meisterburg wurde mit schwerem Herzen die Übergabe beschlossen.

Suleiman war edel genug, die Bedingungen der Übergabe nicht zu verletzen, wie dies in anderen Fällen auf seiten osmanischer Machthaber häufig genug der Fall war. Die Ritter und jeder, der wollte, erhielten freien Abzug. Der ehrwürdige Großmeister im Schmucke seiner Silberhaare und seiner goldenen Rüstung, mit umgehangenem Kreuzmantel, erschien im Zelte des Großsultans. Die Begegnung war eine der merkwürdigsten, welche die osmanischen Geschichtsannalen aufzuweisen haben. Lange blickten sie

einander an, die beiden Herrscher, welche erst vor zwei Jahren zu gleicher Zeit den Fürstensitz bestiegen hatten und jetzt in so ungleichen Verhältnissen sich gegenüberstanden. Endlich brach der Sultan das Schweigen und tröstete den Großmeister damit, daß kein Mensch, und wäre er auch der höchststehende, seine Schicksalslose selber bestimme. Über allen Sterblichen walte des Allmächtigen Wille, der die Wege vorzeichne, welche die Staubgeborenen zu wandeln hätten. Nachdem der Großmeister entlassen worden war, durchritt der Sultan mit kleinem Gefolge die Stadt. Er ließ sich die Meisterburg zeigen, trat ein und machte dem tiefgebeugten Greis einen Gegenbesuch. Auch jetzt war Suleiman mild und freundlich. Beim Verlassen der Burg sagte er zu seinem Günstling Ibrahim: „Es thut mir wehe, diesen Greis aus seinem Hause zu stoßen.“ Schon um Mitternacht dieses zweiten Tages nach dem Falle von Rhodos schiffte sich der Sultan ein. Alsdann verließen die Ritter, deren Orden mehr als dritthalb Jahrhunderte (1249—1522) die Insel besessen hatte, Rhodos und siedelten nach Malta über.

3. Die Südküste von Kleinasien. — Kypern.

Kein Gebiet Kleinasiens hat eine ähnliche Pracht der Natur und Großartigkeit der antiken Denkmäler aufzuweisen wie das romantische Alpenland zwischen den Golfen von Rhodos und Adalia. Dieses Gebiet ist Lykien. Reste von Städten, Amphitheatern, Triumphpforten, Grabkammern und Sarkophagen (zum Teil, wo die Küste sank, im Sumpfe oder Meere), Tempel- und Palastruinen findet man allenthalben. Im Hochlande selbst ragen die Trümmer uralter lykischer Raubburgen, meist zur Seite schwer gangbarer Päße, durch welche die halsbrecherischen Pfade von der West- zur Ostküste führen.

Ein solcher Weg, vielleicht der beschwerlichste in ganz Kleinasien, ist jener längs der Küste von Makri, im äußersten Süden der Lykischen Halbinsel. Östlich des Xanthus-Thales, das ein herrlicher Garten ist, voll Lorbeer- und Citronenhainen, treten die Hochberge hart ans Ufer heran. Beim Kap Chelidonia genießt man einen überraschend schönen Blick auf das in Terrassen emporsteigende Hochland und in das grüne Alpenthal des Alagur-Flusses, das sich, im Süden mit Lorbeerhainen geschmückt, nordwärts zwischen den Schneehöhen des Taschtaly-Gebirges verliert.

Die Klippenküste im Osten, allerorts überwuchert von herrlichen Myrten- und Granatbäumen, fällt rasch ab. Die Küstenebene von Adalia, das an der innersten Krümmung des gleichnamigen Golfes liegt, gehört bereits zu Pamphylien, jenem breiten, vegetationsreichen, aber wegen seines Fieberklimas fast entvölkerten Küstenstriche, von dem aus die ersten Vorstufen des Taurus-Gebirges ansteigen. Auch Pamphylien ist mit Ruinen besäet,

deren berühmteste diejenige von Termissus (dessen Paßhöhe Alexander überschritt), Perge, Asperdos und Sido sind. Im Hintergrunde der Küste baut sich das rauhe Hochland von Pisidien auf. Der pamphilische Küstenweg führt durch Gärten und Haine von Granat- und Lorbeerbäumen vorbei an turkmenischen Friedhöfen und tritt dann auf den Boden Kiliciens über. Das halbinselförmige West-Kilikien wird vom Kalikadnos durchströmt, der eines der schönsten Thäler Kleinasiens bewässert. Da giebt es Myrten und Granaten, herrliche Platanen, vereinzelte Palmen, Feigen- und Olivenhaine. In der warmen, sonnigen Ebene erstrecken sich die Weiden der turkmenischen Hirten, deren Herden auf den Bergmatten der Taurus-Alpen übersommern.

Kilikien ist ein kulturgeschichtlich denkwürdiges Land mit mancherlei baulichen Erinnerungen an vergangene Zeiten. Die wichtigste Örtlichkeit ist das etwas landeinwärts gelegene uralte Tarsos, eine Gründung Sardanapals und Geburtsort des Apostels Paulus. In den nahen Gewässern trug sich jenes Abenteuer zu, in welches Antonius durch die Verführungskünste der Kleopatra verstrickt wurde. Landeshauptstadt ist jetzt Adana, in fruchtreicher Ebene, mit dem schmutzigen, aber handelsthätigen Mersina als Hafen-Echelle. Im Osten der adanitischen Ebene buchtet sich der Golf von Issus ein, die östliche Grenzmarke der anatolischen Mittelmeerküste, denkwürdig als Schauplatz der Alexanderschlacht. Am sumpfigen Ufer (mit Hochbergen dahinter) erstrecken sich die Buden des Hafenstädtchens Alexandrette (Iskanderun), welches deshalb merkwürdig ist, weil fast alle Entwürfe für die sogenannte „Euphratbahn" diese von hier ausgehen lassen.

In den Winkel zwischen Kleinasien und Syrien hineingerückt, erstreckt sich die große Insel Kypern, deren Rolle im östlichen Mittelmeerbecken eine ähnliche war, wie jene Siciliens im westlichen. Die Insel war eines der ersten Gebiete, welche die Phöniker außerhalb ihrer engern Heimat in Besitz nahmen. Früher noch hausten hier die Chittier — die „Chéta" der ägyptischen Hieroglyphen und assyrischen Keilschriften. Zur Zeit Salomos regierten auf Kypern „Könige der Chittier", welche aus Ägypten Streitwagen und Pferde bezogen (1 Kön. 10, 28). Dann wurde es die Beute des ninivitischen Königs Sargon, später die des ägyptischen Königs Amasis, worauf es abermals den Assyrern (Sardanapal) zufiel.

In der Folgezeit herrschten auf der Insel der Reihe nach fast alle Völker, welche im Mittelmeere als Gebieter auftraten: Griechen, Perser, Römer, Byzantiner, Araber, die Kreuzfahrer u. s. w. Im spätern Mittelalter gehörte Kypern den Königinnen aus dem Hause Lusignan; dann folgten die Venetianer und auf diese die Türken. Am 4. Juni 1878 wurde Kypern England zur Verwaltung übergeben, und zwar gegen Zahlung des Über-

schusses der Verwaltungskosten an den Sultan. Das Besitzrecht ist übrigens letzterem vorbehalten. Die eingegangene Gegenverbindlichkeit Englands besteht darin, den asiatischen Besitzstand der Pforte gegen weitere Angriffe von seiten Rußlands zu verteidigen.

Den traurigsten Abschnitt in der neuern Geschichte Kyperns bildet die Eroberung durch die Türken. Als Sultan Selim II. (genannt „der Trunkenbold") hörte, daß auf der Insel der beste Wein wachse, ließ er zu, daß seine ehrgeizigen Generale an die Eroberung von Kypern schritten. Die Städte wurden in mörderischen Kämpfen genommen oder durch Hunger zur Übergabe gezwungen. In dem letztern Falle war die von dem edlen Bragadino verteidigte Stadt Famagusta (an der Ostküste der Insel). Trotz den ehrenhaftesten Bedingungen der Übergabe wurde Bragadino scheußlich verstümmelt, den ausgesuchtesten Qualen ausgesetzt und zuletzt noch lebendig geschunden. „Wo ist nun dein Christus?" rief der Henker Mustapha Pascha; „warum kommt er dir nicht zu Hilfe?" Die ausgestopfte Haut des Helden, der keinen Schmerzenslaut ausgestoßen, wurde in Konstantinopel ausgestellt. Die Antwort der Christenheit auf diese Scheußlichkeit war die Schlacht von Lepanto (s. S. 212), welche kurz hierauf statthatte und sich für die türkische Flotte zu furchtbarer Niederlage gestaltete.

Der gewöhnliche Anlaufhafen, Larnaka, liegt im Süden der Insel — ein reizloser Ort an flachem Gestade. Von hier geht es durch größtenteils ödes Land nach Leukosia, der heutigen Hauptstadt, welche sich äußerlich ganz stattlich ausnimmt mit ihren wohlerhaltenen venetianischen Festungswerken, ihrem gotischen Sophiendom, ihren Minarets und den vielen Palmen, im Innern aber voll Schmutz und Verfall ist, oder doch vor der Besitzergreifung durch die Engländer war. Der Sophiendom, einst Krönungskirche der fränkischen Könige, wurde nach der türkischen Eroberung zur Moschee.

Von einem ihrer Minarets überschauen wir die große Ebene des Binnenlandes mit dem kyprischen Olympos im Südwesten und die lange Bergkette im Norden. Die letztere begleitet die ganze Nordküste und erfüllt im äußersten Osten einen halbinselartigen Ansatz, der nach dem Golfe von Iskanderun (Issus) hinausgreift. Fern im Südosten sieht man die Türme und Minarets von Famagusta, der einstigen glanzvollen Hafenstadt der Venetianer, mit Ruinen von Domen und Palästen. Erwähnen wir noch die alten Kultusstätten der Aphrodite von Amathus und Paphos, so ist das Wissenswerte über Kypern erschöpft. Die alte weitberühmte Fruchtbarkeit der Insel ist längst dahin. Es hat sich gezeigt, daß die Engländer bisher nicht im stande waren, die Verwüstung und Verwahrlosung, welche das Türkentum geschaffen, zu beseitigen.

Fig.

Beirut.

4. Der Ostrand des Mittelmeeres.

Folgt man der Küste von Syrien von ihrem äußersten Nordende, so stößt man zuvörderst auf die Mündung des Orontes (Asy), des größten syrischen Stromes. Dort ist ein Trümmerfeld, an dessen Stelle wir uns das glänzende Seleukia, die Stadt des Seleukos Nikator, zu denken haben. Zwischen den Ruinen liegt derzeit ein elendes Araberdorf. Einst segelten ganze Flotten den Orontes hinauf; heute ist die Mündung derart versandet, daß kaum kleine Segelboote über die Barre, welche die Einfahrt verlegt, hinwegfahren können. Die Thalhänge des untern Orontes sind noch immer herrlich, verschönt durch viele Bäche, welche als Kaskaden über die Felswände rinnen. Sie erfrischten vor Zeiten den berühmten Daphne-Hain der Antiochener. Von diesem Haine ist kein Stämmchen mehr vorhanden, desgleichen sind die Tempel, Lustgärten und Bäder verschwunden.

Das heutige Antiochia, von den Türken Antakié genannt, ist ein gefährliches Brutnest des Fanatismus und Fremdenhasses. Von den berühmten Verteidigungswerken, welche die Kreuzfahrer erstürmten, stehen noch ganze Wallinien und Türme zwischen steilen, mit Stechpalmen und Lorbeer besetzten Höhen. Eine hervorragende Rolle spielte Antiochia im Beginne des Christentums. Es bildete sich hier zuerst eine Gemeinde von Judenchristen. Von hier aus begab sich der Apostel Paulus auf seine Missionsreise, und Antiochia, „die Metropole des Orients", wurde so zur zweiten Wiege des Christentums. Nach alter Überlieferung hatte der Apostel Petrus selbst die Kirche in Antiochia gegründet und sieben Jahre dort das Bischofsamt verwaltet. Antiochia hat im Laufe der Zeit wiederholt furchtbar durch Erdbeben gelitten. Katastrophen dieser Art spielen bis in die neueste Zeit hinein.

Das Gestade, das von der Orontes-Mündung südwärts verläuft, ist das eigentliche Küstenland der Phöniker. Wir verweisen auf das, was wir andernorts (S. 63) über die alten phönikischen Mutterstädte gesagt, und kehren, zuletzt an Tripoli (Tarabulus) und dessen Hafenstadt El Mina vorübersteuernd, in Beirut (Fig. 44), der größten und wichtigsten Örtlichkeit an der syrisch-palästinensischen Küste, an. Die Stadt liegt im äußersten Westen eines herrlichen, vom Libanon überragten Golfes und breitet sich über mäßige Erhöhungen aus. Man hat zunächst die graugelbe Altstadt mit den alten Hafentürmen vor sich, über welche der Blick nach den höher gelegenen Gartenvorstädten schweift. Während die Altstadt winkelig und unfreundlich ist, bestechen die Gartenviertel mit ihrer anmutigen Umrahmung von Palmen und Cypressen, von Oleander- und Olivenhainen. Im äußersten Süden dehnt sich ein Pinienhain aus, ein „Bannwald" für das dortige Dünengestade.

An Beirut ist das Schönste seine Lage und seine landschaftliche Umgebung. Auf den steilen Berghängen des Hintergrundes kleben Maroniten-

Dörfer und -Klöster, alte Burgen oder Ruinen, alles von einem grünen Mantel umschlungen. Seeseits zeigt sich das Städtebild verschönt durch villengezierte Gärten, blitzende Küstenbäche und vor allem durch das Meer, welches in dem schöngeformten Golfe einen Lustteich zu bilden scheint. Wer von Beirut aus die treffliche Fahrstraße landeinwärts einschlüge, käme nach zwei Tagreisen — mitten durch alle Pracht des Libanon-Gebirges — nach Damascus, der heutigen Hauptstadt von Syrien und jener Örtlichkeit, welche unter allen alten Städten des Landes Namen und Bedeutung bis auf diesen Tag erhalten hat. Auf jener Fahrt (in bequemem europäischem Postomnibus) geht es bald an Maroniten-, bald an Drusen-Dörfern vorüber und an mancher Stätte der Greuel in jenen Religionskämpfen, welche noch vor kaum drei Jahrzehnten in diesem Gebiete wüteten (vgl. S. 133). Vielleicht ist auch heute die Ruhe nur eine scheinbare, doch ist immerhin die Hoffnung berechtigt, daß Macht und Einfluß die Wiederholung solcher Greuel verhindern werden.

Setzt man von Beirut die Küstenfahrt nach Süden fort, so tritt alsbald eine weißschimmernde Stadt am Saume des Gestades in den Blick. Es ist Saïda (Fig. 45), an der Stelle des alten Sidon, eine der denkwürdigsten Städte des Mittelmeeres. Wie es sich mit dieser phönikischen Mutterstadt verhält, wurde bereits (S. 63) erzählt. Von all dem Glanze und Ruhme der Vergangenheit weiß das heutige Saïda freilich nichts. Sein Anblick von der hohen See aus ist aber noch immer entzückend, namentlich wenn das volle Tageslicht auf der weißen Häusermasse liegt, und hinter der Garten-Oase, welche die Stadt landseits umgiebt, die gewaltigen Schneegipfel des Libanon aufragen. Saïda drängt sich auf dem schmalen Vorgebirge zusammen, welches im Altertum nur einen Teil der Stadt trug, während der andere Teil sich landeinwärts erstreckte. Von den beiden Häfen Sidons ist nur mehr der nördliche vorhanden. Ein Hafenkastell beherrscht den Zugang, steht aber selber durch einen zum Teil gewölbten Dammweg mit dem Festlande und der Stadt in Verbindung. Die alten Ringmauern rühren aus der Zeit der ägyptischen Herrschaft in Syrien.

Herabgekommener noch als Saïda ist dessen einstige Schwesterstadt Tyrus (heute Sur genannt), eine Strecke südwärts, an der Küste. Die voreinst glorreiche Beherrscherin der Meere und stolze Mutterstadt des phönikischen Städtebundes beherbergt derzeit in ihren verfallenen, ab und zu von einzelnen Palmen überragten Häusern keine 5000 Seelen. Die Stadt liegt an der Nordwestecke des ehemaligen „Insel-Tyrus". Jetzt ist die Insel mit dem Festlande verwachsen. Der Damm, welchen Alexander der Große anlegen ließ, um Tyrus zu bezwingen, ist noch immer zu erkennen. Im übrigen liegt hier der Schutt von ganzen Jahrtausenden in Schichten aufeinander. Man müßte durch die Schuttlagen aus saracenischer Zeit und

aus dem Mittelalter dringen, bevor man nur auf byzantinische und römische Überreste käme. Altphönikisches ist gar nichts mehr vorhanden. Auf der

Fig 45. Saida.

Westseite schäumt die Brandung über den Trümmersturz mittelalterlicher Mauern. Im Osten von Alexanders Damm folgt die fruchtbare Ebene bis

zu dem Felshügel, der einst die Burg von Palä-Tyrus trug. Der Gebirgszug ist, wie zu Saïda, von zahlreichen Felsgrüften durchbrochen, in denen hin und wieder noch große weiße Marmorsarkophage stehen.

Die nächste Stadt, auf welche wir, immer nach Süden fortschreitend, stoßen, ist Akka (St. Jean-d'Acre). Die Küste Palästinas tritt hier stark zurück, eine geräumige Bucht bildend, an deren Südrand eine zweite wichtige Küstenstadt, Haifa, liegt. Die Südseite der Bucht wird von einem mäßig hohen Gebirgsrücken gebildet, der weit ins Meer hinausgreift und mit einem steilen, felsigen Vorgebirge abschließt. Berg und Kap führen den Namen Karmel, und ebenso heißt das berühmte Kloster, das auf die See hinausschaut. Die heutige ansehnliche, im italienischen Stil aufgeführte Kirche hat nichts mit den Klosterbauten gemein, die auf derselben Stelle gestanden und wiederholt zerstört worden sind. In den zwanziger Jahren während des griechischen Aufstandes von den Türken zerstört und bald hierauf wieder aufgebaut, ist das Karmel-Kloster einer der Vorposten abendländischer Kultur im Orient.

Von der Kloster-Terrasse des Karmel (d. i. „Baumgarten") genießt man eine zaubervolle Rundsicht über Land und Meer. Die Grasflur im Südosten ist die Ebene Esdrelon, auf welcher zahlreiche blutige Schlachten geschlagen worden sind. Sie ist der Schauplatz, auf welchem die Prophetin Deborah gegen Israel kämpfte, wo Gideon die Midianiter vernichtete, und Saul, Israels erster König, den Tod des Verzweifelten starb. Auch Assyrer und Ägypter haben ihre Stärke auf dieser Walstatt gemessen, und ganz zuletzt (1799) trieb hier ein moderner Welteroberer, Bonaparte, mit einem Häuflein Soldaten ein ganzes türkisches Armeecorps über die Berge Galiläas. Am Nordabhange des Karmel-Berges erstreckt sich neben dem elenden Haifa eine freundliche Niederlassung der deutschen Templer-Gemeinden, die auf palästinensischem Boden wahre Musterwirtschaften ins Leben riefen. Höher hinauf dehnt sich eine Strandebene mit zahlreichen Dünenhügeln. Kurz vor Akka, wo das Naaman-Flüßchen ins Meer fällt, wird noch immer eine Muschelart gefunden, welche mit der Purpurschnecke aus phönikischer Zeit verwandt ist.

An der Küste folgt weiter südwärts Kaisariyeh, einst Cäsarea, eine von Herodes erbaute Prachtstadt. Er hatte sie als Hafenplatz an der hafenlosen Küste neu gegründet und nach Cäsar Augustus benannt. Überreste, namentlich Granitsäulen, sind in den mittelalterlichen Dämmen und Mauern verbaut. Die heutige Stadt liegt hinter einem ins Meer hinausgreifenden und von einem Kastell überragten Felsriffe und ist im Innern voll Schutt und Ruinen.

Setzt man die Fahrt fort, so unterbricht alsbald ein eigentümliches Städtebild den einförmigen Verlauf der Küste. Dicht an das Ziel herangerückt, gewahrt man eine moosige Festungsmauer, dahinter ein Gewirr grauer

Steinhäuser, flache Dächer mit weißgetünchten Kuppeln, ein niedriges Minaret, mehrere Klöster, rechter Hand eine dunkle, schroffe Felswand, linker Hand eine gelbe Sanddüne, hinter welcher Gärten grünen. Es ist Jafa (Fig. 46), die am meisten besuchte Einbruchstation auf dem Boden Palästinas.

Vor der offenen Rhede liegt ein Klippenkranz, welcher das Landen bei bewegter See gefährlich macht. Die Stadt aber ist still und einsam. Einiges Leben herrscht nur am Thore und am Marktplatz außerhalb der Mauern. Dieses Thor — das Jerusalemer Thor — ist ein hoher Bogen, von einem Turme flankiert, mit einer maurischen Fontaine, deren Wasserstrahlen in Marmorbecken abfließen. Einige Schritte jenseits des Jerusalemer Thores,

Fig. 46. Jafa.

zwischen dem Stadtgraben und den Orangengärten, liegt die Vorstadt, in welcher das ganze Jahr hindurch eine Art Jahrmarkt abgehalten wird.

Das „Wasserthor" ist der andere Zugang zur Stadt. Es ist eigentlich nur ein schmaler Spalt, gerade groß genug, um ein bepacktes Lastkamel durchzulassen. Geht die See hoch, so schlägt die Brandung bis in den Thorweg herein und überschüttet den diensthuenden Polizei-Offizier mit Traufen. Durch diesen Spalt muß alles, was vom Meere nach Palästina kommt, aus den Booten heraufgehoben werden. In gleicher Weise muß alles, Menschen und Früchte, was außer Landes geht, durch das enge Loch in die tanzenden Kähne geschafft werden. Wenn ein Dampfer auf der

Rhede liegt, geht dieses Verpacken, dieses Hinausschaffen von Waren und Menschen stundenlang hintereinander fort.

An Yafa knüpft sich ein uralter Fischmythus. Hier soll Andromeda, die Tochter des Kepheus und der Joppe (der Tochter des Äolus), an den Felsen geschmiedet worden sein, um von dem Meerungetüm verzehrt zu werden; aber sie wurde von Perseus befreit. Der Prophet Jonas ward, nachdem er Joppe verlassen, von dem großen Fische verschlungen und hierauf wieder ausgespieen. Nicht nur bis ans Ende der römischen Zeit, sondern noch spät, bis ins 16. Jahrhundert, wurde die Stelle gezeigt, wo Andromeda an den Uferfelsen gefesselt war. Desgleichen wurden Knochen eines ungeheuern Fisches vorgewiesen.

Etwa fünf Viertelstunden von Yafa, im Nordosten, befindet sich das Dorf Sarona, eine Niederlassung der deutschen Templer-Gemeinden. Sowohl hier als an der ganzen Ostseite von Yafa breiten sich anmutige Gärten mit Rebendächern und Orangenhainen aus: ein wahres Labsal für das Auge, das im Anblicke des schmutzigen und elenden Yafa sich solcher Bilder entwöhnt hat.

Die südlichst gelegene Küstenstadt Palästinas ist Ghaza, ein Ort von mehr ägyptischem als syrischem Gepräge. Der Bazar beispielsweise kann sein fremdartiges Leben nicht verleugnen, und weniger noch können es die Frauen, deren Schleier ganz so wie die der ägyptischen sind. Die Stadt liegt am südlichen Ende der aus Olivenhöhen und Weidegründen bestehenden Landschaft Philistäa, auf einem Hügel, welchen Palmen umgeben, eine Stunde vom Meere entfernt. Es ist die Stadt, deren Thor einst Simson samt den Pfosten aushob und davontrug. Berühmt ist Ghaza durch Alexander geworden, welcher hier einen harten Strauß auszufechten hatte. Der persische Feldherr, welcher die Stadt verteidigte, Batis, war nicht gewillt, vor dem Weltbezwinger sich zu beugen. Als die Griechen schließlich dennoch mit dem Damm für die Sturmböcke fertig wurden (wie bei Tyrus), wurde die Stadt erstürmt, wobei 10000 Verteidiger umkamen. Batis, der verwundet in Alexanders Hände fiel, ward — wie einst Hektor von Achilleus — an einen Kriegswagen gebunden und um die Stadt geschleift. Diese Grausamkeit Alexanders ist übrigens nicht verbürgt, und ebensowenig ist es ausgemacht, ob die heutige Stadt an der Stelle der alten liegt. Der neue Ort hat weder Mauern noch Thore, wohl aber einige ansehnliche Gebäude.

III. Die afrikanischen Küsten.

1. Der Nordrand der Sinai-Halbinsel und das Nil-Delta.

Bald unterhalb Ghazas schwenkt die Küste westwärts ab. Das öde Gestade, welches dort am Saume des südöstlichsten Mittelmeergolfes sich erstreckt, ist reizlos, aber bedeutungsvoll als uralter Völkerweg. Wie kaum

ein zweites Durchzugsland im Bereiche der Alten Welt, hat dieses Einlaßthor zwischen Asien und Afrika — die Wüste Tih der Sinai-Halbinsel — ein immerwährendes Drängen von Völkern und Heereszügen gesehen. Seit einigen Jahrhunderten ist es dort stille geworden; aber der Uferweg wird noch immer belebt von Karawanen, welche den Landverkehr zwischen Ägypten und Syrien vermitteln. Weitab von dieser Straße, fern im Süden der Sinai-Halbinsel, drängen sich die granitenen Massen jenes Gebirges zusammen, an welche sich bedeutsame biblische Erinnerungen knüpfen. Wir weichen daher diesmal ab von unserer Gepflogenheit, nur die Küstenlandschaften vor Augen zu behalten, und werfen einen Blick in die sinaitische Bergwildnis.

Als Hochwarte der ganzen Gruppe giebt sich der Sinai selbst, ein mächtiges Bergmassiv mit blauduftigen Zacken. Etwas nördlicher erhebt sich der Horeb mit seinem fast senkrecht in die Wüste abfallenden Nordhange. Im Südwesten steht der dunkle, zackige, die beiden anderen Bergriesen überragende Katharinenberg. Auf dieser Höhe hatten Engel den Leichnam der hl. Katharina, welche in Ägypten den Märtyrertod erlitt (Anfang des vierten Jahrhunderts) gebracht, und alsbald bevölkerte sich die todstille Wüstenei mit zahlreichen Einsiedlern. Die Kapelle, welche sich in der Folge hier erhob, ließ Konstantins Mutter, die fromme Helena, herstellen, und Konstantin selber umzog den Bau mit starken Mauern zum Schutze gegen die räuberischen Beduinen. In dieser Gestalt zeigt sich das „Katharinenkloster", nun namentlich von seiten Rußlands reichlich mit Geschenken bedacht. Das Hauptgebäude ist die Basilika aus Justinians Zeit. Man sagt, daß deren Chor sich über der Stelle des „brennenden Dornbusches" erhebe. An die Klostergruppe schließt der mauerumfriedete Garten, eine prächtige Oase in der großartigen Wildnis.

Zum Horeb hinauf führt ein steiler Felsenpfad bis zur Elias-Kapelle; noch etwa 200 m höher ragt der Scheitel des Berges: ein ungeheuerer Granitblock, zu Zeiten von furchtbaren Gewittern umtobt. Unter Gewittern vernahm auch Moses die Stimme Jehovahs. Um Horeb und Sinai im Süden ist freier Raum, die Ebene Sebajeh, von der aus um das Massiv des langgestreckten Horeb zwei schmale Thäler nordwärts führen. Hat man diese hinter sich, so öffnet sich knapp unter den Felsschroffen an der Nordseite des Horeb die Ebene Raha (Raphidim der Bibel), wo Moses Wasser aus dem Felsen schlug. Der Zugang zu der vorgenannten Ebene von Norden her ist das enge, gewundene Thal Wadi Scheich, bemerkenswert durch seine Tarafbäume oder Manna-Tamarisken.

Schöner als dieses Thal ist jenes von Farran, wo es ganze Wälder von Palmen und Orangen, ferner Weintrauben und Melonen giebt. Blumengeschmückte Weiden und Vogelsang täuschen uns über die Nähe der sinaitischen Wildnis hinweg. Dieses Farran-Thal wird im Süden von dem

mächtigen Serbal überragt, welcher von mancher Seite für den biblischen Sinai angesehen wird. Auf den Hängen giebt es feste Niederlassungen, Schaf- und Ziegenherden, genau so wie zur Zeit Moses', in welcher das Thal von Amalekitern bewohnt war. Weiter im Norden erstreckt sich die Wüste Sin, roter Sandgrund mit dem Kalkgebirge Tih zur Seite, während der Sinai selbst, der mit seinen vielen blauduftigen Zacken im Südosten steht, ein Granitmassiv ist. Das Farran-Thal windet sich westwärts zum Meere, dem Golfe von Suez hinab. Ein Stück hellblauen Wasserspiegels schließt die Thalpforte ab, dann folgt eine gelbe Strandebene und jenseits des Golfes das graugelbe Hochufer des afrikanischen Gestades.

Die Überfahrts- und Handelsdampfer, welche zwischen Palästina und Ägypten verkehren, berühren die sinaitische Küste nicht. Sie nehmen den alten Kurs von Jafa nach Alexandria oder nach dem nördlichen Ende des Suez-Kanals. Hier wird Port Saïd angelaufen, eine Stadt, welche dem Kanalbau ihre Entstehung verdankt. Sie ist in der That ein aus dem Meere aufgestiegenes Wunder und ihr Aufschwung noch immer im Zunehmen begriffen. Die Kanaleinfahrt vom Mittelmeere her war ursprünglich ein Verbindungskanal zwischen der hohen See und dem Menzaleh-See, von flachen Lagunen inseln begrenzt, deren westliche nun die Stadt Port Saïd trägt. Sie bietet durch ihre Lage auf der schmalen und flachen Insel mit ihren tiefsandigen Straßen und vorwiegend hölzernen, auf Pfählen erbauten Häusern einen fremdartigen Anblick. Den Mittelpunkt der Stadt bildet die Place Lesseps mit hübschen Gartenanlagen. Das weitaus Wichtigste aber, was man in Port Saïd sehen kann, sind die Hafenanlagen. Der Hafen führt die Bezeichnung Grand Bassin Ismaïl und besteht aus mehreren Abschnitten. Prachtvolle Bauten sind die gewaltigen Molen, welche die Einfahrt des Kanals begrenzen. Diese Wellenbrecher, durchweg aus künstlichen Steinblöcken (im ganzen 25 000 Stück im Werte von 10 Millionen Francs) aufgeführt, gehören zu den großartigsten Bauten des Suez-Kanals.

Die nächste Küstenstadt westwärts ist Damiette, an der Mündung des östlichen Nil-Armes gelegen. Trotz dieser vorteilhaften und wichtigen Lage ist die Stadt ohne Bedeutung und ohne Merkwürdigkeiten. Sie macht einen höchst nüchternen Eindruck und beansprucht nur geschichtliches Interesse, eingedenk der Rolle, welche sie in den Kreuzzügen spielte (s. S. 115). Damiette liegt am rechten Ufer des Nil-Armes, dem es den Namen gegeben hat, aber zugleich am Ufer des Menzaleh-Sees, jenes ausgedehnten brackischen Binnengewässers, das einen bedeutenden Flächenraum zwischen dem genannten Nil-Arme und dem Suez-Kanal einerseits und zwischen dem Mittelmeere und dem Kulturlande im nordöstlichen Gebiete des Nil-Deltas andererseits einnimmt. Dieses Kulturland ist das alte Gosen mit der erquicklichen Lebensluft, wie sie über der hartgebackenen reinen Wüste oder den blühenden

Reps-feldern weht, und dem wunderbar heitern Lichte, das von Luft und Waſſer und Palmenwipfeln, wie es ſcheint, mit demſelben Entzücken getrunken wird, wie von der Menſchenſeele.

Die Verbindung zwiſchen dem Binnenſee und dem Meere iſt durch zwei Durchbruchſtellen in den Geſtadedünen — vor Zeiten die „mendeſiſche“ und „tanitiſche“ Mündung des Nil — hergeſtellt. Ein Teil des Sees bedeckt früheres Kulturland, in welchem die prächtige Iſis-Stadt Tanis lag; ihre Trümmer ſieht man derzeit auf einem Eilande inmitten der Waſſerwildnis. Die größte Merkwürdigkeit des Sees ſind ſeine ungeheueren Mengen von Vogelwild. Scharen von Pelikanen, Flamingos und Nilgänſen tummeln ſich auf der ſchillernden, ſcheinbar unbegrenzten Waſſerfläche. Bald füllen ſie die Rohrwälder am Saume der zahlreichen Inſeln, bald ſchwimmen ſie in geſchloſſenen Kolonnen über die glatte Waſſerbahn, oder erheben ſich in die Lüfte, Wolken bildend, welche die Sonne verfinſtern. Beſonders in den Morgenſtunden, wenn die Dämmerung über die hohen Dämme des Suez-Kanals hereinbricht, wird es lebendig in den ſchilfbewachſenen Schlupfwinkeln des Sees. Früher breitete ſich derſelbe viel weiter nach Oſten aus, doch iſt derjenige Teil, welcher nach Herſtellung des Kanals öſtlich desſelben zu liegen kam, trockengelegt worden, da ihm durch die Kanalanlage die Nil-Zuflüſſe abgeſchnitten wurden.

An dem frühern öſtlichſten Rande des Menzaleh-Sees und faſt dicht an der Küſte iſt die Stätte von Peluſium. Die Örtlichkeit iſt denkwürdig durch die große Entſcheidungsſchlacht, in welcher das Pharaonenreich unter Pſammenit den Scharen des Kambyſes unterlag. Aus alter Zeit iſt nichts mehr vorhanden; die Trümmer einiger Kaſtelle, welche man ſieht, ſind Römerbauten. Gegen Oſten verläuft die ſinaitiſche Küſtenſtraße, ein Weg, auf welchem mancher ägyptiſche, mancher aſſyriſche und griechiſche Soldat verſchmachtet iſt.

Die großen Paſſagier- und Handelsſchiffe berühren außer Port Saïd am Nordrande des Nil-Deltas nur Alexandria, den altgriechiſchen, ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts zu neuem Leben erwachten Stapelplatz an Ägyptens Nordküſte. Die Stadt hat ein faſt abendländiſches Gepräge und erinnert nur wenig an den Orient. Die beiden berühmten Obelisken ſind verſchleppt und ſtehen heute der eine am Themſe-Quai in London, der andere im Centralpark von New-York. Der größte Teil der Stadt iſt nach europäiſchem Zuſchnitt, von breiten, geraden Straßen und Boulevards durchzogen. Das einzige antike Denkmal iſt die ſogenannte Pompejus-Säule. Eine Spazierfahrt längs des Mahmudié-Kanals und in die Gärten vor der Porte de Rosette iſt wohl lohnend; doch darf man hierbei keine orientaliſchen Überraſchungen erwarten.

Alexandria liegt auf dem ſandigen Streifen zwiſchen dem Meere und dem ſumpfigen Mareotis-See und nimmt faſt denſelben Raum ein, den

die alte Stadt innehatte; nur ist der Raum, welcher damals innerhalb der Landmauern im Süden mit Häusern verbaut war, heute durch Gärten oder weite, öde Plätze ersetzt. Die jüngere Wallmauer aus mohammedanischer Zeit beginnt gerade in der Mitte der Breitenausdehnung des antiken Stadtgebietes. Andererseits nehmen heutige Stadtviertel weit nach Norden ihre Ausdehnung, dorthin, wo vor alters die Pharos-Insel lag, beziehungsweise der Verbindungsdamm „Heptastadion" sich zog. Heute, wie im Altertum, dehnen sich zu beiden Seiten des schmalen Halses, welcher Insel und Stadt miteinander verbindet, die beiden Häfen aus. Der alte Haupthafen lag östlich, während sich der heutige Verkehr den westlichen Hafen erwählt hat. Hier sieht man die Quais und Molen der erst im letzten Jahrhundert zu namhaftem Aufschwunge gelangten Stadt, den Mahmudié-Kanal im Süden und das Schloß Ras et Tin im Norden.

Der Erbauer dieses Schlosses war Mohammed Ali, der für Alexandria eine Vorliebe hatte. Diese Vorliebe ging so weit, daß er — der Sohn eines makedonischen Straßenwächters — selbst den Vergleich seiner Person mit einem andern großen Makedoner (Alexander dem Großen) als selbstverständliche Huldigung von Höflingen und fremden Schmeichlern entgegennahm. Einiges alexandrinische Blut pulste allerdings auch in Mohammed Ali. Wie sein größerer Landsmann, hatte er durch rastlose Thatkraft Alexandria zu großer Bedeutung verholfen. Tausend Barken wurden gezimmert und der erwähnte Mahmudié-Kanal nach der verödeten Hafenstadt geführt, um den Ertrag des neubelebten Ackerbaues gegen das Geld Europas umzutauschen. Am südlichen Rande des Hafens hatte Mohammed Alis jüngster Sohn, Saïd Pascha, ein phantastisches Schloß erbauen lassen. Zwei andere vicekönigliche Residenzen zu Alexandria sind das Schloß Mustapha Pascha, unterhalb der Stadt, an der Eisenbahn nach Rosette, und Mimre Telate, ein Palast inmitten der mitunter seltsam gebauten Villen, welche den Mahmudié-Kanal säumen. Dort dehnt sich auch der Jardin Pastré aus, der Sammelplatz der feinen Welt Alexandrias.

Der schönste Teil der Stadt ist derjenige, welcher sich rings um die Place Méhémet Ali ausbreitet und diese in sich begreift. Der Platz ist von stattlichen Gebäuden umrahmt und geziert mit Fontainen und Baumanlagen. In der Mitte erhebt sich 11 m hoch auf gewaltigem Marmorsockel das Reiterstandbild Mohammed Alis in Erzguß. Tritt man von diesem Platze in die südliche Parallelstraße und weiter über den Square Ibrahim in die lange und stattliche Rue de la Colonne, so erreicht man alsbald bei dem gleichnamigen Thore die südlichen Befestigungsmauern der Stadt und mit ihnen den südlichsten Stadtteil, der sich bis zum Mahmudié-Kanal dehnt. Dort erhebt sich auf einem kahlen Hügel die schon erwähnte Pompejus-Säule, ein 20 m hoher Monolith aus rotem Assuaner Syenit, von einem

roh gearbeiteten korinthischen Kapitäl gekrönt, der einst das Standbild des Kaisers Diocletian getragen haben soll. Ihren Namen hat die Säule von ihrem Erbauer, dem Präfekten Pompejus. Eine alte alexandrinische Lokalsage will freilich wissen, daß es nicht das Standbild Diocletians, der wegen seiner Grausamkeiten bei den Ägyptern in bösem Rufe stand, gewesen sei, sondern ein — ehernes Pferd. Diocletian hatte nämlich durch acht Monate die Stadt vergeblich belagert, und als man sie schließlich bezwang, ein allgemeines Blutbad angeordnet, dem erst dann Einhalt gethan werden sollte, wenn das Blut bis zu den Knieen des Pferdes, welches der Kaiser ritt, reichen würde. Das Tier stolperte aber schon bei den ersten Leichen, sank in die Kniee und netzte dieselben mit dem Blute der Erschlagenen. Nun hielt man dem Tyrannen sein Gelöbnis vor, und er war — wie eben die Sage berichtet — milde genug, dem Morden Einhalt zu gebieten.

Den Raum im Bereiche der Pompejus-Säule soll in alter Zeit das berühmte alexandrinische Serapeum eingenommen haben. Das nicht minder berühmte Museum hat wahrscheinlich in der heutigen Rue de la Porte Rosette gestanden. Es war ein Riesenbau mit Säulengängen, Höfen und zahlreichen Sälen und jener großartigen Bibliothek, welche zu Cäsars Zeit 900000 Rollen umfaßt haben soll. Südwestlich hiervon, dorthin, wo sich dermalen eine mächtige Plattform erhebt, wird die Sema verlegt, welche die Königsgruft und Alexanders des Großen Grab umschloß. Das alles ist spurlos verschwunden.

Landeinwärts wird die Halbinsel von Alexandria von großen Strandseen begrenzt, dem Mareotischen südwestlich, dem von Abukir im Nordosten. Ein schmaler Landrücken, über den der Schienenweg von Alexandria nach Kairo läuft, trennt die beiden Becken, welche an die französische Besetzung Ägyptens unter Bonaparte erinnern. Bis zum Jahre 1801 lag der Mareotis-See trocken; der Raum war mit Dörfern besetzt und hatte guten Anbau. Die Engländer aber, welche die Alexandria besetzt haltenden Franzosen vom Festlande abschneiden wollten, durchstachen die schmale, niedrige Düne am Mittelmeer, worauf dieses in das Becken einströmte, die Ortschaften begrub und die Felder vernichtete. Die Nähe dieses sehr ausgedehnten Sumpfsees fällt auch heute noch Alexandria insofern zur Last, als das Klima der sonst nicht unfreundlichen und vermöge ihrer Meerlage im Sommer weit angenehmern Stadt als Kairo darunter leidet. Übrigens soll sich in allerjüngster Zeit eine englische Gesellschaft erboten haben, den Mareotis-See trockenzulegen und dem Anbau zuzuführen.

Erst eine Strecke weiter landeinwärts verschwinden die Strandseen und Sumpfufer und beginnt das eigentliche Kulturland des Nil-Deltas. Es ist ein durch den Schlamm des Nil und seine Hochfluten gesegnetes Gebiet von schwermütiger Eintönigkeit. Garteninseln wechseln mit den hellen Kup-

peln und Minarets der zahlreichen Ortschaften. Sie sind freilich meist unansehnlich und machen keineswegs den Eindruck der Behäbigkeit und des Wohlstandes, wie die prächtigen Saatfelder. Das malerische Element in der Landschaft geben indes nicht die Niederlassungen ab, sondern die mancherlei Staffagen, von welchen jene belebt sind. Fellachinnen in weiten blauen Hemden, mit nackten Kindern zur Seite und antik geformten Krügen auf der Schulter, schreiten auf den hohen Dämmen. Ab und zu zeigen sich lange Kamelzüge, welche sich langsam und gleichmäßig auf den hohen Dammkronen fortbewegen. Auch an braunen, nur spärlich bekleideten Fellachen fehlt es nicht. Sie machen sich bei den Schöpfvorrichtungen zu schaffen, welche das belebende Naß aus den Kanälen in die Gärten und Felder befördern.

Die Befruchtung des Kulturlandes besorgen nämlich nicht allerorten die Hochfluten des Nil. Alles Land, welches auf diese Weise angebaut wird, bringt nur eine Ernte hervor und ist nur für den Bau der gewöhnlichen Getreidefrüchte geeignet. Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Pfeffer, Sesam u. s. w. bedürfen der Bewässerung durch das ganze Jahr, und ein derart künstlich befruchteter Boden giebt im Jahre nicht eine, sondern drei Ernten. Überdies giebt es größere Flächen, auf welche das Hochwasser des Nil gar nicht gelangt. Diese Flächen sowohl als auch jener kostbare Kulturboden müssen daher künstlich bewässert werden, und zwar teils durch Ziehbrunnen (häufig mehrere in Stockwerken übereinander), teils durch riesige Schöpfräder, deren Thongefäße das Wasser in höher gelegene Rinnen befördern, durch welche es in die Kulturen abfließt. Die ganze Nilstrecke ist mit solchen Schöpfvorrichtungen besäet. Ihr eintöniges Knarren und Stöhnen ist von einer Landschaft Ober-Ägyptens ebenso unzertrennlich, als es die hohen Taubentürme der Fellachendörfer und diese selber sind.

2. Tripolitanien und Tunisien.

Wir verlassen nun Ägypten, beziehungsweise den Küstenrand seines Deltas, und schlagen einen Seeweg ein, welcher niemals als Reisestraße benutzt wird. Es ist die Fahrt längs der öden, menschenverlassenen Küste von Tripolitanien, welches eigentlich noch ein Stück des unermeßlichen Sahara-Gebietes darstellt. Weder sehenswerte Landschaften noch denkwürdige Örtlichkeiten sind hier zu treffen. Ein einziger Uferstrich macht in dieser Beziehung eine Ausnahme. Es ist dies das innere Golfrund der Großen Syrte, an welchem Benghasi liegt. Die Stadt ist wichtig als Stapelplatz. Über ihr ragt das höhlenreiche Tafelland Barka, und zwischen diesem und dem Meere dehnt sich zu beiden Seiten üppiges Kulturland aus. Die alten Emporien Tencheria und Ptolemaïs liegen mitten in blütenreichen Weidegründen, und am Nordrande der „Cyrenaika" (mit den Resten von

Cyrene) rauschen prächtige Wälder und Quellen in Fülle (vgl. S. 50). Weiter im Innern findet man nur baumloses Weideland zwischen nackten Felsen. Immerhin ist das Klima erträglicher als irgend sonstwo in Tripolitanien. Sobald aber das Meer den Blicken entrückt ist, wird der Glutwind unerträglich. Das war schon vor alters so, wie aus einer Stelle bei Herodot hervorgeht, wo es heißt: „Die Atarantен (Bewohner am Nord- und Westrande der Libyschen Wüste) verwünschen die Sonne, welche über ihren Köpfen dahinzieht, und überhäufen sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Land ist wüst, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume — aller Feuchtigkeit bar."

Tripoli, die heutige Hauptstadt der gleichnamigen türkischen Provinz in Afrika, liegt in der Mitte der Syrtenküste. Es ist eine helle, weiße Stadt, am flachen, sandigen Ufer hingelagert, und hat vor sich im Meer einen umbrandeten Klippenkranz, der den Hafen bildet, hinten Sandwüste und im weitern Umkreise Gärten und Wald. Die Häusermasse wird überragt von Minarets und den Flaggenbäumen der Konsulate. Drinnen ist alles Schutt und Verfall. Bazar und Hafen sind auffällig still. Am Südostende ragt das Kastell, unerforschlich verbaut im Innern, hoch ummauert von außen.

Die Küste selbst ist ein getreues Abbild der Sahara. Allerdings wird der ungünstige Eindruck, welchen jene hervorruft, gemildert durch die Oasenlandschaft im Süden, Mischin mit Namen, in welcher es weder an Vogelsang noch an Blütenduft fehlt. Das ist aber der einzige Kulturfleck. Sowohl an der Küste wie im Hinterlande tritt die Wüste in ihre Rechte. Daß dies nicht immer so war, beweisen die antiken Örtlichkeiten an der Küste, die vor Zeiten offenbar nicht in den Wüstensand gebettet, sondern von üppigen Kulturen umgeben waren. Eine solche Örtlichkeit ist Lebda, wo einst die blühende Leptis magna lag. Man sieht es der öden, menschenleeren Gegend an, daß die Zeit, wo hier ein reiches phönikisches Emporium stand, schon seit langem vorüber ist. Auch Rom hat hier seine Denkmäler hinterlassen. Gewaltige Pfeiler, Thorbögen, Mauerreste von Wasserleitungen und Theatern, Marmortafeln mit Inschriften und vieles andere erinnern an eine Zeit des Glanzes, die schwerlich jemals wieder erblühen wird. Und weit entfernt, vor solchen Denkmälern bewundernd zu stehen, verfluchen die heutigen Bewohner von Lebda die Werke ihrer glorreichen Vorfahren, welche sie „christliches Teufelswerk" nennen.

Von Tripoli ist der nächste Seeweg nach Westen, d. h. nach dem benachbarten Tunisien, jener, welcher mit der Sehne des Bogens der Kleinen Syrte zusammenfällt. Blaue Bergzüge füllen den Hintergrund des Gesichtsfeldes. Nur dort, wo die genannte Bucht tief nach Westen in das Festland einschneidet, verschwinden die Küstenumrahmungen. Später treten die Uferberge wieder näher heran, und zuletzt steuert man in ihrem

Angesichte, bis das Schiff um das Kap Bon (Ras Addar) herumbiegt und der Karthagenische Golf seine bescheidenen Reize entfaltet. Das genannte Vorgebirge ist das Ostende des Atlas-Systems.

Bei Goletta, der Hafenstadt von Tunis, fällt der Anker; denn weiter können wir, dank dem verschlammten Binnensee El Bahira (Bild S. 15), nicht vordringen. Am innersten Ende dieses Schlammsees liegt Tunis (Fig. 47) und steigt eine geneigte Fläche des Ufers hinan, von Mauern umgürtet und von einer Citadelle überragt. Von ferne blendend weiß und anmutig anzusehen, enttäuscht die Stadt in der Nähe durch ihre engen, krummen und nicht sehr rein gehaltenen Gassen — vielleicht ist es in letzterer Beziehung seit der französischen Besetzung besser geworden — und ihre unansehnlichen Häuser mit den fensterlosen Fronten nach der Gassenseite. Größere Plätze fehlen der Stadt, welche mindestens 130 000 Bewohner beherbergt, gänzlich, und die kleineren genügen kaum dem regeren Leben. Mehr Raum ist auf der breiten Zugangsstraße, welche vom Ufer des Bahira heraufführt, der sogenannten „Marina", dem Stelldichein der europäischen Ansiedler und des französischen Militärs, denen der zweifelhafte Genuß zuteil wird, die Brisen, welche über den Schlammsee herüberstreichen, einzuatmen. Weit draußen aber tummeln sich Scharen von Wasservögeln; auf der fernen, verdämmernden Landzunge, an die von außen das Meer brandet, ragen fast gespenstisch schattenhaft einige Palmen.

Tunis besitzt auf der Landseite eine starke, von neun Thoren durchbrochene Wallmauer; eine zweite, innere Mauer, welche auch die alte Burg des Beys (Kasbah) einschließt, scheidet die Vorstädte von der eigentlichen Stadt. Der letzte, noch als Schattenregent figurierende Bey, Mohammed es Saddok, war schon vor Jahren aus dieser Burg nach dem Bardo übergesiedelt. Der Bardo ist ein sehr weitläufiges, mauerumgürtetes Gebäude, eine halbe Stunde weit im Norden der Stadt. Von Tunis führt der Weg zum Bardo durch hügeliges Land, an einigen moslimischen Friedhöfen vorüber, unter dem Bogen einer antiken Wasserleitung hindurch. Der Palast trägt das Gepräge einer Festung. Durch mehrere Vorhöfe gelangt man in das Innere, wo Arkadenhöfe mit Springbrunnen, kühlen Hallen, Marmortreppen und Vorgemächer sich befinden und maurische Hufeisenbögen reizende Durchblicke öffnen. Dieses Schloß war durch Jahrzehnte der Schauplatz unerhörter Grausamkeiten und Gewaltakte, begangen von dem Bey und seinen Großen. Jetzt ist den Zwingherren, welche das tunisische Volk „wie Sesam in der Presse" behandelten, um sich Geld und Reichtümer zu verschaffen, das Handwerk gelegt, hoffentlich für immer.

In Tunis fällt besonders der Mangel an hervorragenden Gebäuden auf. Es sind immer dieselben hell getünchten, unansehnlichen, würfelförmigen Häuser. Allerdings ändert das Bild sich einigermaßen, wenn man unter

den einen oder andern Hufeisenbogen tritt und in das Innere blickt. Man gewahrt alsdann Arkadengänge mit Fayence-Platten in leuchtenden Farben, kunstvolle Stuckornamente, plätschernde Brunnen und duftige Gärten. Solcher Höfe sind in Tunis die Masse; sie sind das eigentlich Charakteristische der

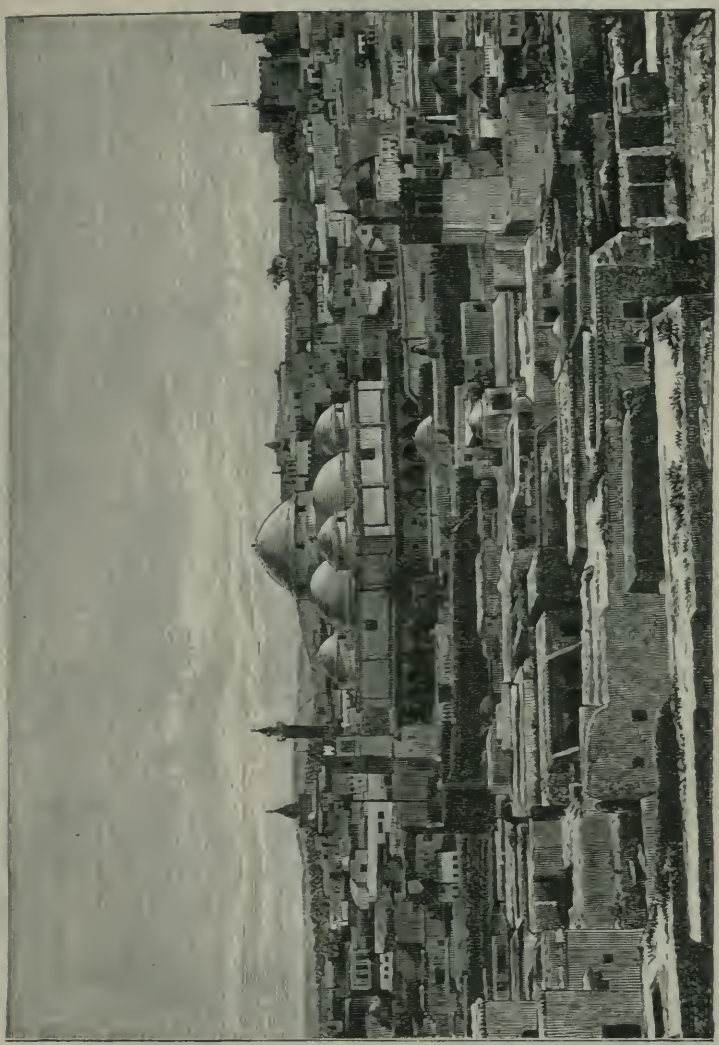


Fig. 47. Tunis.

Stadt. Das tunisische Straßenleben ist so bunt als irgend eines in einer großen Stadt des afrikanischen Nordens. Auch als Handelsplatz ist Tunis von Bedeutung, doch sind die Zeiten längst vorüber, wo das umliegende Land, wie unter der römischen Herrschaft, eine Kornkammer war. Der

Feldbau ist arg vernachlässigt, und nur Garten- und Obstbau erfreuen sich einiger Pflege. Dagegen steht die örtliche Industrie in Blüte. Das gewahrt man alsbald, wenn man den weitläufigen Bazar durchwandert, wo es reichliche Vorräte an Decken, Teppichen, Parfumerieen, golddurchwirkten Tüchern, prächtigen Stickereien, Lederfabrikaten, Seiden- und Samtwaren und an mannigfachen Artikeln der Gold- und Silberschmiede, der Juwelenhändler, der Waffenschmiede u. s. w. giebt.

Die Bewohner der Stadt Tunis sind ob ihrer Ehrlichkeit und Gutmütigkeit bekannt, obwohl hier die einzelnen Stämme (Kabylen, Mauren, Araber, Juden) sich gegenseitig hassen und verachten. Auch von religiösem Fanatismus ist weniger als sonstwo unter Mohammedanern in Nordafrika zu verspüren, obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß er nicht vorhanden sei. Ein Grundzug des Volkes ist ein schrankenloser Leichtsinn, der ihm häufig genug verhängnisvoll geworden ist. An Hilfsquellen zur Verhütung eines jeden gefährlichen Zwischenfalls fehlt es freilich nicht; wer aber kümmerte sich unter der absoluten Herrschaft früherer Jahre um solche Dinge?

Die wohlbebaute Ebene nördlich der Stadt Tunis ist eine der herrlichsten Kulturebenen der Welt. Auch das benachbarte Medscherda-Thal, durch welches seit 1887 die Eisenbahn nach Algerien führt, ist alles Anbaues fähig, und seine Palmen- und Bananengruppen sind das anmutigste Bild, das dem Auge des Reisenden begegnet. In diesem Thale ist die Stätte von Zama zu suchen, in der das Heer Hannibals durch Masinissa und Lälius zersprengt und gegen Karthago der erste Streich geführt wurde. Es verlor damals seine Flotte, mußte ungeheuere Summen zahlen und sich verpflichten, ohne Roms Erlaubnis keinen Krieg zu führen. Auch sonst erinnert im Bereiche der Stadt Tunis manche Örtlichkeit an den großen Feldherrn und an das traurige Geschick seiner Vaterstadt. So ist Mahedia zweifellos der Ort, wo Hannibals Schloß stand und wo er sich aus Besorgnis, daß er möglicherweise dennoch an Rom ausgeliefert würde, nach der Insel Kerkina einschiffte. Jetzt trägt diese Insel Dattelwald, soweit sie nicht Sandfeld oder Salzlagune ist, und wird von Schwammfischern bewohnt. An ältere Ereignisse erinnert die Stätte von Hadrumetum, wo Hannibal sein letztes Heer sammelte, um Masinissa zu bekriegen. Jetzt erhebt sich dort die Stadt Susa auf einem Küstenabhange, von Zinnenmauern umgürtet. Der alte Hafen liegt völlig trocken, und zwischen den noch immer sichtbaren Molen dehnt sich ein Sandfeld aus.

Alle diese Erinnerungsstätten übertrifft die Örtlichkeit von Karthago. Sie dehnt sich im Norden von Goletta aus. Man sieht noch die beiden Becken, welche einst die Häfen der Weltstadt bildeten (Fig. 48): den äußern oder Handelshafen und den kreisrunden innern oder Kriegshafen, dieser letztere noch immer mit einer Insel in der Mitte, welche das Admiralitätsgebäude trug.

Fig. 48. Die alten Häfen und das alte Forum von Karthago.

Getrennt waren die beiden mäßig großen Becken von der offenen See durch eine schmale Landenge, auf welcher die Stadtmauer lief. Jetzt stehen auf derselben Landenge einige Villen tunisischer Großen, und jene Wasserbecken sind als Teiche in einen Gartenkomplex, den lieblichsten in der Umgebung von Tunis, aufgenommen.

Den Kern der Stätte von Karthago bildet ein einzelnstehender Hügel, auf dessen Gipfel die von Louis Philippe errichtete Kapelle des hl. Ludwig steht, der auf seinem Kreuzzuge auf der Stätte von Karthago verschied. Einst war dieser Hügel — nun ein Aussichtspunkt von überraschender Weite des Gesichtskreises — von der karthagenischen Burg gekrönt, und zu ihr hinauf führten drei Straßen zwischen sechsstöckigen Gebäuden. Derzeit ist dieser Ort einer der stillsten der Welt. Olivenwald und Palmengruppen liegen hinter dem Hügel, dazwischen die Landhäuser der Tunisier. Der letzte Anstieg zur Burghöhe muß einst auf Treppen erfolgt sein; jetzt klettert man mühsam zur Kapelle des hl. Ludwig hinan und rastet in schattiger Vorhalle oder in dem daranstoßenden Kirchhofsgärtchen, um Umschau auf das Gebiet von Karthago zu halten. Es ist eine eigentümliche Landschaft. Von Ruinen sieht man wenig: einige aus der Ebene ragende Wasserleitungsbögen, ab und zu ein kleines Trümmerfeld, dann Geröll und Schutt, mit Gestrüpp durchwachsen. Das ursprüngliche Stadtgebiet beschränkte sich auf die keulenartig vorspringende Halbinsel, welche das Meer auf drei Seiten bespült. Mitten darin ragt der Burghügel empor und weiter nördlich ein zweiter Hügel mit einem moslimischen Dorfe und Heiligengrabe. In die Erbschaft haben also Christentum und Islam sich geteilt. Zwischen beiden Hügeln ist Gartenland und Viehweide. In ausgedehnten Grotten (alten Ruinenresten) kriechen die Hirten mit ihren Schafherden unter. Wo das Amphitheater und die Rennbahn gelegen, läßt sich nicht angeben; von den dereinstigen Stadtmauern findet sich keine Spur.

Die Nebenbuhlerin Karthagos war Utica. Nach Karthagos Zerstörung durch Scipio war es die größte und angesehenste Stadt an der afrikanischen Küste. Die Zeit hat übrigens die Erinnerung an Utica noch mehr verwischt, als jene an Karthago. Die Reste der Stadt, in welcher sich Cato, nachdem die römische Besatzung von Julius Cäsar geflohen war, in sein eigenes Schwert stürzte, liegt im Mündungsbereiche der Medscherda. Die Ruinen sind unbedeutend. Der Hauptteil derselben (siehe die Bilder auf S. 16 und 17) erstreckt sich über einen länglichen, von Westen nach Osten streichenden, allmählich sich abflachenden Hügel, der von einer sumpfigen Ebene umgeben ist. In dieser muß man die Spuren der beiden Häfen suchen, welche untereinander und mit dem Meere verbunden waren. Am Fuße des Hügels ist ein kleiner Sumpfsee und mitten darin, wie bei Karthago, eine Insel, die offenbar das Admiralitätsgebäude trug. Die Höhe des Hügelzuges mit seinem steil abfallenden Vorgebirge ist der Ort der einstigen Ci-

tadelle; weiter dahinter stößt man auf die Stelle des Amphitheaters, das zum Teil in den Fels gehauen, vorn aber aufgemauert war.

Karthago ist, wie Movers nachgewiesen hat, schon um 1225 v. Chr. gegründet worden; die zweite Gründung durch eine tyrische Kolonie unter der fabelhaften Königstochter Elissa fällt in das Jahr 813. Utica ist 300 Jahre vor diesem zweiten Karthago gegründet worden, also etwa um 1100. Die Gründer von Utica scheinen Sidoner gewesen zu sein, woraus sich die Rivalität beider Kolonienstädte erklärt. Bekannt ist, daß Utica im zweiten punischen Kriege den Karthagern die Treue bewahrte, aber zu Beginn des dritten punischen Krieges sich den Römern ergab. Als das Christentum eingedrungen war, hatte Utica vom Jahre 255 an eigene Bischöfe, deren letzter 683 von den Arabern vertrieben wurde.

3. Algerien und Marokko.

Reichere und großartigere Ausbeute in landschaftlicher Beziehung als Tunisien ergeben die Küsten von Algerien. Sie werden in immer größeren Kreisen bekannt, seit das Land nicht nur von zahlreichen Touristen, sondern auch von Kranken als Winterasyl aufgesucht wird. Die Landschaften allein thun es freilich nicht, und es wäre eine dankbare Aufgabe, der Umwandlungen zu gedenken, die seit der Eroberung des Landes durch die Franzosen Platz gegriffen haben, und welche bedeutsame Erfolge in kultureller und civilisatorischer Beziehung sich daran knüpfen. Wir befleißen uns indes, die Küstenstädte zu besuchen, die eine oder andere geschichtliche Erinnerung an sie knüpfend.

Die erste bedeutende algerische Hafenstadt, welche wir anlaufen, ist Philippeville. Sie ist weniger an sich, als vielmehr deshalb merkwürdig, weil sie der Hafenort des landeinwärts gelegenen Constantine, eines der schönsten Städtebilder Nordafrikas, ist. Die Stadt zeigt sich als eine Felsenburg von großartiger Lage. In alter Zeit war der Ort die Hauptstadt von Numidien. Zwei seiner mächtigsten Könige, Masinissa und Jugurtha, wurden hier geboren. Später wurde „Arta", wie die numidische Capitale damals hieß, Hauptstadt des römisch gewordenen Mauretanien. Die Lage des Ortes war bestimmend für seine Bedeutung in allen Zeiten. Die Beherrscher Numidiens hatten dies erkannt und die Felsburg zu ihrer Residenz gemacht. Die Vandalen hatten sich vergeblich an diesem Geierhorste die Köpfe blutig gerannt. Obwohl Constantine von seinem ehemaligen Glanze viel verloren hat, spricht doch noch so manches von alten bedeutsamen Zeiten. Dies gilt in erster Linie von den Spuren des Römertums, welche in reichlicher Menge vorhanden sind. Über alle Denkzeichen aber geht das Landschaftsbild, die fast im Kreis um den Stadtfels herumlaufende Rummelschlucht mit ihrem schäumenden Bergwasser.

Fig. 49. Algier.

Von Constantine wenden wir uns westwärts nach Algier. Der Weg zu Wasser hat vor dem zu Lande den Vorzug voraus, daß sich auf demselben eine Küstenscenerie entrollt, wie sie in Bezug auf malerische Schönheit im Mittelmeerbecken wohl kaum an einem zweiten Orte anzutreffen ist. Die Küstenstrecke bietet ein „Bosporus-Ufer" in vergrößerter Gestalt. Grüne Bergwiesen, von Araberzelten und weidenden Herden eingenommen, üppige Niederungen mit wogenden Halmen, dunkle Nadelholzwälder und saftiggrüne Obstbaumplantagen, uralte Kabylendörfer auf hoher Felsenwarte, und moderne Seestädte, tief eingeschnittene Flußthäler und steil ansteigende Terrassen, weite stille Buchten und brandungumtoste Vorgebirge, im Hintergrunde aber als ernster, unbeweglicher Rahmen zu all den bunten, lebensvollen Bildern die himmelragenden, hie und da mit Schnee bedeckten Zacken und Kuppen des Hochgebirges: das ist die prachtvolle Scenerie, die sich fortlaufend dem Auge bietet.

Diese Landschaft ist die sogenannte Kleine Kabylie, welche sich durch außerordentlichen Reichtum der Natur auszeichnet. Wunderbar üppig sind auch die Thäler des Binnenlandes, welche sich nach dem Meere hin öffnen. So auf langer Seefahrt mannigfach angeregt, laufen wir endlich in einen hochuferigen Hafen ein, an welchem sich auf einem halbinselartigen Vorsprunge eine Stadt in Terrassen aufbaut, von reichem Leben bewegt, vor geräumigen Quais ein Wald von Masten. Es ist Algier (Fig. 49), in der neuern Geschichte von Nordafrika eine der meistgenannten Städte. Die nach morgenländischer Weise staffelförmig aufsteigenden Häuser bilden enge und krumme Gassen, die sich vom Hafen aus übereinander türmen. Nur die größere Straße, welche die beiden Thore „Bab-el-Uëd" und „Bab-Abjun" miteinander verbindet, sowie die Marinestraße, welche vom Gouvernementsplatz zum Marinethor führt, machen hiervon eine Ausnahme.

Von den Vorstädten, deren es mehrere giebt, sind Bab-Abjun und St. Eugène die bedeutendsten. Der Hafen ist stark befestigt und Algier von dieser Seite schwer anzugreifen; gegen das Land zu ist es nur durch eine einfache Wallmauer geschützt. Der gegen 660 m lange Hafendamm führt nach dem Verteidigungsdamme, d. h. nach einer mit Batterieen besetzten Halbinsel, welche den gleichfalls zur Verteidigung eingerichteten Leuchtturm trägt. Nicht fern davon steht der Marinepalast, im Südwesten das Fort National, welches die Stadt beherrscht und sich 200 m über dieselbe erhebt, im Norden das Fort „Des Vingt-quatre Heures", im Süden das Fort Abjun bei dem gleichnamigen Thor an der Küste, das neue Fort in der Nähe des Thores Bab-el-Uëd u. s. w. Die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude sind: das Seraj oder der Palast des Dey, „Paschali" genannt; es hat zwei große, mit Gebäuden umgebene Höfe; die Galerieen derselben sind von Säulen getragen, welche seinerzeit von Genua hierher gebracht wurden. Am Eingange war unter den Deys der Richtplatz; hier stellte man die abge-

schlagenen Köpfe aus. Der letzte Dey wohnte auf einer Anhöhe, in der Kasbah, welche zugleich Citadelle und Schatzhaus war. Dermalen dient die Citadelle als Kaserne. Das Arsenal und die Werfte sind durch eine Mauer von der Stadt abgesondert und stehen durch drei Pforten mit dem Hafen in Verbindung.

Im großen und ganzen erkennt man auf den ersten Blick, wie sehr sich das ehemalige Seeräubernest seit der französischen Eroberung geändert hat. Die Unterstadt ist ganz europäisch, während die Oberstadt, welche sich um die Kasbah ausbreitet, ihr maurisches Gepräge behalten hat. Die vorzüglichsten Neubauten stammen aus der Regierungszeit Napoleons III. Unter dem knauserigen Louis Philippe geschah sehr wenig für die Stadt und das Land. Zu der mehr als 25 m hohen Steilküste, auf welcher die Stadt liegt, führten durch Jahrzehnte schlecht gehaltene Fahrwege von den Landungsplätzen herauf. Im Jahre 1860 aber hatten englische Ingenieure eine mächtige Rampe aus Quadersteinen zwischen die Stadt und das Meer gelegt. Dieser gewaltige Bau gliedert sich in Stockwerke, in welchen Hallen, Magazine, Lagerplätze, Keller, Läden eingerichtet sind. Er wird durchzogen von sanft ansteigenden Auffahrten und bequemen Treppen und bildet endlich auf der Höhe eine Promenadestraße, wie nur wenige Städte eine ähnliche besitzen.

Was dem Besucher Algiers auffällt, ist der Mangel an hervorragenden maurischen Bauwerken. Paläste und Moscheen sind nicht von Bedeutung. Einiger Beachtung wert ist nur die Moschee am Fischplatz, ein ansehnliches Gebäude mit einer mächtigen Hauptkuppel, um welche sich vier Nebenkuppeln anordnen. Das Ganze wird von einem viereckigen Minaret von etwas plumper Form (nicht zu vergleichen mit den prächtigen Minarets in Kairo) überragt. Die Außenfront ist nüchtern weiß, das Innere ohne jede Ausschmückung. Besser ist es mit den ehemaligen Palästen des Dey bestellt. In ihnen finden wir ornamentale Pracht, schlanke Säulen, Hufeisenportale, bunte Fayence-Bekleidung: alles von überraschender Gesamtwirkung. Die Fayencen sind das Bezeichnende der maurischen Architektur-Ornamentik in Nordafrika. Wir finden selbst bescheidene Häuser mit solchen bunten Zieraten geschmückt; sie ziehen sich in Streifen über den weißen Grund, fassen die Thüren und den untern Teil der Innenwände ein, bekleiden die Treppen und Fußböden. Merkwürdig ist, daß im Lande selbst Werkstätten für Fayence nicht mehr vorhanden sind und der Bedarf an solchem architektonischem Schmuck aus Frankreich bezogen wird.

Zu beiden Seiten der Stadt dehnen sich weite Vorstädte aus, welche in buntester Anordnung die Abhänge des Sahel bedecken. Hunderte von Villen in allen erdenklichen Stilformen klettern vom blauen Meere bis zu den grünen Berggipfeln empor, grüßen von weithinschauenden Höhen, lugen aus lauschigen Thälern. Wohin das Auge auch blicken mag, überall begegnet es den hohen Federkronen der Palmen, dem dichten Laub der Orangenbäume, den schwarzgrünen Dächern der Pinien. Den Glanzpunkt im Bereiche

von Algier aber bildet die weite Ebene Metidja. Zwischen den Parallelketten des schneebedeckten Atlasgebirges und den weichlinigen Höhenzügen des Sahel eingesenkt, zieht diese Ebene viele Meilen weit hin, ein Kulturland von glänzender Zukunft. Schon jetzt ist die Metidja eine der schönsten Gegenden der Erde. Ihre Fruchtbarkeit ist sprichwörtlich, die Farbenpracht ihrer Matten hat manchen Reisenden zu überschwenglichen Schilderungen hingerissen. Die Ebene wird auch von einem Schienenwege durchzogen, welcher von Algier nach Oran läuft. Hauptort der Ebene ist Blida, ungefähr 30 km südwestlich von Algier, am nördlichen Fuße des sogenannten „Kleinen Atlas", in einem wahren Paradiese gelegen. Die Pracht der Orangenpflanzungen zur Blütezeit ist unbeschreiblich. Der Ort trägt das Gepräge der Wohlhabenheit und wird namentlich im Winter vielfach von den in Algier weilenden fremden Gästen besucht. Außerdem bietet Blida demjenigen, der sich nach dem Innern des Landes begiebt, ein typisches Bild aller algerischen Binnenstädte. Diese charakterisieren sich insgesamt als Militärstationen, als Sicherheitsposten und Zufluchtsstätten inmitten eines gefährdeten Besitzes. In der Nähe von Blida öffnet sich die durch ihre romantische Wildheit und durch ihre hydrotechnischen Anlagen merkwürdige Schiffaschlucht, das Ziel zahlreicher algerischer Naturfreunde.

Die Hauptstadt von Algerien liegt genau in der Mitte seiner Küstenentwicklung. Die westliche Hälfte aber ist nicht so romantisch als die östliche und weist auch weniger bemerkenswerte Uferstädte auf. Nicht ohne Reiz ist die Strecke bis zu dem breiten, in die Küstenfront eingerissenen Thore, wo der Schelif, Algeriens größter Fluß, mündet und das größte Längenthal des Landes sich weit nach Osten erstreckt, in seinem obern Teile aber als defileenreiches Querthal den Kleinen Atlas durchbricht. An jenes Küstenthor tritt von Osten das Dahra-Gebirge heran, in dessen Höhlen General Pélissier seinerzeit die flüchtenden Kabylen ausräuchern ließ.

Eine Strecke weiter westlich von der Schelif-Mündung buchtet sich ein kleiner Golf ein, und jenseits eines Vorgebirges ein zweiter, in welchem Oran liegt. Der Anblick der Stadt ist vielleicht noch romantischer als der von Algier. Wenn auch nicht so malerisch, wie andere Hafenstädte des Mittelmeeres — Neapel, Palermo, Genua —, übertrifft Oran sie alle in Bezug auf Eigentümlichkeit der Lage, welche den reichen Zauber der Mittelmeerhäfen mit der imposanten Wildheit asiatischer Bergnester verbindet. Dies gilt ganz besonders von der Westseite, wo sich ein 400 m hoher Felsobelisk erhebt, gekrönt von einem alten spanischen Kastell. Auf halber Höhe der senkrecht abfallenden Steilwand liegt ein zweites Fort. Die Bucht von Oran zeichnet sich durch vorwiegend weiche Umrißlinien aus. Sie umspannen ein weitläufiges Becken, welches weitaus das bedeutendste an der algerischen Küste ist. Der eigentliche Hafen aber ist unbedeutend.

Die Bevölkerung der Stadt ist vorwiegend spanisch, was uns daran erinnert, daß sie durch lange Zeiträume zu Spanien gehörte; den Mauren wurde sie im Jahre 1509 entrissen, und zwar durch den Kardinal Ximenez. Im 18. Jahrhundert nicht ganz drei Jahrzehnte in maurischen Händen, fiel Oran im Jahre 1732 abermals den Spaniern zu und verblieb diesen bis 1792. Im Eroberungskriege von 1830 war die Stadt eine der ersten Örtlichkeiten, welche in die Gewalt der Franzosen gerieten. Im fortifikatorischen Sinne ist Oran unbestritten der stärkste Platz in Algerien, stärker als die natürliche Felsburg von Constantine, und dies fällt besonders ins Gewicht, wenn man die Nähe des Platzes an Marokko in Betracht zieht. Ihrer äußern Erscheinung nach ist die Stadt viel europäischer als selbst Algier, und das gerade Gegenteil von Constantine, welches noch immer vorwiegend ein orientalisches Bild abgiebt. Besonders prächtig ist der Anblick des Hafens mit seinen gewaltigen Molen, an denen sich die wilde Brandung des Meeres bricht; dann die imposante Steilwand, auf welcher sich das Fort Santa Cruz befindet, und das anmutige Gestade, das sich weich im Halbkreise herumlegt. Auch die Umgebung der Stadt ist von besonderem Reize, namentlich eine Aussichtshöhe des Murdschadscho mit großartiger Fernsicht über die Stadt, das Meer und die Kulturebene wie auf das langgestreckte Atlasgebirge mit seinen Schneeflächen.

Im Südwesten von Oran liegt hoch in felsiger Gegend Tlemsen, das „afrikanische Granada". Es hat mächtige, finstere Gebirgsmassen im Süden und Westen, beherrscht aber nordwärts die fruchtbaren Ebenen der Flüsse Subak und Isser, welche vereint unter dem Namen Tafna ins Mittelmeer münden. Wälder von Oliven, Nuß- und anderen Obstbäumen umgürten die noch immer ansehnlichen Ruinen aus römischer und maurischer Zeit. Tlemsen war einst eine bedeutende Stadt voll Gewerbefleiß und höchst ergiebigem Handel. Auch Venetianer und Genuesen gingen hier aus und ein und hatten ihre eigenen Karawanseraien, und eine Kirche. Die Beni Zian, welche hier residierten und lange über Algerien und einen Teil von Marokko herrschten, bauten Paläste, Moscheen und Klöster. Als aber die rohen, im Christenhaß geübten türkischen Korsaren Algerien an sich rissen, war es auch mit dem Glanze von Tlemsen für immer vorbei. Im Südosten von Oran liegt Mascara, die einstige Residenz Abd el Kaders.

Indem wir Algerien verlassen und unsern Weg nach Westen fortsetzen, treten wir in das letzte Gebiet des Mittelmeerbeckens ein, in Marokko, von dem indes nur die Nordküste hier in Betracht kommt. Diese Küste wird allenthalben von dem hohen, wilden, schluchtenreichen, aber keine nennenswerten Häfen bildenden Rif-Gebirge begleitet. In ihm hausen die einst als Seeräuber gefürchteten Rif-Berber, von welchen andernorts die Rede war (vgl. S. 126). Größere Niederlassungen drängen sich erst auf der

schmalen, keulenförmig nach Norden ausgreifenden Halbinsel zusammen, welche den südlichen Eckpfeiler der Straße von Gibraltar bildet. Dort stoßen wir zunächst auf Tetuan, eine verhältnismäßig hübsche Stadt, welche zwei Stunden vom Meere entfernt auf einem Hügel liegt. Der Ost- und Westhang des letztern ist steil, der Nordhang verläuft flach nach dem Meere hin. Die Küstenebene ist sandig und wird von dem Flüßchen Martil durchzogen. Tetuan ist von alten, durch Türme verstärkten Zinnenmauern umgürtet und von einer Citadelle überragt. Rings ist die Stadt von einem Kranze meist mit dichtem Buschwerke bestandener, ziemlich unwegsamer Höhen umgeben, über welche eine einzige gangbare Straße ins Innere des Landes führt. Sie gabelt sich jenseits des Funduk-Passes nach zwei Richtungen: nach Tanger und nach Fas (Fez). Als die Spanier im marokkanischen Kriege 1860 nach einer siegreichen Schlacht in der Martil-Ebene in Tetuan einzogen, fanden sie auf den Wällen Kanonen, welche aus der Zeit Dom Sebastians herrührten.

Ein Küstenweg verbindet Tetuan mit dem hochwichtigen Ceuta, das hart an der Straße von Gibraltar liegt und das Bollwerk der Spanier auf afrikanischem Boden bildet. Es ist zugleich der Mittelpunkt der sogenannten „Presidios", der spanischen Ansiedelungen am marokkanischen Gestade. Die Stadt ist sehr stark befestigt und erstreckt sich auf einer keulenartigen, zum Teil hochrückigen Halbinsel, welche durch einen künstlichen Kanal vom Festlande völlig isoliert ist. Auf dem schmalen Isthmus liegt die enge, winkelige Altstadt, die jenseits des ebenerwähnten Kanals durch einen Brückenkopf gedeckt ist. Die Neustadt erstreckt sich über einen Teil der Halbinsel. Das zum Stadtgebiete gehörige Festland ist eine mit Gestrüpp bedeckte Ebene, in deren Mitte sich das alte, verfallene maurische Königsschloß „El Seralijo" erhebt. Jenseits desselben ziehen in geringer Entfernung zwei parallele, mit mannshohen Stechpalmen und Gestrüpp bedeckte Bergketten, zwischen sich eine bewachsene, von sumpfigen Wiesenstrecken unterbrochene Ebene. Der Verkehr mit den Mauren findet nur hier statt; der Eintritt in Ceuta ist ihnen verwehrt.

Mit diesem Bollwerke an der Straße von Gibraltar hätten wir unser Ziel, den Ausgangspunkt unserer ausgedehnten, in ihrer Gesamtheit unvergleichlichen Küstenfahrten rings um das Mittelmeerbecken, erreicht. Wir brauchten nur nach Gibraltar überzuschiffen, um den Ring zu schließen. Was uns indes veranlaßt, die Meerenge zwischen Europa und Afrika dennoch zurückzulegen und in den Atlantischen Ocean hinauszusteuern, ist das nahe Tanger, in welchem wir unsere ideale Reiseroute abschließen.

In der Nachbarschaft von Gibraltar und Cadix gelegen, wird Tanger von fast allen Reisenden besucht, welche bis zum äußersten Süden der Pyrenäischen Halbinsel vorgedrungen sind. Der Ausflug ist lohnend, weil er wenig Zeit beansprucht und die Erinnerung an eines der schönsten Städtebilder Nordafrikas bewahrt. Freilich gilt dies nur von dem „Städtebilde" an sich,

denn Tanger ist nur von außen malerisch, nicht aber im Innern. Die engen, krummen, von fensterlosen Häusern eingeschlossenen Gassen erinnern an alles andere eher als an das Zauberland „Mauretanien“. Haufen von Unrat hemmen den Verkehr neben Bergen von Küchenabfällen, Knochen, Asche und Schutt. An vielen Plätzen sieht man Cadaver von Hunden und Katzen, oder es schleichen deren noch lebende halb verhungert zwischen den Kehrichthaufen umher. Namentlich die Katzen sind von erschreckender Magerkeit, entsetzliche Jammerbilder.

Hat man das Labyrinth der dunstigen, dumpfen Gassen hinter sich, so gelangt man auf die Hauptstraße, welche vom Hafen heraufführt und auf den großen Marktplatz mündet. Das Sehenswerteste auf ihm sind nicht etwa die Baulichkeiten, sondern die malerischen Staffagen. Da giebt es halbnackte, dunkelfarbige Lastträger, abenteuerlich vermummte Frauen mit bauschigem Mantel und riesigem Strohhute, Mauren in weißem Haïk (Burnus), schwarze Sudanesen, hagere Berberjungen und grell gekleidete Jüdinnen.

Das Bollwerk von Tanger ist die Kasbah (Citadelle), welche die Stadt beherrscht. Man betritt sie auf steiler Bergstraße, zwischen nackten Mauerfluchten. In den Palast des Gouverneurs gelangt man durch einen langen, mit schönen Matten bedeckten Gang, zunächst in einen großen, hallengesäumten Hof, aus welchem teppichbelegte Treppen in die Prachtgemächer führen. In früheren Zeiten herrschte ein anderer Geist in dieser Burg. Zur Zeit der Piratenwirtschaft war auch die Kasbah von Tanger von gefangenen Spaniern überfüllt. Man mißhandelte sie zu Tode, schmiedete sie in Ketten und ließ durch sie die geraubten Güter oft bei gräßlichem Sturmwetter und hochgehender See von den im Hafen ankernden Korsarenschiffen in die Stadt schleppen. Auch nach der Piratenwirtschaft sah es in Tanger noch schlimm genug aus. Die europäischen Mächte aber brachen den barbarischen Trotz, und heute ist man in Tanger so sicher wie in irgend einer orientalischen Kleinstadt und jedenfalls sicherer als in den verrufenen Quartieren der Haupt- und Residenzstädte Europas.

Rings um Tanger dehnt sich ein Kranz von Gärten, größtenteils das Eigentum der fremden Gesandtschaften, welche hier und nicht in einer der drei marokkanischen Residenzstädte residieren, und der europäischen Ansiedler. Ganz besonders reizend ist die Landschaft zwischen Tanger und dem Kap Spartel, der einen der beiden „Säulen des Herkules“. Auf der Uferhöhe des Vorgebirges erhebt sich der prachtvolle Leuchtturm, welcher durch die vereinten Bemühungen fast aller seefahrenden Staaten Europas zu stande gekommen ist. Von seiner Laterne hat man die unbegrenzte Spiegelfläche des Atlantischen Oceans vor sich, jenes fast niemals ruhigen Meeres, welches die Mauren das „Meer der Stürme“ nennen. Am Gestade giebt es allezeit wilde Brandung. Der flache, seichte Küstenstrich, welcher südwärts des Kap Spartel verläuft, ist von den Seefahrern besonders gefürchtet.

V.

Handel und Verkehr.

1. Die ältesten Handelsbeziehungen. — Die „Ophirfahrten". — Das Seehandelsmonopol der Phöniker. — Herrschaft auf der Welthandelsstraße. — Tauschhandel. — Nordlandfahrten. — Zinn und Bernstein. — Phönikisches Kunstgewerbe. — 2. Griechen und Römer. — Die Griechen durchbrechen das phönikische Handelsmonopol. — Eröffnung neuer Handelswege. — Roms weltumfassende Handelspolitik. — 3. Byzanz und die italienischen See-Republiken. — Das Zeitalter der Kreuzzüge. — Übergang des wirtschaftlichen Übergewichtes auf den Orient. — Die italienischen See-Republiken durchbrechen das byzantinische Monopol. — Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwicklung des Mittelmeerhandels. — Neue Wege und Ziele mit Beginn des Zeitalters der Kreuzzüge. — 4. Die letzten Jahrhunderte. — Entdeckung des Seeweges nach Ostindien. — Der Mittelmeerhandel sinkt zum Lokalverkehr herab. — Neuer Aufschwung infolge der europäischen Kulturfortschritte. — Der Suez-Kanal. — Beginn und Entwicklung des Dampfbetriebes zur See. Die großen Schiffahrtsgesellschaften. — Dichtigkeit des Seeverkehrs im Mittelmeer. — Die Alpenbahnen. — Die unterseeischen Telegraphenleitungen.

---

1. Die ältesten Handelsbeziehungen.

Unter „Handelsbeziehungen" ist hier nur der Seeverkehr gemeint in Verbindung mit jener Handelsthätigkeit, die dem Seeverkehr unmittelbar zu gute kam, also dem gesamten Karawanen- und Überlandhandel, welcher sich aus dem Innern der drei das Mittelmeer einschließenden Erdteile nach den Küsten, beziehungsweise nach deren Stappelplätzen bewegte.

Bei den alten Völkern kam es in Bezug auf die Entwicklung der Schiffahrt selbstverständlich sehr auf die geographische Lage ihrer Heimat an. Ägypter, Assyrer und Babyloner entwickelten sich fast ausschließlich auf dem Festlande. Sie hatten weite Gebiete im Innern von Afrika und Asien in Kriegs- und Eroberungszügen unterworfen, während ihre Seefahrten ganz belanglos waren. Die „Ophirfahrten" der Bibel sind vielleicht die älteste

Erinnerung an Unternehmungen zur See. Gewiß ist, daß die ersten Anfänge der Seefahrt sich im Sagendunkel der Vorzeit verlieren. Auch wird es kaum zu ergründen sein, wem die Ehre der Erfindung gebührt. Zudem können die ersten Seefahrten im Mittelmeer infolge der geringen und urwüchsigen Hilfsmittel schwerlich für solche nach unserer Anschauung gelten. Es waren einfach Küstenfahrten, welche nur zu gewissen Tageszeiten und ausschließlich bei ruhiger See unternommen werden konnten.

Daß ihr Einfluß auf Handel und Kultur gleichwohl von hoher Bedeutung war, liegt auf der Hand. Die einzelnen Völker oder Völkerstämme, welche die Uferstriche des Mittelmeeres bewohnten, näherten sich einander; es fand der erste Tauschhandel statt, indes die erweiterte Kenntnis von fremden Verhältnissen, Lebensgewohnheiten, materiellen Hilfsmitteln u. dgl. m. zu fortschrittlichen Neuerungen und Errungenschaften aller Art führte.

Für die geringe Ausdehnung des antiken Seeverkehrs sprechen die primitiven Karten unserer Vorfahren. Das hätte anders sein müssen, wenn Unternehmungen dieser Art die Kenntnis von fremden Gestaden und Meeresabschnitten erweitert hätten. Das erste und größte seefahrende Volk des Altertums waren, wie wir bereits im zweiten Hauptabschnitte dieses Buches (S. 52) erfahren haben, die Phöniker, welche man ihres Unternehmungsgeistes, ihres Handels- und Erwerbssinnes und der vielen von ihnen gemachten Entdeckungen halber nicht ohne Berechtigung die „Engländer des Altertums“ nennt. Schon Homer gedenkt der phönikischen Schiffe (Fig. 50), die den Handel zwischen den einzelnen Inseln und den Festlandsküsten vermittelten. Unzweifelhaft ist, daß die Schiffahrt zu Salomos Zeit und vor Salomo in phönikischen Händen sich befand. Auch der Pharao Necho, als er vom Roten Meere aus Afrika umschiffen ließ (nach Herodot), bediente sich phönikischer, jener Meere kundiger Schiffer. Erst infolge der Zerstörung von Tyrus durch Alexander scheint jener Handelsweg verloren gegangen zu sein.

Dafür lag das schöne Mittelmeer offen vor ihnen. Da diese Rasse den Tropfen Himmelstau in sich hatte, der zu Thaten treibt, ist es ihr gelungen, alle Küsten Afrikas, die großen Inseln Italiens und Spaniens zu überziehen, und war der wuchernde Epheu ihrer Kolonieen so stark geworden, daß man seine asiatische kleine Wurzel abschneiden konnte, ohne ihn selber absterben zu machen. Die Vermittlung aller asiatischen Kultur ins Abendland ruht wesentlich auf den Phönikern. Aber es war gleichwohl nur eine materielle Civilisation, welche sie verbreiteten. Eine Religion mit dem Golde als Gott, mit Staatsmännern als Hohenpriestern, mit Menschenopfern als Kultus war ebenso ohnmächtig, etwas Höheres zu erreichen, als eine intellektuelle Entwicklung, die nur auf den praktischen Nutzen gestellt ist.

Wenn man die Erscheinungen, welche die Völker typisch sondern, festhält, um deren Wert für eine allgemeine sittliche Weltordnung zu beurteilen,

so bedarf es nur eines Blickes auf alles das, was jene Erscheinungen zur Folge hatten, um zu erkennen, wie die Vorsehung in ihrem unentwegten Walten durch den Wandel großer Strebungen in nichtige Endziele gerechtfertigt wird. Kein Volk der Alten Welt, welches mit den Schicksalen unseres Erdteiles verwoben war, ist in Bezug auf seine kulturellen Einflüsse so spurlos vorübergegangen als das phönikische. Der Spekulationsgeist dieser Rasse, ihre Habsucht, ihr kalter, abstoßender Eigennutz haben — bei aller Größe und allem Reichtum, der beispielsweise seinerzeit Karthago zur glänzendsten Stadt der Welt machte, — nichts zur Veredelung der Menschheit oder zu

Fig. 50. Phönikisches Handelsschiff.

deren civilisatorischer Weiterentwicklung beigetragen. Die Phöniker waren keines jener lebendigen Glieder der Civilisation, welch letztere als Erbe von Zeitalter zu Zeitalter, von Volk zu Volk oder von Staat zu Staat immer wieder fruchtbar sich verzinste.

Über die Ausdehnung der phönikischen Seefahrten giebt schon die Heilige Schrift Anhaltspunkte. Zu Japha (Joppe, Yafa) bestieg der Prophet Jonas ein phönikisches Schiff, um nach Tarteſſus (Tarschisch, Spanien) zu fahren. Die heutigen Araber, deren weiße Segel auf der blauen Meeresfläche schweben, sind lange nicht so unternehmend. In Moses' Segen über

die Stämme Zabulon und Issachar heißt es: „Sie (die Phöniker) saugen den Reichtum des Meeres und die verborgenen Schätze des Sandes“ (Strandes). Die Schätze des Sandes sind das Glas, der Reichtum des Meeres aber ist die Purpurschnecke. Noch heute sieht man an der nordpalästinensischen Küste die buntfarbigen Muschellager, und noch kann man die Arten unterscheiden, aus denen die verschiedenen Purpurfarben gezogen wurden.

Von der syrischen Küste westwärts dehnt sich die blaue Fläche des Mittelmeeres, welche einst die Phöniker, allen Gefahren trotzend, durchsteuerten, um mit ihren warengefüllten Schiffen nach den Säulen des Herkules zu gelangen. Halbwegs lag und liegt die Insel Melite (Malta), welche alsbald in den Besitz der kühnen Seefahrer fiel. Die bedeutendste Niederlassung innerhalb der Säulen des Herkules war aber Karthago, nach Polybios die reichste Stadt der Welt, ein großes Sprachenbabel mit oligarchischer Verfassung, durch welche dem Kaufmanne, der Finanzgröße, dem glücklichen Spekulanten die Rolle des aristokratischen Herrschers zufiel. Dort, zu Karthago, stand aber auch das Bild jener furchtbaren Gottheit, der man die vornehmsten Kinder, oft Hunderte nacheinander, in die ehernen Hände legte, welche abwärts gewandt waren und ihre Beute unmittelbar in den Feuerofen rollten. Alle Welterfahrung, Aufklärung und praktische Lebensbethätigung hatten nicht ausgereicht, einem entsetzlichen Götzendienste zu steuern. Selbst das mächtige Rom vermochte daran nichts zu ändern; erst der Einfluß des Christentums machte solchen Scheußlichkeiten ein Ende.

In der phönikischen Rasse steckte überhaupt ein finsterer Geist. Karthago glich in dieser Beziehung dem ähnlich beherrschten Venedig. Aber die Karthager fühlten sich selber so sehr als Kulturträger, daß sie ernstlich die Frage erwogen, ob Europa nicht phönikisch werden sollte. Wie heute die Engländer, die „modernen Phöniker“, ihre militärischen Expeditionstruppen aus fremden Völkern rekrutieren, so thaten es auch ihre gleichgearteten Vorbilder. In der Schlacht von Cannä fochten halbnackte Gallier, spanische Söldner, balearische Schleuderer und numidische Wüstenreiter.

An der Nordküste von Afrika sind uns die greifbaren Erinnerungen an den Unternehmungsgeist der Phöniker erhalten geblieben. Als sie westwärts das ganze Mittelmeer durchschifft hatten, gründeten sie auf der europäischen Seite der „Säulen des Herkules“ eine Stadt, Gadeira (Gades, das heutige Cadix) mit Namen. Dies geschah wenige Jahre vor (nicht, wie in vielen Werken zu lesen ist, nach) der Gründung von Utica (Ytica), also ungefähr um 1100 v. Chr. Gades bewahrte die Gebeine jenes ältern Kolonieenführers, des phönikischen Herkules (Melkarth), der dort gestorben [1]. In seinem uralten Tempel sah man einen goldenen Olivenbaum mit smarag-

[1] Mella III, 6; Sallust., Jugurtha, c. 18.

denen Früchten, eine reiche Probe phönikischer Kunst aus ältester Zeit. Mit der Gründung von Gadeira hatten die Phöniker in Tarschisch (Spanien, Tarsis der Bibel) festen Fuß gefaßt und bezogen von dort durch Jahrhunderte reiche Metallschätze. Wichtiger ist für uns, zu erfahren, daß die Lage von Gadeira die kühnen Seefahrer zu Unternehmungen außerhalb den Säulen des Herkules verlockte. Sie drangen südwärts längs der marokkanischen Küste vor und gründeten im Laufe der Zeit mehrere Hundert Kolonieen.

Bei diesem Anlasse aber zeigte sich wieder der starre Eigennutz, der dieses Volk beherrschte. Die Niederlassungen hatten eine sehr beschränkte Selbstverwaltung, wurden durch Steuern gedrückt und in jeder Bestrebung nach Selbständigkeit verkürzt. Nur Karthago sollte mächtig und groß bleiben, alle übrigen Pflanzstätten nur Dienerinnen der Weltstadt sein. Die Gründung von Ackerbau-Kolonieen hatte den Zweck, teils Absatzgebiete für Einfuhrgegenstände oder Quellen für ertragsreiche Ausfuhrgegenstände zu schaffen, teils als Abzugskanäle für die Übervölkerung zu dienen. Um alle Konkurrenz abzuhalten, hatten die phönikischen Schiffsführer das Recht, jedes fremde Schiff, das ihnen begegnete, in den Grund zu bohren. In den Schriften der Alten findet sich die bezeichnende Geschichte, wie ein phönikischer Kapitän, der ein fremdes Schiff außerhalb der Säulen des Herkules in gleichem Kurs steuern sah, sein eigenes Fahrzeug auf eine Bank trieb, wo es verloren ging. Dasselbe Schicksal ereilte das fremde Schiff. Dem phönikischen Kapitän aber wurde der Wert seiner Ladung aus dem karthagischen Staatsschatze ersetzt.

Reichtum und Wettstreit im Erwerb hatten aber nicht allein zu einem rohen, grausamen Eigennutz geführt, sondern auch einem zügellosen, durch Sittenverderbnis und Charakterlosigkeit gekennzeichneten Leben allerorten Eingang verschafft. Der Handel selbst fußte auf unsittlicher Grundlage. Er war auf Übervorteilung aller anderen Völker berechnet, indem er jede Wettbestrebung unterdrückte und die Vermittelung der Verkehrsbedürfnisse in die Hände der Phöniker legte. Es handelte sich hier um ein Monopol, welches in so weitgehender Bedeutung, als natürliche Folge einer schrankenlosen Selbstsucht, in späteren Zeiten nie wieder zu Tage trat. Das Monopol erstreckte sich nicht nur auf den Handel als solchen, sondern auch auf die Straße, auf welcher er sich abspielte. Die mittelländische Handelsstraße wurde durch Jahrhunderte einzig und allein von den Karthagern beherrscht. Eine unsittliche Grundlage besaß der phönikische Handel noch des weitern darin, daß er sich in den Dienst der Sklavenmärkte stellte. Die Lieferung von „Menschenfleisch" war eine der einträglichsten Gebahrungen im phönikischen Weltverkehr.

Auch an der Syrtenküste wurden bedeutende Koloniestädte ins Leben gerufen; so das glänzende Groß-Leptis, dessen mächtige Quadermauern

noch in ansehnlichen Resten erhalten sind. Von allen diesen Punkten ging der phönikische Handel ins Innere des dunklen Erdteils, doch besorgten diesen Handel die Fremden nicht; er lag vielmehr in den Händen der Eingeborenen, die ihn als Makler vermittelten, eine Einrichtung, die sich fast an allen afrikanischen Küsten bis auf diesen Tag erhalten hat.

Da das Geld, eine griechische Erfindung, noch fehlte, war der phönikische Handel, der sich von der Mündung des Indus bis zu den britischen Inseln frei entwickelte, durchweg ein Tauschhandel. Über die Art dieses letztern an der Westküste von Afrika und wahrscheinlich überall dort, wo die Phöniker zwar keine Niederlassungen hatten, aber gleichwohl in lebhaftem Verkehr mit den Eingeborenen standen, giebt Herodot belehrende Auskunft. Die Art des Verkehrs war der sogenannte „stumme Tauschhandel". Erreichte nämlich die phönikische Handelsflottille einen Küstenstrich, mit welchem sie in Verbindung stand, dann ging sie vor Anker. Die Waren wurden an geeigneter Stelle ausgebreitet, ohne daß sich hierbei auch nur ein einziger Eingeborener blicken ließ. War alles wohl geschichtet und geordnet, dann verfügten sich die Phöniker wieder auf ihre Schiffe. Jetzt erst kamen die einheimischen Händler heran, besichtigten die Waren und legten neben jede Gold als entsprechenden Kaufpreis. Waren und Gold aber blieben liegen, um einer zweiten Besichtigung seitens der Phöniker unterzogen zu werden. Die Eingeborenen hatten sich unterdessen wieder entfernt. Waren die ersteren mit dem angebotenen Golde zufrieden, so nahmen sie es zu sich, ließen ihre eigenen Waren zurück, gingen dann zu Schiff und segelten ab. Im Gegenfalle, d. h. wenn ihnen der Kaufpreis zu gering dünkte, gingen die Händler, ohne das Gold zu berühren, abermals an Bord ihrer Fahrzeuge. Das war für die wiederkehrenden Libyer das Zeichen, daß das Geschäft noch nicht abgeschlossen, die Menge des eingebrachten Goldes als zu gering angesehen war. Dieser zeitraubende, umständliche Vorgang wiederholte sich so oft, bis ein Einverständnis erzielt wurde. Stummer Tauschhandel wurde in den Negerländern von den Portugiesen noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts getrieben, ein Beweis, wie langlebig ererbte Gewohnheiten und Einrichtungen auf afrikanischem Boden sich erweisen.

Auch über die Richtung und den Verlauf einzelner Karawanenwege müssen die Phöniker ausführliche Kunde besessen haben. Wenigstens beschreibt Herodot die große Karawanenstraße von Karthago durch das nördliche Sahara-Gebiet bis Ägypten. Manche topographische Angabe läßt unschwer erraten, welche Örtlichkeit damit gemeint ist. Eine der von Herodot genannten Raststationen im östlichen Tripolitanien — Augila — hat sogar ihren Namen bis auf den heutigen Tag behalten (Audschila, auf dem Wege von Benghasi nach Siuah und Kairo). Auf Herodots Erdkarte ist der Ort freilich falsch bestimmt; denn er liegt weitab von Cyrene (bei Ben-

ghasi) und fast an der Stelle des heutigen Murzuk. Im Bereiche von Augila siedelt das Volk der Garamanten, ein Riesenvolk, das dem Ackerbau, der Viehzucht und der Jagd obliegt. Nördlich von ihm verlegt Herodot die Heimsitze der Nasamoner (im westlichen Tripolitanien und Tunis) und der Adyrmachiden (im östlichen Tripolitanien), nördlich des Atlasgebirges die Gyzanten, südlich desselben die Ataranten (oder Atlanten). Die Angaben über die letzteren sind leider nichts als abgeschmackte Fabeln.

Mit den erworbenen Tauschwaren besorgten die Phöniker rings am Mittelmeer ihre Handelsgeschäfte. Mit dem Silber aus Spanien, dem Golde aus Westafrika zahlten sie an den asiatischen Küsten (für Getreide, Bauholz ꝛc.), mit indischen Gewürzen an den europäischen Küsten. Die zwei wichtigsten Tauschartikel aber waren Zinn und Bernstein, welche die Phöniker aus dem europäischen Norden sich holten. Natürlicherweise mußte dem Umsatz derselben die Entdeckung ihres Ursprungsortes vorausgehen.

Die phönikischen Nordlandfahrten wurden durch Himilko eingeleitet. Er war karthagischer Admiral und galt für den Entdecker der Britischen Inseln. Über die Zuverlässigkeit seiner Berichte sind Zweifel erlaubt, da wir nur die Bearbeitung durch den römischen Dichter Avienus (viertes Jahrhundert n. Chr.) kennen. Himilko steuerte von Gadeira weg, zuvörderst längs den Gestaden von Tarschisch. Die übrige Beschreibung ist verwirrend; nur so viel geht mit Klarheit aus ihr hervor, daß dort, wo ein „weit sich ergießender Atlantischer Meeresarm" die nördlichen Gebirge bespült, Inseln liegen, und zwar die „Ostrymnischen". Das sind offenbar die jetzigen Sorlingischen (Scilly-) Eilande, die vielgenannten „Zinn-Inseln". Von ihnen aus erreichte man die „Heilige Insel", welche von Hibernern bewohnt war. Hibernia ist Irland. In der Nähe liegt die Insel Albion. Von den Britischen Inseln aus soll Himilko ostwärts bis zur Bernsteinküste vorgedrungen sein, also in die jetzigen Gewässer der Ostsee. Es ist aber immerhin möglich, daß der Bernstein den Phönikern durch Makler zugebracht wurde. In der Folge wurde der Bernsteinhandel ungemein schwunghaft betrieben. Wie er aber schon in der Zeit des Trojischen Krieges in die Hände der Griechen kam, ist unaufgeklärt. Vielleicht auf dem Überlandwege nach der Nordküste des Schwarzen Meeres, wo um jene Zeit mehrere phönikische Niederlassungen blühten. Obige Thatsache aber bezieht sich auf eine Stelle bei Homer, wo ein goldenes, mit „Bernstein" (Elektron) besetztes Geschmeide von einem Phöniker feilgeboten wird.

Daß der phönikische Handel sich nicht einzig und allein auf den Austausch von Naturerzeugnissen beschränkte, geht schon aus der Bedeutung hervor, welche die phönikischen Gewerbs-Erzeugnisse — Glas und Purpurwebereien — im Verkehr hatten. In der That war das phönikische

Kunstgewerbe hochentwickelt. In einer Epoche, da die eingeborenen Völker an den Küsten des mittlern und westlichen Mittelmeeres sich noch in der „Steinzeit" befanden, blühte die Metall-Industrie in den östlichen Küstenländern und erscheinen die Phöniker als die hervorragendsten Vertreter jener Kunstfertigkeit. Wenn Menelaos sein Bestes dem Telemachos schenken will, ist es ein sidonischer silberner Mischkrug mit vergoldetem Rand. Was Achilleus bei Patroklus' Leichenspielen als Preis für den Wettlauf aussetzt, ist abermals ein silberner Mischkrug, von dem Homer sagt: „Kunstgeübte Sidoner haben ihn geschaffen." Von der Art dieser Kunst kann man sich den besten Begriff machen, wenn man die auf Kypern gefundenen Silberschalen des Louvre in Augenschein nimmt. Gegenstände aus Filigranarbeit, Metall-Kompositionen, gleich dem Panzer des Agamemnon (den er aus Kypern zum Geschenke erhalten), mit eingelegten Bändern von Stahl, Gold, Zinn in einander durchdringenden Streifen, tauschierte und getriebene Arbeiten u. s. w. zeigten insgesamt höchsten Kunstwert. Neben den Edelmetallen nahm die Bronze den ersten Rang ein und man darf die Epoche phönitischer Kunstblüte mit Recht die klassische des Bronze-Zeitalters nennen.

Auch die Töpferkunst ist phönikischen Ursprunges und hat sich nach Griechenland, Etrurien und weiterhin verbreitet. Das altehrwürdige Thongerät von Moab wurde nachweisbar an ehemals phönikischen Stationen gefunden. Nicht minder als wegen seiner Kunst in Erz war Sidon berühmt wegen seiner Erzeugnisse des Webstuhles. In Purpurgewändern wurde noch größerer Luxus getrieben als in Erzeugnissen von Edelmetall. Das berühmte Gewand des Sybariten Alkisthenes kauften die Karthager für die ungeheuere Summe von 120 000 Talenten und hängten es in einem ihrer Tempel auf. In später römischer Kaiserzeit war es noch vorhanden. Die Purpurfarben wurden aus zwei verschiedenen Arten von Purpurschnecken gezogen, aus der „Janthina", die ein leicht wieder verfliegendes Scharlachrot gab, und der „Purpura", aus welcher der unverwüstliche „schwarze" Purpur erzeugt wurde. Die kostbarste Art, der doppelt gefärbte tyrische Purpur, wurde durch Eintauchen in den Saft der Purpurschnecke und später noch einmal in den der Scharlachschnecke gewonnen. Ein Gewand aus solcher Wolle war von vorn fast schwarz anzusehen und hatte seine rote Farbenglut nur von der Seite. Natürlich war das Verfahren bei dem ungeheuern Verbrauche von Tieren sehr kostspielig. Ein ganzes Volk aber konnte sein Fortkommen von Urzeiten an auf den Fang der Purpurschnecke gründen und von seiner Industrie sogar den Namen „Phoiniker", d. i. „Rotfärber", annehmen. Bereits die Decke der Stiftshütte des Moses ist phönikischer Purpur, und die Helena Homers spinnt Purpurwolle [1].

[1] Plinius, H. N. IX. c. 60.

2. Griechen und Römer.

Das Erbe der Phöniker traten die Griechen an. Diese Erbschaft erstreckte sich sogar auf die ägyptisch-phönikische Gestalt der Schiffe mit dem hoch aufgeschweiften Vorder- und Hinterteil und dem Tierkopf am Vorderende. Bei richtiger Ausnützung des Windes war es solchen Fahrzeugen möglich, bedeutende Entfernungen innerhalb kurzer Zeit zu bewältigen.

Aber nicht die technische Seite des hellenischen Seeverkehrs ist hier von ausschlaggebender Bedeutung, sondern die kaufmännische. Die Griechen, welche die erste materielle Kultur aus den Händen der Phöniker erhalten hatten, entwickelten diese Keime zu einem eigenen Kulturleben, welches selbstverständlich im Laufe der Zeit über die engeren Grenzen des Mutterlandes hinausgriff. Wir haben bereits in einem frühern Abschnitte (S. 60) auseinandergesetzt, daß der Boden von Hellas nicht genug Raum für alle Bewohner gab und daß das überschüssige Menschenmaterial nach außen Abflußkanäle aufsuchte, die sich auch fanden und zur Begründung von Niederlassungen in Unteritalien, auf Sicilien und in Nordafrika führten.

In allen diesen Gebieten standen die wirtschaftlichen Strebungen der Phöniker im Widerstreite mit denen der neuen Ankömmlinge. Am weitesten fortgeschritten an Einfluß und Blüte war die phokäische Kolonie Massalia (Marseille). Sie hatte sich zu einer maritimen und kolonialen Großmacht aufgeschwungen, die zugleich in der Lage war, mit Vorteil gegen die karthagischen Flotten zu kämpfen, und sogar danach strebte, den einträglichen Handel mit Spanien ganz an sich zu reißen. Die Folge dieser Nebenbuhlerschaft war, daß die Karthager mit den Etruskern ein Bündnis schlossen und vereint mit ihnen in den korsischen Gewässern die Massalianer schlugen — die erste große Seeschlacht in der Geschichte des westlichen Mittelmeeres. Unmittelbar hierauf rissen die Karthager die Insel Sardinien an sich, die sie in großartigem Maße ausbeuteten, aber zugleich zu einem mächtigen und blühenden Kolonialreich emporhoben.

Welche Greuel der hellenisch-phönikische Weltstreit zur Folge hatte, welche langwierigen und blutigen Kriege dem Vorrang zuliebe geführt wurden, darüber berichtet der geschichtliche Teil dieses Werkes (S. 61). Zur Zeit der Perserkriege schien die Gelegenheit gekommen, die hellenischen Herrschaftsbestrebungen zur See zu vernichten. Karthago schloß ein förmliches Bündnis mit den Persern. Aber in der Schlacht von Salamis, sowie durch den gleichzeitigen Sieg Gelons von Syrakus über die Karthager ward dem freiheitsmörderischen Zusammenwirken des persischen Großkönigs und der Vorherrscherin zur See ein unerwartetes Ende bereitet. Auch in Afrika, in Cyrene, kamen die Phöniker trotz vielfacher Kriege zu keinem Ziele. Immerhin war der Kampf zwischen dem Osten und dem Westen eröffnet worden,

ein Kampf, der zugleich ein Ringen zwischen der Civilisation im geistigen Sinne und der Civilisation im materiellen Sinne war.

Noch war der phönikische Kaufmann der herrschende im Mittelmeer. Allmählich aber erfolgte ein Umschwung: die Griechen traten aus dem Passivhandel in den Aktivhandel. Sie wollten sich von dem phönikischen Vermittlungshandel losmachen, das heißt, das Monopol brechen. Es handelte sich aber hierbei weniger um ein Monopol des Warenumsatzes als solchen, sondern um das Monopol der Handelsstraße. Dieses letztere war in dem Augenblicke durchbrochen, als die Hellenen, welche im ganzen östlichen Mittelmeere und im Schwarzen Meere als Kolonieengründer aufgetreten waren, in unmittelbaren Verkehr mit den Überland-Karawanen traten. Die Hellenen lenkten diesen nach ihren Kolonieen- und Küstenstädten ab und gelangten so zu unmittelbarem Genuß der Handelsgüter des westlichen und tiefern Asien. Namentlich waren es die Handelsplätze am Ostrande des Schwarzen Meeres, welche zu hervorragenden Stapelorten im europäisch-asiatischen Tauschverkehr wurden. Karawanen und Händler, welche aus Mittelasien den Oxus hinabfuhren (der damals noch in den Kaspischen See sich ergoß) und durch Kaukasien bis Kolchis gelangten, eröffneten einen unmittelbaren Verkehr mit den hellenischen Tauschhändlern.

Damit wurde der Weltverkehr und mit ihm derjenige eines großen Abschnittes der Mittelmeer-Gebietes in neue Bahnen gelenkt. Neue Handelsstraßen wurden erschlossen, das alte Monopol der Phöniker für immer gebrochen. Der phönikische Makler spielte keine Rolle mehr; er hatte nicht nur einen Kunden verloren, sondern in diesem zugleich einen Mitbewerber erstehen sehen. Der griechische Kauffahrer benutzte alsbald die neue Welthandelsstraße, um nicht nur den eigenen Bedarf zu decken, sondern auch andere Völker des Mittelmeeres zu versorgen, d. h. den Austausch zwischen Morgenland und Abendland nahm zum erstenmal ein europäisches Volk in die eigene Hand. An die Stelle des „Tarschisch-Fahrers" war der „Kolchis-Fahrer" getreten. Unser Bild (Fig. 51) führt den Typus des größten griechischen Kriegsschiffes, der „Pentere" — so genannt nach ihren fünf Ruderbänken —, vor, von welchem sich der große Kauffahrer fast gar nicht (höchstens in der innern Raumverteilung) unterschied. Die Pentere war ein Dreimaster vom Range einer neuzeitlichen Korvette, jedoch mit abweichender Takelung; nur der Mittelmast war als „Vollmast" (d. i. mit sogenannten „Raaen") ausgerüstet; die beiden anderen Masten führten Gaffelsegel, und zwar sogenannte lateinische Dreieck-Segel. Sowohl die Kriegs- als die Handels-Pentere war am Buge mit einer Ramme (Sporn) ausgerüstet.

Wenn nun auch der griechische Spekulationsgeist im Mittelmeere allenthalben den Spuren des phönikischen gefolgt war, so machte sich hierbei gleich-

wohl ein wesentlicher Unterschied geltend. Erstens ward der hellenische Handel nicht, wie bei Karthago, durch eine einzige Macht, durch einen großen Mittelpunkt des Reichtums monopolisiert, sondern er zersplitterte sich in viele einzelne Unternehmungen. Diese Erscheinung gründete sich auf den Sondergeist der Hellenen, im Gegensatze zu dem spekulativen Gemeingeist der Phöniker,

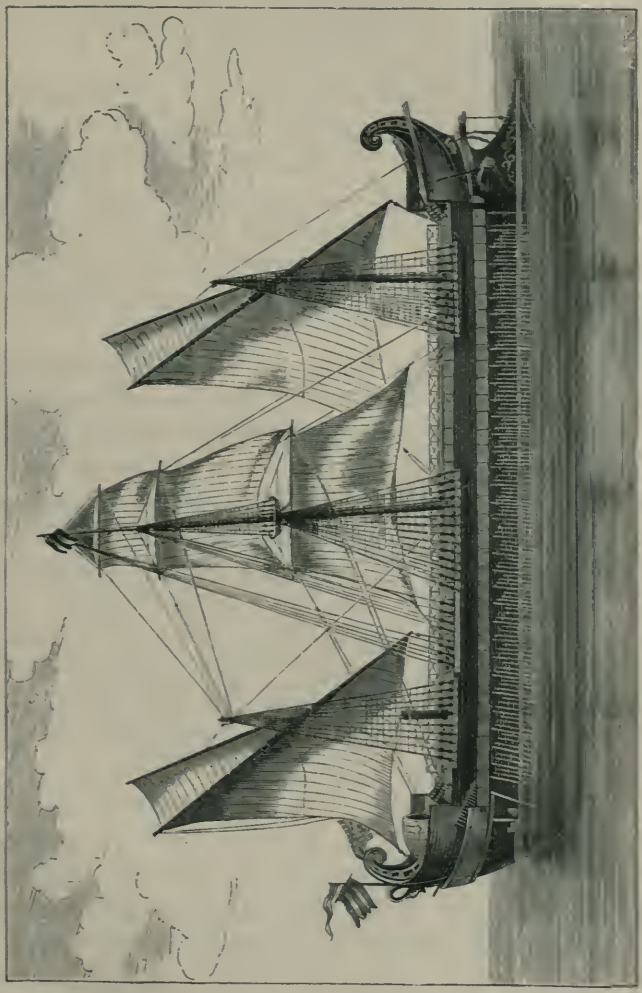


Fig. 61. Griechische Pentere.

welcher nur die Gemeinsamkeit der Interessen, die Einheitlichkeit des Volkstums im Auge hatte. Die griechischen Niederlassungen waren von vornherein als Nebenbuhler aufgetreten, und dieselbe Tendenz bekundete sich in noch höherem Grade von dem Zeitpunkte ab, da der Welthandel allmählich in griechische Hände überging. Das zweite Moment, welches den griechischen

Unternehmungssinn von dem phönitischen wesentlich unterscheidet, liegt darin, daß der griechische Kaufmann nicht auf die Vermittlerrolle in den Stapelplätzen an den Küsten sich beschränkte, sondern in das Innere von Asien vordrang. Er tauchte überall dort auf, wo griechische Eroberungsheere sich festgesetzt hatten. Am großartigsten entfaltete sich diese Bestrebung zur Zeit Alexanders des Großen, der selber ein weitblickender Volkswirtschafter war und in der Wiedererweckung des Welthandelsplatzes Babylon unter hellenischer Herrschaft das höchste Ziel seiner Sendung erblickte.

Die Umgestaltung der Handelsverhältnisse war also im weitesten Sinne gediehen. Erstens war zu der phönikischen Welthandelsstraße im Mittelmeer eine hellenische Konkurrenzlinie hinzugekommen, welche unmittelbar an die asiatischen Überlandlinien anknüpfte; zweitens war das frühere Monopol einer einzigen Welthandelsstadt an eine Reihe wetteifernder oder einander widerstreitender Gemeinwesen übergegangen; drittens endlich machte sich der hellenische Kaufmann vollends von jeder Vermittelung frei und suchte die Märkte Inner-Asiens selber auf.

Die Fortentwicklung dieses Bestrebens, d. h. der Vervielfältigung der Verkehrslinien einerseits und der Hilfsmittel zum freien Wettbewerbe andererseits fiel naturgemäß den Römern, den Gründern eines Weltreiches, in die Hand. Das ungeheuere Reich mit seinen 100000 Geviertmeilen Flächenraums hatte das Mittelmeer zu einem römischen Binnensee gemacht. Zahlreiche neue Handelswege wurden nach Norden, nach dem Innern von Gallien, den Alpenländern und Teilen von Deutschland eröffnet. Das Gold und das Salz der Tauern in Norikum, dann das Eisen von ebendaher, Felle und Häute, auch das Zinn von Britannien und der Bernstein Germaniens kamen durch römische Hände auf den Weltmarkt. Karthago war vom Erdboden verschwunden und seine Rolle hatte, weit weg vom alten Handelsmittelpunkte, Aquileja übernommen. Seine Lage war vorzüglich gewählt: zwischen Italien und den Barbarenländern des Ostens, am Meere und zugleich am Eingangsthore zu den östlichen Alpenländern. In Aquileja erstand der bedeutendste Handelsplatz des Römerreiches. In Dyrrhachium lag der Schlüssel zu den Reichtümern des Orients, welche das römische Schwert durch seine Eroberungen erschlossen hatte. Damit hatte das Weltreich zugleich das Erbe des untergegangenen Griechentums an sich gerissen.

„Nicht auf einmal", schreibt J. Jastrow in einer geistvollen Abhandlung über „Welthandelsstraßen", „haben die Wandlungen sich vollzogen. Auch das Eintreten des römischen Kaufmanns in die Konkurrenz ist von Handelskrisen begleitet gewesen, welche mit den Waffen ausgefochten wurden. Wenn dem phönikischen Kaufmann ein Karthago, dem griechischen ein Korinth zerstört wurde, so sehen wir darin Akte von rücksichtsloser Politik, welche in der Vernichtung des Konkurrenten gar zu leicht ein Gebot der Selbst-

erhaltung erblickt. Aber wie auf politischem Gebiete die Niederwerfung der Nationen schließlich doch damit endigte, daß sie alle zu römischen Bürgern wurden und auf den Thron der Cäsaren alle Völker der Welt ein gleiches Anrecht erwarben: so war auch in der Handelsgeschichte das Endergebnis, daß alle seefahrenden Nationen der Mittelmeerländer an dem römischen Welthandel in gleicher Weise Anteil hatten. Im Überblick der Jahrhunderte stellt sich der Unterschied auch in den Welthandelsstraßen mit hinreichender Klarheit heraus. Wie einst das phönikische Verkehrssystem durch die Einheit der Welthandelsstraßen, so wird das römische durch die Atomisierung derselben bezeichnet. Dort der straßenbeherrschende Kaufmann als König der Könige, hier ein straßeneröffnender Sieger als Volk unter Völkern, als Kaufmann unter Kaufleuten."

Die Römer waren den Völkern ein verbindendes Glied geworden, wie die Phöniker es niemals gewesen, wie die Griechen es schüchtern angestrebt hatten. Dazu kommt, daß die Phöniker nicht eine geistige Errungenschaft zu verzeichnen hatten, daß sie den materiellen Erwerb über alles setzten, ihn zum Sittengesetze erhoben und damit sich aller Mittel für die geistige Weiterentwicklung der Völker, beziehungsweise für die großartige intellektuelle Ausnutzung einer herrschenden Stellung entschlugen. Als die politische Macht Karthagos und mit ihr die maritime Alleinherrschaft gebrochen war, verschwand diese Rasse spurlos von der Schaubühne der Welt, ohne auch nur eine civilisatorische Errungenschaft den Nachkommen zu hinterlassen. Der Untergang der Phöniker erhält eine hochbedeutsame Beleuchtung in der christlichen Auffassung, daß der Leib schließlich nur eine flüchtige, zerbrechliche Hülle der Seele, jenes Lichtgeschenkes Gottes, sei.

Auffallend ist bei der bedeutsamen Entfaltung des Weltverkehrs unter der römischen Herrschaft, daß die Römer kein seefahrendes Volk waren. Der Seedienst galt sogar noch unter Octavianus Augustus als entehrend oder zum mindesten nicht ehrenvoll. Gleichwohl liegt auf der Hand, daß die großartigen militärischen Unternehmungen der maritimen Hilfsmittel bedurften. Die Technik des Seewesens hatte sich zudem bedeutend entwickelt und Rom war darauf hingewiesen und wußte auch dieselbe nach Kräften auszunützen. Durch die Vermehrung der Ruderbänke (Stockwerke) in drei, vier und mehr Reihen wuchsen die Seefahrzeuge zu gewaltiger Größe an, doch fehlen uns nähere Angaben über Maßverhältnisse, Gestalt, Anlage und innere Einrichtung der Schiffe. In den großen Seeschlachten, welche zwischen den Römern und den Karthagern geschlagen wurden, mußten die ersteren die unliebsame Erfahrung machen, daß sie auf diesem Felde ihren Gegnern nicht gewachsen seien, trotz der Unterstützung, die sie in der Flotte Hieros von Syrakus fanden. Um die Schwäche auszugleichen, führten sie die Enterhaken ein, wodurch der Seekampf zu einem Ringen des Einzelnen gegen den Ein-

zelnen wurde, also eine taktische Form annahm, die sich von jener des Landkampfes kaum unterschied. Dieser Taktik aber verdankte C. Duilius seinen großen Seesieg bei Mylä, welcher zur Folge hatte, daß Karthago fast sämtliche Kriegsschiffe ausliefern mußte und zur See für immer lahmgelegt wurde.

3. Byzanz und die italienischen See-Republiken. — Das Zeitalter der Kreuzzüge.

Aus den vorstehenden Ausführungen ersehen wir, wie Rom durch seine Weltstellung zwei wirtschaftlich bestimmt abgesonderte Landgebiete beherrschte: Nordafrika, Sicilien, Ägypten und Taurien einerseits — die Handelsländer der damaligen Welt — und Griechenland, Italien und Kleinasien andererseits — die Heimat der Gewerbe und Industrie. Diese Gebiete hatte Rom auf Tausende von Meilen mit Straßen über das bekannte Europa, Afrika und tief nach Asien überspannt. Der Handel war immer derselbe, ob die staatliche Handelspolitik des Prätors Cälius Metellus Zollfreiheit, oder jene Julius Cäsars Zölle schaffte und die „L. 16, § 17 Dig. et Publicanis et vict. et com." ein ganzes System von Abgaben, Hafen-, Brücken- und Schleusengeldern erzeugte, die zu Gunsten des Verkehrs geschaffenen Einrichtungen wieder zu vergüten. Die edlen Metalle Europas strömten, wie Plinius klagt, nach Asien, und zur Zeit des Kaisers Augustus war dieser Abfluß so groß, daß der Barbestand des Reiches von acht Milliarden auf zwei Milliarden (auf Francs umgerechnet) sich vermindert hatte.

Vielleicht war diese Erscheinung die Ursache zu dem nachmaligen Übergang der handelspolitischen und wirtschaftlichen Herrschaft auf den Osten. In der That vollzog sich dieser Umschwung bald nach der Teilung des römischen Reiches in ein östliches und ein westliches. Natürlich hatten hierbei politische Einwirkungen mitgespielt, denn während das weströmische Reich in den Fluten der Völkerwanderung unterging und in Europa durch die fortwährenden Erschütterungen aus Anlaß von Staatengründungen eine Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht platzgreifen konnte, erhielt das byzantinische Reich wachsende politische Bedeutung. Mancherlei Einrichtungen, welche der Civilisation zu gute kamen, erhielten erst jetzt ihre volle Entwicklung, wie beispielsweise das römische Recht, die Ausgestaltung eines bestimmten Kunststils, des byzantinischen, die Pflege der einen von den beiden antiken Weltsprachen, der griechischen, während die andere, die lateinische, allmählich als Verkehrs- und Umgangssprache verschwand und einer Zahl von Misch-Idiomen den Platz räumen mußte.

Die einheitliche Gestaltung, der Glanz, das Kunstleben des byzantinischen Reiches und manche andere Faktoren hatten, von allen späteren Zerrüttungen und Verirrungen abgesehen, dem Wirtschaftsleben daselbst großen Aufschwung

gegeben. Im Mittelpunkte desselben stand der byzantinische Kaufmann, der den Unternehmungsgeist und den Geschäftssinn von seinem hellenischen Vorfahr geerbt hatte. Von Konstantinopel aus, dem Hauptsitze des mittelalterlichen Welthandels, gingen die Hauptverkehrsadern nach der ganzen damals bekannten Welt. Ganz neue Handelskreise wurden hereingezogen, darunter das nördliche und das östliche Europa. Einer Lage, wie sie Konstantinopel besaß, die Stadt an der Schwelle zweier Erdteile, konnte sich bis dahin keiner der großen Handelsplätze des Mittelmeeres rühmen.

Im großen und ganzen lassen sich in der Entwicklung dieser Verhältnisse zwei auffallende Erscheinungen feststellen: zunächst die eine, daß der Handel des ältern Mittelalters den Spuren des hellenischen Handels folgte, indem er dieselben Pfade nach Asien, Taurien, den Kaukasusländern, Ägypten u. s. w. einschlug. Das zweite Merkmal ist die Schaffung eines Monopols, wie es in solchem Umfange und solcher Folgerichtigkeit seit den Zeiten der Phöniker nicht mehr erlebt ward. Der byzantinische Kaufmann duldete keinen Mitbewerber neben sich. Er vermittelte alle Handelsgeschäfte mit Europa. Der Centralsitz dieser Handelsgeschäfte war die Weltstadt am „Goldenen Horn", ein Stapelplatz, der noch immer auf einem reichen Kulturschatze ruhte, in welchem das orientalische Hinterland und die Handelsverbindungen mit demselben nicht den unbedeutendsten Teil bildeten.

Dieser Zustand hielt über ein halbes Jahrtausend an. Den Anstoß zu dessen Umgestaltung gab das Emporwachsen der sogenannten italienischen See-Republiken. Den Reigen derselben eröffnet das unteritalienische Amalfi, dessen Flotten bereits im achten Jahrhundert gegen die Saracenen auszogen. Durch weite Seefahrten kamen die Amalfitaner mit der morgenländischen Welt in nähere Berührung, und besonders war es Konstantinopel, was sie anzog. Von hier erhielten die Herzoge von Amalfi auch ihre Hoftitel. Bald wurde die kleine, aber mächtige und reiche Seerepublik die Vermittlerin einer bedeutenden Handelsbewegung im Mittelmeere. Ausgangspunkt derselben war das „Goldene Horn", an welchem indes die Amalfitaner nicht als freie Handelskonkurrenten auftraten, sondern sich dem byzantinischen Monopol unterwerfen mußten. Sie waren auf den byzantinischen Kaufmann als Mittelmann aller Handelsgeschäfte im Osten angewiesen.

Um so lebhafter und einflußreicher gestaltete sich der amalfitanische Zwischenhandel in dem westlichen Mittelmeere. Die so rasch aufblühende Kaufmannsrepublik regelte durch ihre Seegesetze (Tabulae Amalfitanae) die Schiffahrt des Mittelmeeres und behauptete sich durch Jahrhunderte in dieser herrschenden Stellung. In Amalfi selbst wurde im Jahre 1010 das erste Seegericht eingeführt; 1048 gründeten Kaufleute von Amalfi beim Grabe Christi zu Jerusalem Kirche, Kloster und Spital, aus welch letzterem die Johanniterritter hervorgingen. Guglielmo di Puglia schreibt in

seinem Gedicht „Normanni“ (elftes Jahrhundert): „Amalfi ist angefüllt von Menschen und Reichtümern, keine Stadt hat solchen Überfluß an Gold, Silber und kostbaren Gewändern, wie diese; ihre zahlreichen Seehändler haben Niederlassungen in allen Gegenden der Welt und sind sehr erfahren in der Kenntnis des Meeres und des Himmels.“

Wir dürfen nicht vergessen, daß um diese Zeit ein fremdes seefahrendes Volk im Mittelmeer aufgetaucht war, die Normannen. Ihre Geschichte hat manche Ähnlichkeit mit jener der Phöniker. In den ältesten „Sagas“ treten die Normannen zuerst als Piraten auf. Die nordischen Schiffe eigneten sich fremdes Gut an, wo immer die Möglichkeit hierzu vorhanden war. Als der Widerstand der Beschädigten und die Vergeltung des Strandrechtes seitens anderer Völker der normannischen Raubgier einen starken Damm entgegensetzten, entwickelte sich, ganz so wie bei den Phönikern, der Tauschhandel. Die Normannenzüge zur See wurden berühmt und übertrafen jede ähnliche Leistung in damaliger Zeit. Diese Seezüge führten die Normannen, wie wir bereits in einem andern Abschnitte (S. 110) vernommen haben, ins Mittelmeer, wo die Normannen vorwiegend als Städtegründer und Eroberer auftraten, während ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben gering blieb.

Immerhin übten die Macht und der Glanz des Normannenreiches in Sicilien einen umgestaltenden Einfluß auf die bisherigen seehandelspolitischen Verhältnisse aus. Im Jahre 1131 griff König Roger von Sicilien Amalfi an und brach dessen Übergewicht. Bald aber kämpften beide Flotten vereint gegen die rivalisierenden Pisaner. Amalfi behielt noch lange Kolonieen in Byzanz, Kleinasien und Afrika, aber es ward von Pisa und Genua verdunkelt.

Pisa befuhr mit Beginn des elften Jahrhunderts, als Amalfis Blüte ihren Höhepunkt erreicht hatte, auf Saracenenzügen weit und breit das westliche Mittelmeer. Aus manchem Seetreffen — so bei Karthago und Bona — ging es siegreich hervor und machte auf Grund dieser Erfolge ein allmählich anwachsendes handelspolitisches Übergewicht geltend. Die Handelseifersucht aber führte zum Bruche mit einer andern (benachbarten) Seerepublik, mit Genua. Die hohe Bedeutung, die Pisa damals als Handelsstadt behauptete, bezeichnen die gleichzeitigen naiven Verse Donizones auf den Tod der Mutter der Gräfin Mathilde; er beklagte es tief, daß die erhabene Frau in einer Stadt begraben sei, welche von fremden Heiden, Türken, Afrikanern, Persern und Chaldäern angefüllt worden.

Das setzt internationale Beziehungen voraus, die, was den Orient anbetrifft, kaum von denen in der Gegenwart übertroffen werden. In noch höherem Maße gilt dies von Genua. Diese Seerepublik hatte lange das Übergewicht Pisas ertragen müssen. Als letzteres ihr die Inseln Corsica und Sardinien wegnahm, kam in Genua der bekannte Spruch auf: „Mare

senza pesci, montagna senza alberi, uomini senza fede, donne senza vergogna“ (Meer ohne Fische, Berge ohne Bäume, Männer ohne Treue, Frauen ohne Scham). In der Seeschlacht von Molara (1284) aber wurde die pisanische Flotte vernichtet, der Hafen von Pisa verschüttet. Nun war Genua Herrin des westlichen Mittelmeeres mit einer Rührigkeit und Kraftentfaltung, wie sie durchtriebener und entschlossener nur von Venedig geübt wurde.

Über die Seefahrzeuge, deren sich die italienischen Seerepubliken bedienten, sind, zum mindesten bis zum 13. Jahrhundert, wenig zuverlässige Angaben vorhanden. Aus Mietverträgen jener Zeit entnimmt man Daten über die Größe, nicht aber über die Form der Schiffe. Die vorhandenen Zeichnungen rühren meist von Nicht-Fachmännern her, sind also nicht unbedingt glaubwürdig. Nach den Namen zu urteilen, hatte man viele Arten von Schiffen, deren hauptsächlichste Typen die Galéen (Galeeren, Fig. 52) und Galionen waren. Die großen Segelschiffe hießen Naos, die kleinen hatten die verschiedenartigsten Namen: Carabelas, Pinazas, Caraccas, Fustas u. s. w. Im 14. Jahrhundert hatten die Galeeren 3—5 Ruderer-Reihen auf derselben Bank; eine solche venetianische Galeere brachte einmal 2000 Personen von Konstantinopel nach Venedig, was für die großen Raumverhältnisse der ersteren spricht. Galionen waren kleine Galeeren mit 16—20 Ruderbänken.

Fig. 52. Venetianische Galeere.

Mit Venedig sind wir bei der letzten der vier großen italienischen Seerepubliken angelangt. Wir haben zu dem, was wir über die venetianische Republik an anderer Stelle (s. S. 115) vorbrachten, nichts hinzuzufügen und gehen nun auf die Stellung des italienischen Kaufmanns im Orient und das Anwachsen seines Einflusses daselbst über.

Aus rein geschäftlichen Gründen konnte sich der byzantinische Kaufmann der Notwendigkeit nicht entziehen, den italienischen Kaufmann bei sich daheim zu dulden. Zuerst siedelten sich Pisaner am Goldenen Horn an, um von

der Quelle aus einen einträglichen Handel nach dem Mutterlande und überall dorthin, wo sich pisanische Kolonieen oder Handelskontore befanden, zu unterhalten. Weit thatkräftiger und großartiger faßten die Genuesen und Venetianer diese Aufgabe auf. Die Zahl genuesischer und venetianischer Kaufleute, welche am Goldenen Horn feste Handelskontore errichtet hatten, wurde so bedeutend, daß schließlich ganze Vorstädte von Konstantinopel — Galata und Pera — zu italienischen Niederlassungen wurden.

Von diesem Augenblicke an war das byzantinische Handelsmonopol durchbrochen. Die Italiener waren zwar noch immer Abnehmer des griechischen Großkaufmanns, bildeten aber bereits selbständige, mit kaiserlichen Privilegien ausgestattete Handelsgemeinden, welche bald ihre eigenen Wege gingen. Es wiederholte sich hierbei derselbe Vorgang, den wir bei den Bestrebungen der Hellenen, das Handelsmonopol der Phöniker zu brechen, kennen gelernt haben. Die Genuesen, Pisaner und Venetianer begnügten sich nicht mit der Vermittelung der byzantinischen Kaufleute, sondern trachteten mit den fremden (asiatischen) Karawanenhändlern in unmittelbare Beziehung zu treten. Auf diese Weise entstanden die vielen und reichen italienischen Handelsniederlassungen am Nord- und Ostsaume des Schwarzen Meeres, die selbständigen Handelskontore auf den Griechischen Inseln, an den Küsten von Kleinasien, Ägypten u. s. w.

Von weit größerer Bedeutung aber war eine dritte Errungenschaft, welche seinerzeit die Hellenen gegenüber den Phönikern nicht aufweisen konnten. Diese Errungenschaft bestand darin, daß die Seerepubliken *dort* Fuß faßten, von wo in alten Zeiten der phönikische Weltverkehr seinen Ausgang genommen hatte — in Syrien, in den uralten Stapelplätzen Tyrus und Sidon. Unmittelbaren Anlaß zu diesen materiellen Eroberungen gaben die *Kreuzzüge*, welche die abendländischen Heerscharen und Flotten nach den alten phönikischen Stammländern führten. Durch die Schöpfung von christlichen Staaten in Syrien und Palästina ging auch die politische Gewalt in jenem Gebiete in europäische Hände über.

Über die merkwürdige Rolle, welche Venedig in den Kreuzzügen spielte, spricht sich J. *Jastrow* wie folgt aus: „An den Kreuzzügen haben sich die Venetianer von vornherein als Handelsmacht beteiligt. Die Niederlassungen im Heiligen Lande betrachten sie im wesentlichen als Handelsfaktoreien. Die anwachsenden Pilgerfahrten, welche endlich dazu führten, einen regelmäßigen Postkurs zweimal im Jahre von den italienischen Häfen nach den palästinensischen zu befördern, waren für die italienischen Handelsherren Gegenstand nicht bloß der Personenbeförderung, sondern auch eines geordneten Frachtenverkehrs. Die Flotten der Kreuzfahrer wie der Pilgerfahrer waren gleichzeitig italienische Handelsflotten. Die Venetianer sind im Zeitalter der Kreuzzüge diejenigen gewesen, welche mit bewußter Absicht die vorhandene

Begeisterung zum Kampfe gegen den Islam ausnutzten, um sie mitzumachen, wo es der Vorteil gebot, und sie auf christliche Konkurrenten abzulenken, wenn dies durch den Handelsvorteil erfordert wurde. Sie sind diejenigen gewesen, welche am energischsten und rücksichtslosesten es durchführten, daß unter dem religiös-kriegerischen Gegensatz gegen die Ungläubigen der Handelsverkehr mit ihnen nicht leiden durfte; und eben darum sind sie endlich auch diejenigen gewesen, welche nach dem Verlust der Eroberungen im Heiligen Lande nach wie vor blieben und Märkte und Handelsniederlassungen in ihren Händen behielten."

Wenn das Saracenentum im östlichen Mittelmeergebiete sich zum christlichen Abendlande in jeder Beziehung in schroffem Gegensatze befand, so milderte im westlichen Mittelmeergebiete die daselbst erblühte arabische Kultur zum Teile jenen Gegensatz. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hatten die Araber den alten, von den Phönikern einst betriebenen Bergbau wieder aufgenommen und förderten Gold, Eisen, Quecksilber und andere Metalle. Ihre Waffenfabrikation, ihre Weberei und Ledererzeugung („Korduan" von Cordoba, „Maroquin" aus Marokko) waren weit berühmt. Die Araber hatten im zehnten Jahrhundert die Baumwoll-Industrie eingeführt und zu Cordoba, Sevilla und Granada jene feinen Stoffe erzeugt, welche in ganz Europa gesucht waren, desgleichen die arabischen Säbel und Schwerter. Die Araber hatten auch Geldanweisungen und Wechsel in den kaufmännischen Verkehr eingeführt. Ja selbst die kaufmännische Buchführung, in welcher die Italiener als Muster für die ganze Welt auftraten, ist arabischen Ursprunges und wurde den Italienern von Arabern übermittelt.

Von diesen Kulturkräften angeregt und in seiner weitern Ausgestaltung mehr genährt, als man oft in der Geschichte darstellt und glaubt, entwickelte sich das Wirtschaftsleben des 12., 13. und 14. Jahrhunderts. Im 14. Jahrhundert behauptete Venedig noch immer den ersten Platz im Seeverkehr, dann zunächst Genua und in dritter Linie Barcelona, von wo aus ein lebhafter Verkehr mit Konstantinopel, Syrien und dem Nil-Delta unterhalten wurde und den städtischen Gewerbefleiß Spaniens förderte. Von Venedig hatte der Doge Moncenigo mit Stolz versichert, daß es der Kanal sei, durch welchen die Reichtümer der ganzen Welt flössen. Freilich entwickelte sich im Innern von Europa eine große, selbständige wirtschaftliche Kraft, ohne indes die bisherigen Bahnen des Welthandels zu beeinflussen. Deutsche Kaufleute traten in dasselbe Verhältnis zu den italienischen, wie Jahrhunderte früher diese zu den byzantinischen. Die deutschen Faktoreien zu Genua, Venedig u. s. w. waren auf die Vermittelung der dortigen Kaufmannswelt angewiesen. An diesen Verhältnissen konnte auch die für den europäischen Norden bedeutungsvolle Macht des Hansabundes nichts ändern. Erst die Seefahrten und Entdeckungen am Ausgange des Mittelalters veränderten die Richtung der europäischen Wirtschaftsgeschichte, des Handels und der

Handelswege. Der Verkehr im Mittelmeer stellte nicht mehr den Weltverkehr dar; dieser durchbrach die engen Schranken und wurde zum interoceanischen und überseeischen Verkehr im großen Maßstabe.

4. Die letzten Jahrhunderte.

Der Einfluß des nordeuropäischen Wirtschaftslebens, zumal in dem gewerbreichen und rührigen Flandern, hatte sich bald auf die italienischen Handelsverhältnisse erstreckt, und zwar schon im 13. Jahrhundert. Italiener kamen nach London, um Geld- und Wechselgeschäfte zu begründen; Juden zogen von Spanien hinüber; aus Venedig gingen die Kaufleute mit ihren Schiffen und Geldern nach der aufstrebenden nordischen Welt.

All die großen Entdeckungen und Unternehmungen beschäftigten nicht ausschließlich die unmittelbar hieran beteiligten Seemächte; der ganze Erdteil geriet in fieberhafte Aufregung. Abenteuerlust und Golddurst rissen unzählige vom häuslichen Herde weg in die fernen, kaum erst betretenen Länder. Der Reiz der Neuheit, sowie die abenteuerlichsten Vorstellungen von dem Reichtume und der paradiesischen Schönheit jener Erdteile waren die mächtigen Triebfedern, welche diese Bewegung hervorriefen. In erster Linie war es Amerika, das Tausende und Abertausende anlockte. Die Enttäuschung konnte freilich nicht fehlen, denn der erwartete unerschöpfliche Reichtum entpuppte sich als eine von Üppigkeit überquellende Natur und erfüllte durchaus nicht die Träume von unermeßlichem Goldsegen.

Im 17. Jahrhundert erhielt der Welthandel, durch den unmittelbar auch das Mittelmeer beeinflußt war, ein neues Gepräge. Die Engländer hatten das Übergewicht zur See erlangt. Ihre nationale Eigenart und der Eigennutz hatten sie auf die Errungenschaften anderer Nationen eifersüchtig gemacht. Mit geringer Mühe konnte England alle Anläufe, welche andere Völker zur Beherrschung des Welthandels in seinen neuen Bahnen machten, vernichten und alle weiteren Bestrebungen gewaltsam lahm legen.

Um diese Zeit bestand im Mittelmeer die Herrschaft Venedigs und Genuas kaum mehr dem Namen nach. Aller Verkehr daselbst wurde durch die Piratenflotten der Barbaresken-Staaten so gut wie aufgehoben. Längs der ganzen afrikanischen Nordküste, vom Kap Spartel im Westen bis zum Syrtenmeere im Osten, hatten die moslimischen Seeräuber ihre Schlupfwinkel. In den geräumigen Häfen von Tanger, Tetuan, Oran, Algier, Bona, Bizerta, Tunis u. s. w. schaukelten ganze Flotten, welche ununterbrochen im Dienste des schändlichen Handwerkes standen. Sie suchten die umliegenden Küsten Europas heim, vollführten kühne nächtliche Überfälle, brannten Küstenstädte nieder, plünderten Inseln und schleppten die Bewohner in die Sklaverei. Namentlich seit dem verunglückten Landungsversuche Karls V.

an der algerischen Küste (1540) war die Frechheit der Korsaren grenzenlos geworden, und Europa hatte noch drei Jahrhunderte dieses Unglück mitempfinden müssen. Erst die Eroberung Algiers durch die Franzosen (1830) setzte dieser Greuelwirtschaft für immer ein Ende.

Von der größten Tragweite für das allmähliche Erlöschen der Welthandelsstraße durch das Mittelmeer war die Entdeckung des Seeweges nach Indien. Bis dahin hatte der italienische Kaufmann sich auf den syrischen und kleinasiatischen Weltmärkten, wo er seit den Kreuzzügen ansässig geworden war, mit der Zeit von der Vermittelung der einheimischen Händler losgerungen und sich das asiatische Hinterland selber erschlossen. Es geschah dies durch ausgedehnte Reisen einzelner Handelssendlinge, von denen der Venetianer Marco Polo der berühmteste geworden ist. Eigentlich waren es drei Brüder (Maffeo, Nicolo und Marco); ihnen gebührt unbestritten der Ruhm, die ersten europäischen Weltreisenden gewesen zu sein.

Marco Polos Reisen bildeten, obgleich anfänglich bezweifelt, die Grundlage zu allen späteren Entdeckungen im fernen Osten. Daß Venedigs Kaufmannschaft hieraus Vorteile zu ziehen wußte, liegt auf der Hand. Der asiatische Segen begann aber mit einem Schlage zu versiegen, als der Seehandel mit den asiatischen Hinterländern um das Kap der guten Hoffnung herum zu großartiger Entwicklung gelangte. Außer Portugal, welches den oceanischen Verkehr nach dieser Richtung eröffnet hatte, waren es vorzugsweise Spanien, Holland und zuletzt England, welche aus den veränderten Verhältnissen unmittelbaren Nutzen zogen. Italien trat mehr und mehr in den Hintergrund und verschwand endlich als Teilhaber an dem Welthandel im großen Stile vom Schauplatze.

Dafür trat ein anderes Volk auf, von dem in den langen Jahrhunderten niemals als von einem Faktor im Weltverkehr die Rede gewesen war — das Volk der Franzosen. Über die Stellung Frankreichs in den Jahrhunderten seit der Entdeckung Amerikas äußert sich C. Th. Richter wie folgt: „Die Kreuzzüge, das früh entwickelte, auf altrömischen Grundlagen errichtete Städtewesen, die Ordnung der Arbeit in den Zünften, dann die dauernd regen, friedlichen und kriegerischen Beziehungen zu Italien und Flandern, ein reger Volksgeist und kräftige Regenten und Staatsmänner haben frühzeitig das französische Gewerbe entwickelt. Die Woll- und Linnenfabrikation blühte schon im 14. Jahrhundert; die Seidenindustrie wurde durch Franz I., die Glasmanufaktur durch Heinrich IV. eingeführt und von beiden, wie später durch Richelieu und Mazarin, Leinwand- und Wollerzeugung, Sammt- und Seidenfabrikation mächtig befördert. Der Export französischer Waren, zumeist Luxuswaren, war in dieser Zeit schon kräftig entwickelt. Diese glückliche Saat wurde durch Colbert zur üppigen Reife gebracht. Handel und Gewerbe blühten in dem Jahrhundert Colberts und Richelieus in Frankreich

wie in keinem andern Lande der Welt, und begünstigt durch einen reichen Boden, durch glückliche nationale Anlagen, in denen Arbeitsamkeit und Fleiß, ein beweglicher Kunstsinn und schöpferische Kraft frühzeitig ihre Früchte zeitigten, wurden die Grundlagen einer industriellen Herrschaft gelegt, die Frankreich fortgesetzt pflegte und durch Jahrhunderte über ganz Europa behauptete."

So treten wir in das letzte, das 19. Jahrhundert ein, in welchem die wirtschaftliche Geschichte nun keine solche nach Ländern und Völkern, sondern die „Geschichte der wirtschaftlichen Kräfte und Leistungen" ist. Nichts prüft der Mensch mehr als die dauernde Wirksamkeit des Kapitals. Diese wird im Kreise der wirkenden Kräfte zumeist aufgehoben durch die Notwendigkeit, die Güter im Raume zu verschieben, ihre Verschiedenheit im Raume aufzuheben und Erzeugung und Verwendung einander zu nähern. Sobald ein Gut von seinem Erzeugungsorte seiner Bestimmung zugeführt wird, hört es während der Zeit seiner Beförderung auf, „Gut" zu sein, und wird zum einfachen „Ballast". Seine wirtschaftliche Kraft ruht in dieser Zwischenpause. Je kürzer also die Entfernungen, d. h. je besser die Einrichtungen sind, um diese in kurzer Zeit zu bewältigen, desto größer wird der gleichsam tot aufgespeicherte wirtschaftliche Wert der Güter.

Vom Standpunkte der internationalen Interessen kann von einem „Mittelmeerhandel" in der Weise, wie er in früheren Jahrhunderten bestanden, nicht mehr die Rede sein; er ist einfach ein Bruchteil des Welthandels, selbst in seiner Nebenbedeutung als örtlicher Verkehr. Auch in diesem machen sich Kräfte geltend, welche zur Gesamtheit des Weltverkehrs in irgend welcher Wechselwirkung stehen. Handel und Verkehr im Mittelmeer, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten ausgebildet haben, sind demnach nichts anderes als die örtlichen Ausästungen internationaler Beziehungen. Wo diese ein großartiges Gepräge erhalten, ist dessen unmittelbare Ursache entweder die Verkehrsrichtung oder das Inslebentreten neuer Verkehrslinien. Beispiele bilden im erstern Sinne der Suezkanal, im letztern die großen Transit-Schienenwege durch Europa nach den Gestaden des Mittelmeeres (St.-Gotthard-, Mont-Cenis-, Brenner-, Balkan-Bahn), und von hier weiter nach dem Innern der angrenzenden Erdteile (Nil-, Euphrat-, Sahara-Bahn u. s. w.).

Den größten Anteil an der neuen Phase des internationalen Verkehrs haben die Errungenschaften der Naturwissenschaften. Dampfkraft und Elektricität haben Länder und Völker umgestaltet, die Lebensverhältnisse verändert, ihnen neue Erscheinungsformen verliehen. Insbesondere sind es die Verhältnisse der physischen Kraft und Arbeit, des Raumes und der Zeit, welche durch die Ausnutzung der genannten Naturkräfte geradezu verschoben worden sind.

Dazu kommt ein zweites Moment: die Wiederbelebung der im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende verloren gegangenen Beziehungen. Die

alte Kulturwelt, welche im Wandel der Zeiten stückweise unterging, kam nach und nach ganz außer Verbindung mit Europa, das zum Schauplatze eines Kulturlebens mit gänzlich veränderter Grundlage wurde. Der weltbeherrschende Geist unserer Zeit hat in großartiger Weise die Spuren auszunutzen gewußt, um die eingeschlummerten alten Kulturbereiche in sein goldenes Netz festzunesteln.

Wenn wir heute die Blicke auf die verödeten, in einem Scheinleben erstarrten Gebiete Assyriens und Babyloniens werfen, geschieht es weniger aus gelehrtem Bedürfnisse. Dort vermutet der einsichtige Volkswirt andere Schätze. Er sieht die Spur uralter Handelsbeziehungen, welche voreinst Abendland und Morgenland aneinander ketteten. Von Osten her, zum Teil aus Länderräumen von fabelhaften Umrissen, zog der älteste Weg der Kulturentwicklung. Dorthin strebt der neuere Unternehmungsgeist zurück. Dazu benutzt er ein Hilfsmittel, das ohnedies bereits drei Vierteile unseres Planeten erobert hat — die Schiene.

Die Schiene soll die alten anatolischen Königreiche durchziehen, sie soll den Taurus überschreiten und die Gefilde Mesopotamiens aufsuchen. Dort harrt das in den assyrischen Ruinen begrabene Leben der Auferstehung. Die gelehrte Spekulation wäre hierbei vollkommen ohnmächtig. In Museen erzeugt man so wenig ein neues Leben, als in der Phiole im Faust-Laboratorium einen Menschen. Die Saat, die auf die assyrisch-babylonische Gräberwelt niedergehen muß, ist anderswo aufgespeichert: in den Centralsitzen der geistigen und der materiellen Arbeit.

Und wenn die Schiene den Boden des biblischen Paradieses erreicht hat: was dann? Sie wird weiter und weiter nach Osten streben. Die alte „iranische Königsstraße" wird mit dem Zuge der Lokomotive zusammenfallen. Schon hat sich in Indien eine bedeutsame Wendung vollzogen, und die dortigen Völkerstämme zehren nicht mehr ausschließlich an ihren uralten Überlieferungen. Die Verkehrsmittel unserer Zeit haben dort das altehrwürdige Geistesleben mit neuerem Kulturstoff durchsetzt. Selbst an den verriegelten Pforten des „Reiches der Mitte" rüttelt der moderne Poltergeist in Gestalt von Eisenbahnen und Telegraphen. Dieser Geist wird dort namhaften Widerstand zu bewältigen haben, dann aber möglicherweise zu ungeahnter belebender Kraft gelangen, denn geheimnisvoll ist die Zukunft einer Kulturarbeit, die mit so schwerwiegenden Kräften, mit ungeheueren Länderräumen und nach Hunderten von Millionen zählenden Völkerschaften zu rechnen hat.

Wenn nun auch das alles über den engern Rahmen unseres Gegenstandes hinausfällt, bildet das Mittelmeer gleichwohl einen der Nervenknoten des heutigen Weltverkehrs. Wirft man einen orientierenden Blick auf eine Karte des Weltverkehrs, so macht man die Wahrnehmung, daß die Schiffskurse sich dort am meisten verdichten, wo der größte Reichtum

vorhanden ist, der lebhafteste Arbeitsdrang sich bethätigt. Der wichtigste der Nervenknoten dieses nur in mathematischen Linien sich ausprägenden Organismus sind die Wasserräume des nordwestlichen Europa. Am zweitdichtesten zeigt sich das Netz der Schiffskurse im Mittelmeerbecken. In diesem engen Raume zwischen der alten und der neuen Kulturwelt läuft ein förmlicher Nervenstrang des internationalen Seeverkehrs. Dieser ist aber nicht bloß ein örtlicher, denn die Passage des Suezkanals gestattet dem Strange eine weite, fast unendlich ausgedehnte Entwicklung über den ganzen südöstlichen Wasserbereich unseres Erdteiles. Die Hauptlinien aber streben wieder dorthin, wo der größte Reichtum und die meisten Interessen sind: nach Ostindien, Ostasien, dem hinterindischen Archipel und Australien. Der Suezkanal hat das Mittelmeerbecken, welches seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen von dem interoceanischen Weltverkehr ausgeschlossen war, in diesen wieder eingefügt.

Schon Bonaparte trug sich während seines Aufenthaltes in Ägypten mit dem Plane des Durchstiches der Landenge von Suez. Das Aufgeben verdankte man damals lediglich einem Rechenfehler in dem Nivellement des Ingenieurs, der zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere einen Höhenunterschied von 11 m (!) gefunden haben wollte. Erst spätere, von Ferdinand von Lesseps in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre angestellte Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß zwischen den beiden Meeren ein ganz unbedeutender Höhenunterschied von nur 0,16 m (etwa $^1/_3$ Fuß) bestehe.

Gleichwohl war zwischen der Anregung zu dem Kanalbaue und dessen Verwirklichung noch ein weiter Weg. Hauptsächlich waren es politische Widerstände, welche zu besiegen waren. Nach Überwindung der heftigsten politischen Gegnerschaft Englands gelang es Lesseps im Jahre 1854, von dem damaligen Vicekönig von Ägypten, Said Pascha, die Bewilligung zur Gründung der „Compagnie universelle du canal maritime de Suez“ zu erlangen. Es wurde zunächst eine Summe von 200 Millionen Francs in 400 000 Aktien (à 500 Francs) gezeichnet, eine Summe, die sich nachmals als unzulänglich erwies und namhaft erhöht werden mußte. Den ersten großen Barzuschuß erhielt die Gesellschaft infolge einer merkwürdigen Verkettung von Umständen. Said Pascha hatte nämlich der Kanal-Unternehmung 63 000 ha Ländereien überlassen und sich überdies zur Beistellung von 20 000 Fronarbeitern verpflichtet. Als aber die Arbeiten im Jahre 1859 begonnen hatten, war die Unternehmung sehr enttäuscht von der Leistungsfähigkeit der arabischen Arbeiter. Da überdies Lord Palmerston „im Interesse der Humanität“ gegen diese Ausnutzung von Sklavenhänden seitens europäischer Unternehmer Einsprache erhob, lenkte die Gesellschaft ein und zeigte sich bereit, die früheren Bedingungen einer entsprechenden Änderung zu unterziehen.

Sie erfolgte im Jahre 1863, als der neue Vicekönig Ismail Pascha sich ins Mittel gelegt hatte. Es schien ihm zunächst ein arger Mißgriff gewesen zu sein, daß man der Gesellschaft 63 000 ha Ländereien abgetreten hatte, während sie zur Anlage des Kanals höchstens 3000 ha benötigte. Die Gesellschaft gab in diesem Punkte nach, forderte aber für den Nachlaß der Fronarbeit 54 Millionen Francs. Die eigentliche Entschädigung bezifferte sich aber noch weit höher, nämlich auf 84 Millionen Francs. Kaiser Napoleon III., den man zum Schiedsrichter gewählt hatte, verurteilte den Vicekönig in die Zahlung jener Summe. Trotzdem mußte das Baukapital noch zweimal erhöht werden, in den Jahren 1867/1868 durch ein Anlehen in der Höhe von 100 Millionen Francs, und im Jahre 1871 durch ein solches von 20 Millionen. Schon Ende 1876 betrugen die Gesamtkosten des Baues in der ersten Einrichtung rund 472 Millionen Francs, hatten sonach den ursprünglichen Voranschlag um erheblich mehr als das Doppelte überschritten.

Der erste Spatenstich an den Kanalarbeiten erfolgte am 25. April 1859 zu Port Saïd. Von den Schwierigkeiten des Unternehmens wird man sich einen Begriff machen, wenn man das Klima und den Wüstenboden in Betracht zieht und zugleich berücksichtigt, daß alles Material, alle Werkzeuge, Maschinen, Kohlen, Eisen, Holz, aus Europa hergeschafft werden mußten; daß etwa 25 000 Arbeiter zu verpflegen, mit Kleidung und Obdach zu versehen waren u. s. w. Hierzu gesellten sich noch politische und finanzielle Schwierigkeiten, Epidemieen unter den Arbeitern und sonstige Hindernisse.

Den Mittelpunkt der Arbeiten in Port Saïd bildete die große Maschinenwerkstätte der Firma Borel, Lavalley & Co., welche die Austiefung des Kanals übernommen hatte. Welche Intensität die Thätigkeit dieser Werkstätte hatte, ersieht man daraus, daß die genannte Firma im Jahre 1868 bei der Ausgrabung des Kanals außer 12 000 Menschen noch maschinelle Hilfsmittel von zusammen 10 000 Pferdekräften bei einem täglichen Kohlenverbrauch von 6000 Metercentnern in Verwendung stehen hatte. Aus jener Maschinenwerkstätte waren hervorgegangen: 10 mechanische Zermalmer, 4 Handbagger, 18 kleine und 58 große Baggermaschinen, 109 Schuttdampfmaschinen, 68 Elevatoren, 30 Dampfwidder, 15 Dampfbarken, 60 Lokomobilen, 15 Lokomotiven, 20 Dampf-Erdheber, 25 Dampfcanots und Remorqueurs, 200 eiserne Barken und 1800 Erdwagen.

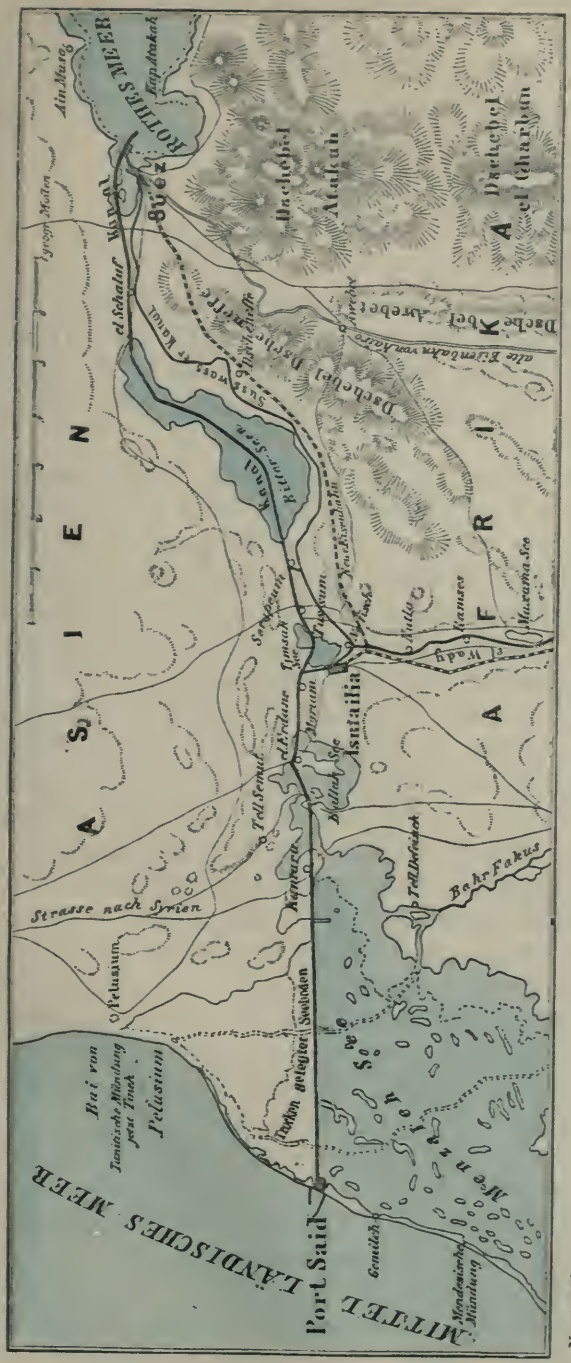
Ein anderes bedeutendes Etablissement in Port Saïd war die Steinfabrik der Gebrüder Dussaur, in welcher jene riesigen künstlichen Blöcke erzeugt wurden, die zum Baue der Molen und Wellenbrecher dienten. Jeder dieser Blöcke (aus Wüstensand und hydraulischem Kalk) maß 10 cbm, wog 20 t und kostete ungefähr 300 Francs. Ein Destillator versorgte in der Zeit, da der Süßwasserkanal noch nicht im Betriebe war, die Arbeiter mit Trinkwasser.

Es wurden von einer Maschine mit drei Dampfkesseln täglich etwa 20 000 l Trinkwasser durch Destillation des Seewassers gewonnen.

Auch zu Suez mußten großartige Bauten unternommen werden. Der Ort gleichen Namens liegt eine Stunde vom Südeingange des Kanals entfernt. Zur Flutzeit erscheint das Städtchen auch heute noch von der Kanalmündung gänzlich abgesondert, da das Meer alle Schlamminseln überflutet. Nur ein dünner Faden läuft durch die Wasserwüste: der Schienenweg, der, auf einem breiten Damme liegend, den Kanalhafen von Suez mit dem Orte dieses Namens verbindet. Die Betriebswerkstätten liegen auf einer Insel, welche mit den durch die Austiefung des Kanals gewonnenen Materialien künstlich aufgeschüttet wurde. Man kann leicht ermessen, welche Kosten diese Arbeiten verursachten, wenn man erwägt, daß bloß die Herstellung des Trockendockes etwa sechs Millionen Francs verschlungen hat.

Der Suez-Kanal (Fig. 53) hat eine Länge von 160 km, sein Fahrwasser ist 8 m tief, seine Breite am Wasserspiegel beträgt überall dort, wo er durch Hügel geschnitten ist, 58 m, an anderen Stellen 100 m, im Menzaleh-See noch mehr. Im Roten Meere wächst die Breite allmählich bis auf 275 m. Die Böschungen der Seitenwände betragen an günstigen Stellen 1 : 2,3, und sind an ungünstigen Stellen bis auf 1 : 5 gemindert; die Sohlenbreite beträgt durchschnittlich 27 m. Der Kanal wurde in der tiefsten Senke der Landenge von Suez angelegt, und zwar derart, daß er mehrere Seen — die Bitterseen, den Ballah- und den Timsah-See — in die Linie einbezog, wodurch an Austiefungsarbeiten wesentlich erspart wurde. Dagegen kostete die Herstellung beziehungsweise die Eindämmung des Fahrwassers im großen Menzaleh-See bei Port Saïd ungeheuere Anstrengungen. Der Kanal wurde nämlich mitten durch diesen See geführt und das ausgehobene Material rechts und links in den See geworfen. Da der Aushub aus Sand, Nilschlamm und Meereskonchylien bestand, floß er allemal wieder auseinander. Schon war man entschlossen, der Kanalstraße eine andere Richtung zu geben, als die Dammaufschüttungen haltbarer zu werden begannen. Die ausgehobenen Massen trockneten und die von den Wellen bewirkten Anschwemmungen festigten die äußeren Böschungen. Da durch die Kanalanlage der östlichen Hälfte des Menzaleh-Sees aller Wasserzufluß durch den Nil entzogen wurde, konnte er trockengelegt werden.

End-, beziehungsweise Ausgangsstation des Kanals ist das aufblühende Port Saïd, eine Gründung aus der Zeit des Kanalbaues. Die Hafenanlagen überraschen durch ihre Ausdehnung und solide Herstellung. Drei Becken, in stufenförmiger Anordnung von Nord nach Süd, bilden den eigentlichen Hafen; alle drei liegen auf der Stadtseite; ein viertes Becken, für den Durchgangsverkehr, liegt am östlichen Kanalufer. Großartig sind auch


ROTHES MEER
Ain Musa
Serapeum
Timsah
Ismailia
Suez
Bitterseen
Kanal
Mariut See
Abukir
Alexandria
Damanhur
Rosetta
Aboukir
Straße von Abukir
Straße nach Syrien
Pelusium
Bucht von Tanitische Mündung jetzt Tineh
Pelusium
Port Said
Mendesische Mündung
MITTELL. LANDISCHES MEER
Menzaleh See
Lagune
Damiette
Damiette
Damiette

Zwischen	Hamburg	und	Bombay	29	Tage	Zeitgewinn.
„	Amsterdam	„	„	28	„	„
„	Liverpool	„	„	28	„	„
„	Bordeaux	„	„	28	„	„
„	Marseille	„	„	31	„	„
„	Genua	„	„	32	„	„
„	Triest	„	„	37	„	„
„	Brindisi	„	„	38	„	„
„	Smyrna	„	„	41	„	„
„	Alexandria	„	„	43	„	„

Die Zahl der Schiffe, welche seit Eröffnung des Kanals diesen passierten, betrug 1869: 10, 1870: 489, 1871: 763, 1872: 1082, 1873: 1173, 1874: 1264, 1875: 1494, 1876: 1457, 1877: 1663, 1878: 1593, 1879: 1477, 1880: 2026, 1881: 2727, 1882: 3198, 1883: 3307, 1884: 3284, 1885: 3624.

Wir haben weiter oben auf die Thatsache hingewiesen, daß durch die Schöpfung des Suez-Kanals das Mittelmeer unmittelbar in den interoceanischen Weltverkehr einbezogen worden ist. Damit haben wir aber verschiedenen Phasen des heutigen Verkehrslebens im zeitlichen Sinne vorgegriffen; denn lange bevor der Durchstich an der Landenge von Suez vollbracht war, hatte der Verkehr im Mittelmeer Formen angenommen, welche mit der räumlichen Ausdehnung desselben zwar innig zusammenhängen, im übrigen aber im besondern beurteilt werden müssen. Was damit gemeint ist, läßt sich leicht erraten: das Werden des Dampfbetriebes zur See. Die ersten Anläufe hierzu gingen von Österreich aus. Bereits im Jahre 1833 wurde in Triest (Fig. 54) die Gesellschaft des Österreichischen Lloyd (jetzt Österreichisch-Ungarischer Lloyd) gegründet. Im Jahre 1836 eröffnete der Lloyd die ersten Dampfschiffahrten, welche zunächst den langgestreckten österreichischen Küstenländern am Ostrande der Adria zu gute kamen. Seitdem hat der Lloyd ungeahnten Aufschwung genommen; mit seiner stattlichen Flotte von fast 100 Fahrzeugen rangiert er unter den ersten Schiffahrtsgesellschaften der Welt. Die Schiffswerfte des Lloyd bei Triest zeichnet sich ebenso sehr durch Großartigkeit der Anlage als durch mustergültige maritim-technische Leistungen aus.

Diese Stellung des Lloyd entspricht vollständig der großen Bedeutung, welche Österreich-Ungarn als Vertreter der Interessen mitteleuropäischer Kultur in der Levante für sich in Anspruch nehmen darf. Das wichtigste Ferment dieser Stellung des Kaiserstaates ist das über das östliche Mittelmeer ausgebreitete, wohlorganisierte Netz nationaler Schiffahrtslinien und Schiffahrtsagentien, dessen Erhaltung der Staat dadurch ermöglicht, daß er dem den Seepostdienst versehenden Unternehmen seine Stütze leiht.

Nächst dem Österreichisch-Ungarischen Lloyd ist die englische Schiffahrts-Gesellschaft „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company" die

Fig.

Triest.

wichtigste gewesen für die Entwicklung des modernen Seeverkehrs im Mittelmeer. Die Anfänge dieses Unternehmens reichen bis ins Jahr 1837 zurück. Damals wurde die ostindische Post, welche bis dahin den langwierigen, 13600 Seemeilen messenden Weg um das Kap der guten Hoffnung genommen hatte, nach der Landenge von Suez instradiert und der gerade Segelschiffskurs von Falmouth nach Gibraltar und Alexandria ins Leben gerufen. In Suez übernahmen die Dampfer der Ostindischen Compagnie die Post und beförderten dieselbe nach Bombay. Da die Segelschiffe von Falmouth nach Alexandria eine sehr bedeutende Fahrdauer beanspruchten, ersetzte man sie durch Dampfschiffe, und die so ins Leben gerufene Gesellschaft erhielt den Namen „Halbinsel- und Orient-Gesellschaft", weil sie in ihrem Dienste die Iberische Halbinsel berührte und die orientalische Post besorgte.

Fig. 55. Ein Ostindienfahrer des Österreichisch-Ungarischen Lloyd.

Dieses Unternehmen hat im Laufe der Zeit einen in der gesamten modernen Schiffahrt unerreichten Aufschwung genommen. Jede in Southampton an Bord gebrachte Post wog in den letzten Jahren durchschnittlich 500 Metercentner an Briefen, Zeitungen, Büchern und Warenmustern. Ehe diese Post im letzten Hafen ihrer Bestimmung ankommt, müssen in 18 Häfen Passagiere und Postsendungen gelandet und aufgenommen und fünfmal die Dampfer gewechselt werden. Die Compagnie hat täglich an Bord ihrer Dampfer 10000 Personen zu speisen.

Die Verköstigung ist eine luxuriöse; auf den Dampfern wird z. B. jährlich für etwa 7000 Pfund Sterling (140 000 Mark) Eis aufgebraucht; ja, die Gesellschaft besitzt sogar ein großes Landgut in Ägypten, welches bloß dazu bestimmt ist, ihre Dampfer mit frischem Gemüse, Obst und Geflügel zu versehen. Das gesamte im Dienste der Gesellschaft stehende Personal beläuft sich auf etwa 15 000 Köpfe; in den einzelnen Kohlenniederlagen, welche durch eine besondere Seglerflotte stets vervollständigt werden, sind jederzeit bei 100 000 t Kohlen im Vorrat u. s. w.

Die drittwichtigste Schiffahrtsgesellschaft im Mittelmeer sind die französischen „Messageries Maritimes". Eine ganze Flotte der prächtigsten Dampfer steht in ihrem Dienste, und ausgezeichnet ist das seemännische Material — nach dem germanischen wohl das beste auf der Erde. Die längste Linie, welche die Gesellschaft befährt, ist die zwischen Marseille und Neu-Kaledonien, 11 841 Seemeilen; dann zunächst die Linie Marseille-Schanghai, 9034 Seemeilen.

Die Dampfer der italienischen Gesellschaft „Navigatione Generale Italiana" legen auf der Route Genua-Buenos Aires 6219 Seemeilen zurück, die Dampfer der holländischen Gesellschaft „Stoomvaart Maatschappij Nederland" auf der Route Amsterdam-Marseille-Batavia 7096 Seemeilen u. s. w.

Andere Gesellschaften begnügen sich, mit ihren Dampfern bloß das Mittelmeer oder vollends nur einen Teil desselben zu befahren, wie beispielsweise die Dampfer einer ägyptischen, einer russischen und einer griechischen Gesellschaft. Außerdem ist das Mittelmeer der Tummelplatz aller seefahrenden Nationen der Welt, deren Schiffe zumeist in buntester Abwechslung die Quais in den großen Emporien, wie Marseille, Genua, Triest, Piräus, Alexandria, Port Saïd u. s. w., umlagern. Für den fortgesetzten Aufschwung dieser letzteren sprechen die Vergrößerungen der Hafenanlagen, wie sie namentlich in Marseille, Genua und Triest — den drei wichtigsten Mittelmeer-Häfen für Mittel-Europa — geschaffen wurden, und die Verdichtung des Verkehrs. Genua z. B. ist Station von elf großen Dampfschiffahrtslinien und hat in neuester Zeit seinen Seeverkehr bis Südamerika ausgedehnt. Zugleich ist es der erste italienische Auswanderungshafen. Marseille ist Station für zehn große Dampfschiffahrtslinien u. s. w.

Die Ausgestaltung des Welthandels zu seiner heutigen Allgemeinheit hat die Bedeutung sogenannter „Welthandelsstraßen" vollständig zurückgedrängt. Wenn man aber heute durchaus noch von einer Welthandelsstraße sprechen will, so kann dies nur der Weg sein, den die englisch-ostindische Post nimmt. Dieser Weg durchschneidet das Mittelmeer und verbindet — wie vor Zeiten — die orientalische Welt mit Europa. Im Mittelmeer münden aber zugleich alle die Nebenstraßen, welche in dem Jahrtausende alten Verkehr der Ufervölker untereinander befahren worden sind. Von diesen Neben-

straßen ist noch immer jene Querstraße die wichtigste, welche vom Norden des Schwarzen Meeres mit Berührung von Konstantinopel nach dem Ägäischen Meere zieht.

Nichts spricht deutlicher für diese Thatsache als die Ausdehnung der Schiffahrt. Wir haben in der nachstehenden tabellarischen Zusammenstellung den Versuch gemacht, auf Grundlage eines zehnjährigen arithmetischen Mittelwertes von der Zahl aller Schiffe, welche die einzelnen Häfen angelaufen haben, deren Bedeutung und Rangordnung darzulegen. Nach dieser Zusammenstellung haben in den letzten zehn Jahren durchschnittlich im Jahre Schiffe angelaufen (die ausgelaufenen Schiffe sind nicht berücksichtigt), und zwar:

1. Marseille . . .	9500[1]	11. Messina	3200
2. Syra	6300	12. Catania	3100
3. Genua	5800	13. Malaga	3080
4. Neapel	5000	14. Beirut	2900
5. Piräus	4900	15. Venedig	2800
6. Barcelona . . .	4600	16. Port Saïd . . .	2700
7. Livorno	4500	17. Saloniki	2600
8. Triest	4400	18. Cartagena . . .	2400
9. Palermo . . .	3700	19. Alexandria . . .	2200
10. Valencia . . .	3500	20. Smyrna	1500.

Die Befahrung der Dardanellenstraße, welche (nur die Zufahrt der Schiffe gerechnet) in demselben Zeitraume durchschnittlich 7500 Schiffe im Jahre aufwies, wird also im ganzen Bereiche des Mittelmeeres nur von einem einzigen Hafen — dem von Marseille — überboten, ein Beweis, welche Bedeutung Konstantinopel noch immer als einer der Centralpunkte des europäisch-asiatischen Handels besitzt.

Die vorstehende Übersicht liefert das überraschende Ergebnis, daß — abgesehen von der Suez-Straße, welche in der Regel nur von Schiffen langer Fahrt benützt wird — der örtliche Mittelmeerverkehr zwei Gebiete größten Verkehrslebens besitzt, das eine im westlichen, das andere im östlichen Mittelmeere. Dort sind es Marseille und Genua, hier Syra und Piräus. In zweiter Reihe stehen Spanien (Barcelona) und Österreich-Ungarn (Triest), in dritter Linie Süd-Italien und Ägypten-Syrien.

Wir haben schon früher hervorgehoben, daß die Gegenwart, nachdem sie den Welthandel nach allen Erdteilen getragen hat, allmählich nach den Bahnen einer alten Vergangenheit zurückdrängte. Ganz besonders sind es die Eisenbahnen, welche die Landverkehrswege des Altertums wieder

[1] In diese Ziffern sind nicht nur die Schiffe langer Fahrt, sondern auch alle Küstenfahrer einbegriffen.

aufsuchen. Mit den Trümmern untergegangener griechischer Städte mauert die Gegenwart in Vorder-Asien den Unterbau eines neuen Eisenbahnnetzes. Die geplante „Euphratbahn", welche aber der Natur der Sache nach nur eine „Tigrisbahn" sein kann, wird der alten persischen Poststraße zwischen Sardes und Susa folgen und sich hierbei der Trümmer assyrischer Städte als Baumaterial bedienen.

Auch in Europa tritt dieselbe Erscheinung zu Tage. Neben dem Treppelweg der venetianischen Karawanen nach Deutschland legte die Gegenwart den Schienenstrang der Brennerbahn. In ähnlicher Weise sind Mont-Cenis- und St.-Gotthard-Bahn gefolgt. Städte werden wieder lebendig, die vor vielen Jahrhunderten schon eine große Handelsblüte und Macht entfalteten. Und dieselben Waren, die ein Jahrtausend früher auf diesen Straßen in Verkehr gelangten, sieht unsere Zeit in derselben Handelsrichtung, zwischen denselben Völkern und Ländern und für dieselben Länder und Reiche. Zur Erfüllung dieses Zweckes mußten zwei technische Großthaten vollbracht werden: der Durchbruch der Alpenkette und der Durchstich der Landenge von Suez. Nur die Verkehrsmittel sind andere geworden; die Verkehrsrichtung ist dieselbe geblieben. Dies beweist uns, daß der Kulturdrang der Menschheit von jeher derselbe war und immer dahin ging, die ganze Welt als Einheit zu erfassen, alle durch alle zu erheben und vorwärts zu bewegen, oder wie es die Volkswirtschaftslehre mit dem einfachen Satze ausdrückt, daß die Bedürfnisse der Menschheit immer nur durch die ganze Welt befriedigt werden können.

Auf afrikanischem Boden hat die Gegenwart wieder die Handelswege aufgesucht, welche in ältester Zeit die Phöniker beherrscht hatten. Die Römer, als Erben der phönikischen Macht in Nordafrika, belebten den Handel mittelbar durch Anlage von Militärstraßen. Ihre Bedeutung ging gänzlich verloren, als das Weltreich zerfiel und bald hierauf die arabisch-islamitische Überflutung Nordafrika von aller Welt hermetisch abschloß. Dieser Zustand hielt bis in die neuere Zeit an. Der Handel zwischen Europa und Nordafrika lag, soweit letzteres in Betracht kommt, in den Händen des arabischen oder berberischen Kaufmannes; er war der Vermittler. Erst mit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen wurde diesem Zustande der Dinge ein Ende gemacht. Um vollends das ganze westliche Gebiet von Nordafrika wirtschaftlich zu beherrschen, plant man allen Ernstes die Anlage einer „Sahara-Bahn", d. h. eines Schienenweges, welcher vom Mittelmeer bis Senegambien ziehen soll, um die Erzeugnisse des westlichen Sudan unmittelbar zu exploitieren und jenen noch halb und halb verschlossenen Ländern die Erzeugnisse abendländischen Gewerbfleißes zuzuführen, sie zuvörderst wirtschaftlich, sodann politisch von der algerisch-senegambischen Kolonialregierung abhängig zu machen.

Auch nilaufwärts ist der heutige Verkehr einem uralten Handelswege gefolgt. Bis Siut zieht der Ansatz eines Schienenweges, welcher früher oder später bis in das Herz des Sudan vordringen wird, mögen die Wirren in jenen Gegenden derzeit noch so abschreckender Natur sein. Der Beginn ist freilich nicht vielversprechend. Die Dampfer, welche heute den heiligen Strom hinaufsteuern, haben nämlich bisher kaum eine andere Rolle gespielt, als daß sie in dieser großartigen Gräberwelt eine fremdartige Staffage bildeten. Die Dampfer befahren den Nil bis zum ersten Katarakt; aber sie dienen fast ausschließlich dem Passagier- d. h. dem Fremdenverkehr. Man denke sich dazu den scharfen Gegensatz zwischen Nil und Mississippi, den Gegensatz zwischen einer vorübergegangenen und einer in voller Entwicklung begriffenen Kultur, zwischen uralten, dem jetzigen Geschlechte unfaßbaren Mysterien und dem reichen Leben jener jungen Nation, die sich in kaum einem Jahrhundert eine Welt zu erobern wußte.

Zum Schlusse müssen wir noch eines Verkehrsmittels gedenken, welches dem Weltverkehr erst die wahre weltumfassende Bedeutung verschafft hat. Es ist dies der Telegraph. Für uns sind namentlich die unterseeischen Telegraphenleitungen, welche im Bereiche des Mittelmeeres angelegt sind, von Belang.

Aus einer Zusammenstellung des gesamten unterseeischen Telegraphen- (Kabel-) Verkehrs auf der Erde, welche Emil Mayr in München geliefert hat, ergeben sich nachfolgende Daten für den Zeitpunkt der Herstellung, für die Richtung und die Länge aller im Mittelmeer hergestellten unterseeischen Telegraphenleitungen:

		Seemeilen
1859.	La Valetta auf Malta mit Algagrande bei Modica auf Sicilien	60
1860.	Ibiza mit Mallorca	54
„	Torre del Orso bei Otranto mit der Sidari-Bai auf Korfu	84
1862.	Halbinsel Sabbioncello mit den Inseln Lesina und Curzola in Dalmatien	6,5
1864.	Punta Batteria bei Otranto mit Punta Secca bei Valona (Albanien)	65,3
„	Sicilien mit Kalabrien	9,03
1866.	Corsica mit Livorno (60 Seemeilen) und Corsica mit der Insel Sardinien (8 Seemeilen)	68
1868.	Malta mit Alexandria	925
1869.	Zweites Kabel zwischen Malta und Sicilien	?
„	Zwei kleine Kabel in Griechenland	7,5
1870.	Marseille mit Bona in Algerien	444
„	Bona mit Malta	381
„	Zante mit Morea (11 Seemeilen) und Ithaka mit S. Maura (7 Seemeilen)	18

		Seemeilen
1871.	Österreich legt Kabel in einer Länge von	33
„	Javea (Spanien) mit Ibiza (Cala Moli)	48,5
„	Mallorca-Minorca	26,6
„	Marseille-Algier	500
„	Marmaritza-Rhodos	23
„	Latakiè (Syrien) - Kypern	87
„	Zante - Korfu (173 Seemeilen), Zante-Kephalonia (18 Seemeilen), Canea-Retimo-Kandia-Sitia auf Kandia (130 Seemeilen) und Sitia - Scarpanto - Rhodos (145 Seemeilen); ferner Chios mit Tschesme (Kleinasien, 8 Seemeilen) . .	474
1873.	Laurium in Attika-Syra-Tiros-Andros-Euböa (80 Seemeilen), Motochi (Morea) - Hydra (4 Seemeilen), Canea - Zante (245 Seemeilen), Sitia auf Kandia-Alexandria (360 Seemeilen), Syra-Chios (96 Seemeilen)	785
1874.	Marseille-Barcelona	220
„	Otranto-Zante	187
1875.	Orbetello (Toscana) - Marinella Vecchia (Insel Sardinien) .	118,04
1878.	Antibes (Frankreich) - St. Florent (Corsica)	152
„	Zweites Kabel zwischen Zante und Morea (Trepito, 11 Seemeilen); Marmari (Euböa) - Raffina (Attika, 13,35 Seemeilen); Kandia - Syra (134 Seemeilen); Chios-Tenedos (98 Seemeilen); Tenedos-Tschanak (Dardanellen, 32 Seemeilen)	288,35
1879.	Zweites Kabel zwisches Marseille und Algier	495,5
1880.	Drittes Kabel zwischen Marseille und Agier	478,78
1881.	Milazzo (Italien) - Lipari	23,9
„	La Calle (Algerien) - Biserta (Tunis)	90
1882.	Bone (Algerien)-Biserta (Tunis, 128 Seemeilen); Susa-Sfax-Insel Dscherba-Gabes und Dscherba-Zarzis (276,28 Seemeilen)	404,28
„	Triest-Korfu	504
„	Alexandria-Port Saïd (Küstenkabel)	153
1884.	Griechenland legt verschiedene kleine Kabel mit zusammen . .	257,9

D 973 .S38 1888 SMC

Schweiger-Lerchenfeld,
Amand, Freiherr von,
Das Mittelmeer /

BAK-1232 (mcsk)